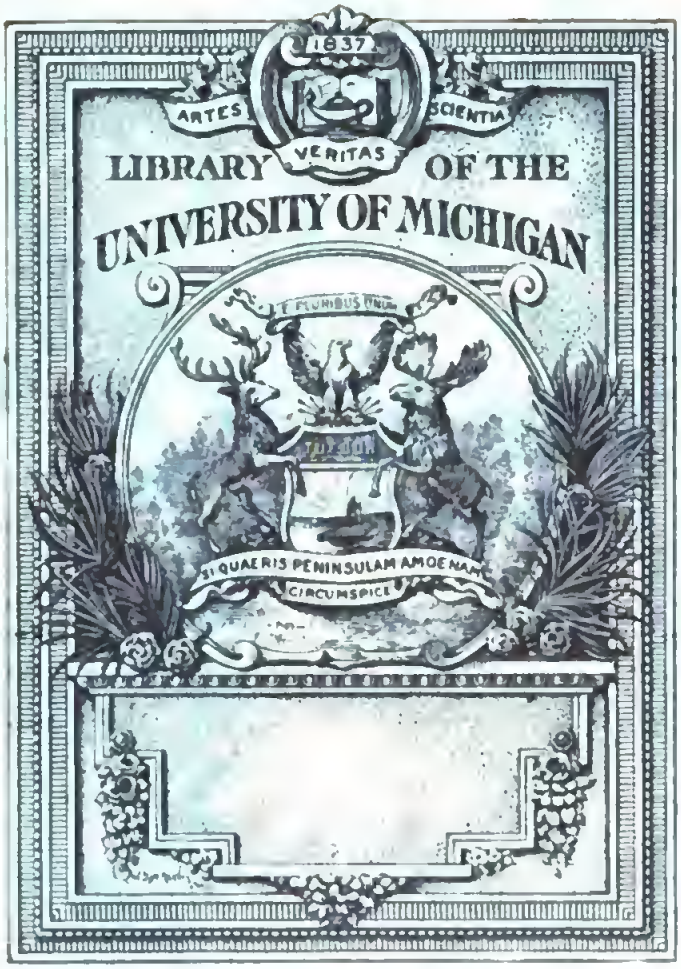
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. L. Ortz.

Prospekt.

830.6B58

Konnten wir bei Beginn des 15. Jahrgangs den Lesern durch die Vergrößerung des Formats unserer **„Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“** eine **bedeutende Vermehrung des Inhalts** bieten, so hoffen wir sie mit dem vorliegenden Bande des neuen **siebzehnten Jahrgangs 1893** noch angenehmer zu überraschen durch eine noch **wichtigere Neuerung,** nämlich durch die Beigabe

zahlreicher Illustrationen.

Unsere „Bibliothek“ bietet also nicht nur die **neuesten** Erzeugnisse unserer **hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,** sondern der Stift des Künstlers erläutert jetzt auch das Gelesene und verschafft so namentlich dem belehrenden Theile einen **weit größeren Reiz und höheres Interesse.**

Wir hoffen mit dieser Neuerung unser Programm:

☛ **den vielen Bücherliebhabern, denen dies wegen der**
☛ **damit verbundenen großen Kosten bisher nicht ver-**
☛ **gönnt gewesen war, Gelegenheit zur Anlegung einer**
☛ **wirklich gediegenen, Belehrung und Unter-**
☛ **haltung zugleich bietenden**

Privatbibliothek

zu gewähren, wesentlich zu fördern und bitten uns durch recht zahlreiche Betheiligung an der Subskription unterstützen zu wollen.

Die **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint vollständig in **13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen Bänden** mit **Goldrücken** und **Deckelpressung.**

Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis

nur 75 Pf. für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im Einzelnen noch nicht einmal **den bloßen Einband** zu liefern im Stande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zur Novellette „Ein Sommernachtstraum“ von Carl Ed. Klopfer. (S. 87)
Originalzeichnung von E. Kevler.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Erster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Spätes Recht. Kriminalroman von Friedrich Jacobsen.	7
Ein Sommernachtstraum. Novellette von Carl Ed. Klopfer	76
Mit Originalzeichnungen von E. Kepler.	
Die Schwägerin. Novelle von E. Merk	105
Aus der Residenz des Schah-in-Schah. Wanderungen durch Teheran. Von Alexander Ritter	149
Mit 8 Illustrationen.	
Fremdkörper im menschlichen Organismus. Medicinische Skizze. Von Dr. Fr. Parkner	164
Ein Blick durch's Fernrohr. Eine Reise in's Weltall. Von Paul Tunsch	175
Mit 9 Illustrationen.	
Weibliche Eroberungen. Zur Emanzipationsbewegung der Gegenwart. Von Richard March	188
Ein Tag auf einer Berliner Polizeiwache. Aus dem Leben der Reichshauptstadt. Von A. Oskar Klaußmann	198
Mannigfaltiges:	
Der verhängnißvolle Heirathsantrag	214
Schrecklähmung bei Thieren	217
Mit 3 Illustrationen.	
Rossini und die Eisenbahn	219
Warum sollen wir durch die Nase athmen?	222
Aprilscherze Peter's des Großen	224

240135

Seite

Die Macht des Dogen von Venedig ꝛc. 225
Wein- und Lachkünstler 227
Friedrich der Große citirt einen Geist 231
Allerlei von der Seekrankheit 232
Ein Frauenasyl 234
Die New-Yorker „Rothkappen“ 235
Nur immer deutlich! 237
Ein interessantes Experiment 238
Chinesisches Theaterpublikum 238
Adel und Bürgerthum 239
Drastischer Bescheid 239
Künstlerlaune 240

Spätes Recht.

Kriminalroman

von

Friedrich Jacobsen.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Der Hochsommertag neigte sich seinem Ende entgegen. Während die Sonne langsam hinter dem Kamm der Berge versank, stiegen auf der entgegengesetzten Seite schwere Gewitterwolken auf, um sich immer drohender über den Wipfeln der Bäume zusammenzuschieben.

Es war ein mächtiger Wald, der sich von beiden Seiten der Chaussee in aufsteigender Linie meilenweit ausdehnte, und mit seinen düsteren Fichten wie den eingesprengten Buchenschlägen das Auge jedes Forstmannes erfreuen mußte; aber für den einsamen Wanderer, der, die staubige Chaussee entlang ziehend, hinter sich das Gewölk ahnte, und vor sich in den sinkenden Abend blickte, mochte der endlose Wald seine unfreundlichen Geheimnisse bergen.

Diesem Gedanken gab einer von den beiden Männern Ausdruck, die soeben um die letzte Waldecke bogen, und vielleicht zum zehnten oder zwanzigsten Male das gleiche einförmige Bild überblickten.

Jeder von ihnen mochte etwa dreißig Jahre zählen; Beide trugen Reisekleider und waren offenbar sehr ermüdet,

denn der Eine, ein blondbärtiger Hüne, ſetzte ſich, unbekümmert um die aufſteigenden Gewitterwolken, auf den nächſten Meilenſtein, las zwiſchen ſeinen Knieen durch über Kopf die aufgeſchriebene Kilometerzahl, und ſagte dann: „Hör' mal, Aſſeſſor, nun hab' ich die Geſchichte bald ſatt! Wenn ich gewußt hätte, daß Hegenau am Ende der Welt liegt, dann würde ich doch bis morgen früh die Poſt abgewartet haben, anſtatt mir in dieſem gottverlaſſenen Erdenwinkel die Beine abzulaufen. Ich bin noch in dem glücklichen Beſitz eines Hundertmarkſcheines — habt ihr vielleicht auch Räuber in dieſem reizenden Urwalde?“

Der Angeredete ſtrich ſich lächelnd die dunkeln Haare aus der hohen Stirn und rückte ſeine Brille vor die Augen.

„Du weißt, Felix,“ ſagte er dann, „daß ich ſeit Jahren nicht in meine Heimath gekommen bin; ich kann Dir daher über den letzten Punkt keine Auskunft ertheilen. In meiner Kindheit iſt wohl Allerlei vorgekommen, was ſogar mit Deiner nächſten Zukunft zuſammenhängt, aber ſeitdem ſind ja fünfundzwanzig Jahre in das Land gegangen. — Uebrigens,“ fuhr er dann mit jener Pedanterie fort, die den eingefleiſchten Juriſten kennzeichnet, „übrigens habe ich Dir bereits mitgetheilt, daß Du nicht bis Hegenau zu gehen brauchſt, um Dein Ziel zu erreichen; nicht weit von hier muß rechts ein Waldweg abbiegen, der Dich dann in ungefähr einer Stunde nach Griesheim führt.“

„Schöne Ausſicht,“ brummte Doktor Kern, und klopfte den Staub von ſeinen Beinkleidern. „Das Gut liegt wohl ebenſo einſam, wie dieſer Kilometerſtein, auf dem ich vorläufig meine Knochen deponiren werde?“

„Ganz einſam,“ beſtätigte Aſſeſſor Rabe. „Ich dachte, das wäre Dir bekannt?“

„Mit nichten, alter Sohn, ich bin wie ein neugeborenes Kind, harmlos und unwiſſend. Auf die Annonce des Barons v. Oſten, daß er für einige Monate gegen hohes Gehalt

einen Hausarzt suche, der sich ausschließlich seiner kostbaren Person zu widmen im Stande wäre, habe ich mich lediglich nach der nächsten Stadt erkundigt, und in Erfahrung gebracht, daß Hegenau nur einen uralten Arzt besitzt. Das lockte mich, man kann sich da vielleicht in's warme Nest setzen. Junge Mediciner sind heutzutage wie die Spürhunde, mein Junge, und ich hoffe, daß mein künftiger Patient mir die Zeit lassen wird, in der Gegend bei den Leuten bekannt zu werden."

Der Assessor hatte sich in das dürre Gras des Grabenrandes gestreckt und stützte den Kopf in die Hand.

„Ich wünsche Dir viel Glück mit Deinen Plänen," sagte er nach einer Pause, „und es sollte mich aufrichtig freuen, wenn wir als alte Universitätsfreunde längere Zeit in Hegenau zusammenleben könnten. Denn mein Kommissorium am dortigen Amtsgericht wird voraussichtlich in ein Definitivum übergehen, der Präsident deutete wenigstens so etwas an. Aber, lieber Freund, den Gedanken an freie Zeit wirst Du wohl vorderhand aufgeben müssen. Der Baron Lutz v. Osten auf Griesheim ist, so weit ich mich seiner entsinne, durchaus nicht der Mann, welcher sein Geld fortwirft, und wenn er Dich ausschließlich für seine Person gedungen hat — verzeih' das harte Wort — dann wird er auch Mittel und Wege finden, Deine Thätigkeit in Anspruch zu nehmen."

„Also ein hypochondrischer Geizhammel mit siebentausend Krankheiten!" brummte Kern dazwischen.

„Ganz trifft das wohl nicht zu. Der Baron ist jedenfalls ein kranker Mann, aber ich möchte bezweifeln, daß der Sitz des Uebels in einem körperlichen Leiden zu suchen ist; ich wüßte mir sonst nicht zu erklären, daß Herr v. Osten ziemlich eifrig auf die Jagd geht, dabei aber mit einer fast ängstlichen Scheu die Gesellschaft Anderer meidet. Es kann natürlich in den letzten Jahren auch anders geworden

sein, aber noch zu meiner Studienzeit hielten die Leute den Baron für menschenscheu."

Der junge Arzt machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht und rieb sich die Stirn. „Das wäre ja verwünscht," brummte er. „'s ist just nicht meine Passion, mit verrückten Menschen umzugehen, da kann man ja nicht 'mal auf einen ordentlichen Skat rechnen. Und sonst befindet sich keine fühlende Menschenseele in dem bezauberten Kasten?"

Der Assessor riß einige verdorrte Grashalme aus und warf sie von sich. Es lag in der mechanischen Bewegung eine nervöse Unruhe, die dem Anderen entging. „Ich weiß ja nicht, Felix, was die Jahre gebracht haben, ich fühle mit jedem Schritt, der mich meiner Heimath näher bringt, wie fremd ich geworden bin. Aber wenn Wanda noch lebt und wenn sie sich noch in Griesheim befindet, dann wirst Du vielleicht weniger Veranlassung haben, Dich zu langweilen."

„Wanda klingt ziemlich weiblich," sagte der Doktor befriedigt. „Du weißt, Hugo, daß ich mich vor den Mädels niemals gefürchtet habe; also rede, bitte, weniger pythisch. Wer ist Wanda? Hoffentlich weder eine Tante noch eine Kuhmagd —"

„Es ist die einzige Tochter des Barons. — Aber was hast Du, Felix?"

Doktor Kern hatte den Kopf lauschend gehoben und betrachtete nun mißtrauisch die Wipfel der Bäume.

„Der Himmel fängt an zu murren," sagte er sich erhebend, „ich glaube, das da hinten ist ein Gewitter. Es grollte mitten hinein in Deine letzten Worte, just als wenn Du gelogen hättest. Also Wanda ist die Tochter des Barons? Gut, dann werde ich mich in sie verlieben! Komm', und mache kein Gesicht aus der vierten Dimension."

Sie schritten weiter, und der Assessor war sehr einsilbig geworden, während sein Gefährte sich offenbar in der besten Laune befand. Er schwenkte seinen Stock in der Luft und

frug plötzlich: „Sage 'mal, alter Schwede, ist diese Wanda auch kein hochnäsiges Fräulein mit ebensoviel Lenzen wie Ahnen? Glaubst Du, daß ein simpler Doktor der Medicin, Sohn eines Kanzleischreibers und Enkel eines Schornsteinfegers, Gnade vor ihren Augen finden wird? Heraus mit der Sprache, allwissender Pandektenwurm!"

„Wanda v. Osten ist nicht mehr ganz jung," entgegnete der Jurist mit unerschütterlichem Ernst. „Sie muß nach meiner Rechnung fünfundzwanzig Jahre zählen, aber ich habe selten ein Mädchen kennen gelernt, welches Liebreiz, Herzensgüte und Bescheidenheit in gleichem Maße vereinte. Die Armen hängen an ihr mit rührender Liebe, und sie selbst scheint keinen Werth darauf zu legen, ob man in einer Hütte geboren ist oder in einem Schloß."

Seine Stimme klang wärmer als zuvor, und der lustige Doktor lachte.

„Also ein weiblicher Demokrat — ganz mein Fall. Uebrigens klingt Dein Krächzen ganz verliebt, Freund Rabe, ich werde mich vorsehen müssen. Also fünfundzwanzig Jahre? Da muß man Respekt haben. — Was ist denn das?"

Von der Chaussee zweigte nach rechts ein Holzweg in den Wald ab, und an seinem Eingang hielt ein kleiner, mit zwei großen struppigen Wolfshunden bespannter Wagen. Die Thiere lagen mit lechzender Zunge im Staube, und ein junger Mann in der Mitte der zwanziger Jahre saß daneben auf dem Chausseestein. Er trug die gewöhnliche Kleidung der Landleute, aber jedes einzelne Stück war zerrissen und vom Einfluß des Wetters verwüstet, nicht minder aber deuteten die bartlosen Züge darauf hin, daß sich über dieser verwilderten und verkommenen Gestalt nur selten das Dach eines Hauses ausspannen mochte.

Auch der Assessor war aufmerksam geworden und blickte, an seiner Brille rückend, nach der seltsamen Erscheinung hinüber; dann schien plötzlich eine Erinnerung in ihm aufzutauchen.

„Der Joseph," sagte er leise, „wahrhaftig, es ist der Joseph. Ich habe geglaubt, daß er längst wäre, wo sein Vater ist, und nun lungert er hier auf der Landstraße, just, wo der Weg nach Griesheim abgeht. Es ist vielleicht doch besser, Felix, daß Du mich bis Hegenau begleitest, und Deinen Baron erst morgen aufsuchst."

Kern blickte seinen Gefährten verwundert an. „Was ist mit dem Menschen, Hugo, und wo befindet sich sein Vater? Warum soll ich Dich nach Hegenau begleiten?"

Es waren drei Fragen auf einmal, und Rabe winkte abwehrend mit der Hand.

„Stille, er kann uns schon hören, und ich möchte es ihm nicht in's Gesicht sagen. — Guten Tag, Joseph."

Der Bursche hatte sich erhoben und stand nun in seiner ansehnlichen Größe vor den beiden Männern. Er hatte eine schlanke und doch außerordentlich muskulöse Gestalt und die Linien seines Gesichtes waren fast regelmäßig zu nennen; aber ein finsterer, mißtrauischer Ausdruck entstellte sie, und die dunklen Augen funkelten irrlichternd unter den wirr niederhängenden sonnenverbrannten Haaren.

Er nahm die kurze Pfeife aus dem Munde und rückte nachlässig an dem abgegriffenen Filzhut.

„Guten Tag, Herrr Assessor!" sagte er endlich.

„Ihr kennt mich also noch, Joseph?" frug der Jurist und gab seiner vornehm knarrenden Stimme eine freundliche Färbung, die aber nur herablassend klang.

„Warum sollte ich Sie nicht kennen, Herr Assessor? Ich hab' Sie als Junge doch mehr als einmal geprügelt. Das ist nun freilich anders geworden, denn Sie sind jetzt ein großer Herr und bringen die Leute in's Gefängniß, oder anderswohin. Da muß man wohl den Hut abnehmen und gnädiger Herr sagen."

Er that es mit einer spöttischen Bewegung, und aus seiner Stimme klang ein tiefer, verhaltener, unerklärlicher

Groll. Dann wandte er sich kurz ab und riß seine Hunde in die Höhe.

Rabe schien es plötzlich eilig zu haben. Er drückte seinem Begleiter flüchtig die Hand und sagte: „Also dieser Weg führt geradeaus nach Griesheim. Wir werden uns wohl Beide sputen müssen, denn das Gewitter kommt immer näher. Adieu, Felix, hoffentlich sehen wir uns schon in den nächsten Tagen."

Doktor Kern schlug den angedeuteten Weg ein, aber er hatte erst wenige Schritte zurückgelegt, als er das Knirschen der Wagenräder und das Lechzen der Hunde hinter sich hörte. Es war ihm unbehaglich, den verkommenen Menschen in seinem Rücken zu haben, und er blieb daher stehen, um das Gefährt vorbei zu lassen.

Der Bursche sah ihn von der Seite an und machte ebenfalls Halt.

„Also nach Griesheim wollen Sie?" fragte er dann. „Sie sind auch einer von den Gerichtsherren?"

„Nein, guter Freund, ich bin ein Arzt," entgegnete Felix.

„So, also ein Doktor. Na, das konnte ich mir ungefähr denken, Sie sehen auch ganz anders aus, als der da unten. Aber der Weg nach Griesheim ist nicht so leicht zu finden, wie der Federfuchser meint, die Bäume sind in den letzten Jahren ein bischen durcheinander gewachsen, und außer meiner Karre kommt ein Wagen wohl selten genug hierher. Wenn's Ihnen recht ist, will ich Sie führen."

„Gehen Sie auch dorthin?"

Der Bursche schüttelte heftig den Kopf. „Man sieht, daß Sie hier fremd sind. Wenn der Satan mich nicht beim Kragen nimmt und hinschleppt, sollen meine Füße nicht auf den Hof von Griesheim kommen; aber den Weg kann ich Ihnen darum doch zeigen."

„Ich will Sie nicht bemühen," meinte Kern ausweichend.

Der Andere pfiff zwiſchen den Zähnen und gab ſeinen Hunden einen Fußtritt. „Sie fürchten ſich wohl vor mir, Herr? Sehen Sie ſich doch das Ding auf meinem Wagen an. Ein Rad iſt wohl dabei, aber rädern thue ich Keinen damit, wie die Herren vom Gericht es früher thaten. Eine Handvoll Meſſer werden Sie auch finden, aber ich habe noch Keinem den Hals damit abgeſchnitten. Ich bin ein ſimpler Scherenſchleifer, Herr Doktor, und kein Räuber."

Sie gingen einige Schritte nebeneinander her, und Kern ſagte begütigend: „Ich habe Ihnen ja nichts Schlimmes nachgeſagt, Sie wunderlicher Kauz; warum werden Sie denn gleich ſo biſſig?"

Der Burſche nickte mit dem Kopf. „Das iſt richtig, Sie ſehen freundlich und gut aus. Aber der Andere, Ihr Freund, der hat Ihnen wohl einen Floh in's Ohr geſetzt, he?" Und als Kern ſchwieg, fuhr er lauernd fort: „Es ſollte mich wundern, wenn er es nicht gethan hätte; ſie thun es ja Alle, beſonders die vom Gericht. ‚Das iſt der Joſeph Bode,' ſagen ſie, wenn Einer 'mal herkommt und mit mir reden will, wie man mit anderen Leuten redet, ‚das iſt der Joſeph, der Vagabund. Im Zuchthaus hat er noch nicht geſeſſen, aber hinein gehören thut er doch, denn ſein Vater ſitzt ja auch darin — wegen Mord.' So ſagen die Herren, und dann reißt der Andere aus wie Schafleder. — Hab' ich nicht Recht, Herr Doktor, geſtehen Sie's nur!"

Es gingen dem jungen Arzte wunderliche Gedanken durch den Kopf. Da war wieder Einer von jenen Geächteten, an denen die Sünden der Väter heimgeſucht wurden, und einer plötzlichen Regung folgend, legte er ſeine Hand auf die Schulter des verkommenen Menſchen und ſagte: „Man ſoll Keinen richten um fremde Schuld. Wenn Sie die eigene Hand rein gehalten haben von Unrecht, dann laſſen Sie die Leute reden, was ſie wollen. Ich verachte keinen Menſchen um ſeiner Herkunft willen."

Der Bursche riß die Hunde heftig herum und glotzte seinem Begleiter in's Gesicht. Er schien im ersten Augenblick den Sinn der Worte nicht fassen zu können, dann aber dämmerte etwas wie Verständniß in seinen Zügen auf.

„Es ist gut," sagte er hastig mit zusammengebissenen Zähnen, „es ist gut. Und wenn Sie es auch nicht so meinen sollten, es klingt doch wenigstens gut."

Dann bog er sich plötzlich zu einem der lechzenden Hunde nieder, streichelte den struppigen Kopf des Thieres und murmelte unverständliche Worte. Es hatte fast den Anschein, als wolle er durch die sicherlich ungewöhnliche Liebkosung etwas ausdrücken, was er dem Menschen gegenüber nicht sagen mochte oder konnte — etwas, das ihm vielleicht nicht von der Zunge herunter wollte, weil es im Laufe der Jahre eingerostet war.

Dann ergriff er wieder das Leitseil, trieb die Hunde an und sagte im Vorwärtsgehen, halb über die Schulter gewendet: „Die Leute geben mir ihre Messer und Scheren, und wenn ich sie an den Schleifstein gehalten habe, dann sind sie wieder blank. Sie sind ja ein gelehrter Herr, glauben Sie, daß man es mit den Menschen auch so machen kann?"

Es war ein wunderliches Bild in unbeholfener Form, aber es verrieth doch ein ungewöhnliches Nachdenken, und Kern entgegnete: „Ich glaube es. Eure Messer und Scheren rosten nicht, weil der Stahl schlecht ist, sondern weil die Leute unachtsam damit umgingen. Ein unverschuldeter Makel auf dem Namen läßt sich auch abschleifen, daß er blank wird, wie er war —"

Er wollte noch etwas hinzufügen, aber ein schmetternder Donnerschlag nahm ihm das Wort vom Munde weg. Es ging ein Sausen und Aechzen durch die Wipfel der uralten Bäume, und die Hunde heulten mit eingeklemmten Schwänzen furchtsam auf.

Joſeph Bode blickte mit einem ſonderbaren Lachen nach oben.

„Fürchten Sie ſich auch, Herr Doktor, wie die Bieſter da? Nein, verzeihen Sie mir die Frage, ein Mann, wie Sie, kann keine Furcht haben, wenn es blitzt. Aber der Regen wird bald anfangen, und ich will nicht, daß Sie naß werden, Sie ſind das nicht ſo gewohnt, wie ich. Meine Wohnung liegt keine fünfzig Schritt von hier, und ich möchte Sie bitten —" Er brach plötzlich ab und zerrte verlegen an der Leine. „Sie werden doch wohl lieber nach Griesheim gehen wollen, Herr Doktor; von hier aus iſt der Weg kaum zu verfehlen. Und wenn Sie befehlen, gehe ich mit. Meine Hütte iſt ſchlecht, und ſie hat meinem Vater gehört —"

„Kommen Sie," ſagte Kern haſtig, „wenn es nicht weit iſt —"

Sie bogen ab und traten auf eine Lichtung. Man konnte von dort in einen bewaldeten Thaleinſchnitt niederblicken, und am Abhange deſſelben klebte das Häuschen wie ein Schwalbenneſt.

Man konnte ihm kaum dieſen Namen geben, und vielleicht war ſogar die Bezeichnung „Hütte" noch zu ſtolz für den jammervollen Bau. Eine lange unbarmherzige Zeit hatte ſeine von ungebranntem Lehm flüchtig zuſammengefügten Mauern durchfurcht und zerriſſen; das moosüberſponnene Strohdach hing wie der wirre Bart eines greiſen Mannes über das einzige kleine blinde Fenſter verzottelt nieder, und aus einem Loch im Firſt, welches den Schornſtein erſetzen ſollte, quoll ein dünner Rauch und zerflatterte müde thalwärts in der ſonnendurchglühten und gewitterſchweren Luft.

Es war kein Gärtchen zu ſehen, und nirgends die Spur einer menſchlichen Hand, die doch den ödeſten Platz auszuſchmücken ſucht, wenn er eine Heimſtätte werden ſoll;

auf die welke dünne Grasnarbe war das winzige Ding hingestellt, wie die Laune der Kinderhand ein Stück aus dem Baukasten verzettelt. Dicht vor dem Eingang stürzte der Fels ab, und die Wipfel der von unten heraufwachsenden Tannen lugten neugierig über den Rand des Abgrunds; dicht hinter der Rückwand des Hüttleins strebte der Fels wieder empor und ließ wirres Gestrüpp von Brombeerranken auf das Dach niederhängen.

Es war nirgends ein Raum vorhanden für die menschliche Thätigkeit, und es regte sich kein Laut, der ihre Spur hätte verrathen können.

Doktor Kern hatte schon Manches in seinem Leben erfahren, aber ein solcher Anblick war ihm fremd. Er hatte die verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes durchstreift, in Alphütten genächtigt, den Sturm des Westerwaldes gespürt, und die Armuth der Rhöndörfer durchkostet — es war doch anders gewesen, es hatte auf der tiefsten Einsamkeit und auf dem unverhülltesten Mangel doch noch ein Widerschein gelegen von Leben und Lebensfreude; aber über diese Stätte mußte der Tod gegangen sein oder die Verzweiflung, und ihr Antlitz war doppelt verzerrt mitten im Grünen und Blühen der Natur.

Der Scherenschleifer bemerkte recht wohl den seltsamen Eindruck, welchen sein verödetes Heim auf den fremden Mann ausübte, und er sagte mit einem verlegenen Lachen: „Nicht wahr, Herr Doktor, das sieht häßlich aus, und Sie werden sich nicht groß darüber wundern, daß ich lieber mit meinen beiden Hunden auf der Landstraße herumliege, und in den Bauernscheunen oder einem Heuschober nächtige, als in dem verfluchten Loch unterkriech. Ich komme auch nicht allzuoft hierher, aber man muß doch auch 'mal eine Heimath haben."

„Und eine Menschenseele," fügte Kern hinzu, indem er auf den dichter werdenden Rauch deutete. „Diese Hütte scheint auch in Ihrer Abwesenheit bewohnt zu sein."

Joſeph Bode blickte an ſeinem Begleiter vorbei in das ſchwarze Gewölke des Himmels.

„Eine Menſchenſeele?“ entgegnete er dann zerſtreut. — „Jawohl, Herr Doktor, Sie haben ganz Recht, das gehört dazu. Sie dürfen aber nicht erſchrecken, wenn Sie meine Mutter ſehen. Die alte Frau — oder ſo alt iſt ſie wohl eigentlich noch nicht — ich meine, die Frau hat auf der Welt nichts weiter zu thun, als das bischen Holz zu ſammeln, und die paar Kräuter; da gehen die Gedanken immer im Kreiſe, und viel Gutes iſt es ja auch nicht, woran ſie denken kann.“

Er ging durch den beginnenden Regen raſch voraus und ſtieß die Thür der Hütte auf. Kern folgte ihm, und die ſich ſelbſt überlaſſenen Hunde machten den Schluß.

Das Innere der Behauſung entſprach den Vorſtellungen, welche die Außenſeite wachrief. Es war vielleicht nur noch trauriger.

Der einzige Raum war kaum mit den allernothwendigſten Geräthen ausgeſtattet, und in jenes graue Halbdunkel gehüllt, das der Mangel an Tageslicht im Verein mit ſchwelendem Rauch hervorzurufen pflegt. Im Hintergrund, in gefährlicher Nähe eines Strohlagers, brannte auf roh zuſammengefügten Feldſteinen ein Feuer, und daneben hockte ein Weib.

Die Züge der Frau trugen noch die letzten Spuren früherer Schönheit, aber zugleich die tiefen Furchen eines vorzeitigen Alters, und das unter einem Kopftuch hervorquellende Haar hatte bereits die eisgraue Färbung der Jahre — der Sorge oder des Grames. Es konnten auch beide Zwillingsſchweſtern ihre welken Hände auf dieſes Haupt gelegt und zugleich das Hirn angehaucht haben, denn aus den dunklen Augen des einſamen Weibes redete eine ſtumme, ſeltſame Sprache.

„Guten Abend, Mutter,“ ſagte der Burſche mit einem

sonderbar kalten Ausdruck der Stimme, „da bin ich wieder 'mal. Steh' doch auf, Mutter, es ist ja ein fremder Herr bei mir, der den Regen abwarten möchte."

Frau Bode erhob sich langsam, stieß mit einem Stock in das Feuer und betrachtete bei dem aufflammenden Scheine den Gast. Von der Anwesenheit des Sohnes nahm sie kaum irgend welche Notiz.

„Sie haben einen schlechten Platz ausgesucht, Herr," sagte sie mürrisch. „Die Bäume draußen schützen wohl ebenso gut gegen den Regen, als dieses Dach." Und dann flog mitten in dem Rollen des Donners ein Zittern über ihre gebrechliche Gestalt. „Was das wieder für ein Wetter ist, Joseph; glaubst Du, daß es schon über uns steht?"

„Wie kann ich das wissen, Mutter," entgegnete der Gefragte ungeduldig, „es kommt und geht. Es hat nun fünfundzwanzig Jahre über uns geblitzt, und doch niemals eingeschlagen, warum fürchtest Du Dich?"

Die Alte murmelte etwas Unverständliches und nahm wieder Platz; Joseph ging hinaus, um die Hunde abzuschirren.

„Ich komme Ihnen ungelegen, Frau Bode," sagte Kern. „Sie brauchen's blos zu sagen, dann gehe ich wieder hinaus in den Wald; mehr als naß werden kann man ja doch nicht."

„Meinen Sie?" frug das Weib höhnisch. „Freilich, die feinen Herren können sich ja wieder trocken anziehen, die wissen ja nicht, was es heißt, nur die paar Lumpen am Leibe zu haben, und den Frost im Gebein. Meinetwegen können Sie schon bleiben — ich habe nichts dawider. Woher kennen Sie mich denn, daß Sie mich bei meinem Namen nennen? Es geschäh' mir ein Gefallen, nicht daran erinnert zu werden, daß ich einen Mann habe, der diesen verfluchten Namen trägt. Reden die Leute draußen schon

von der verrückten Martha, oder beſſer, reden ſie noch davon?"

„Ich habe auf dem Wege nach Griesheim Ihren Sohn kennen gelernt," entgegnete Kern freundlich; „er wies mich zurecht, und da kam das Gewitter."

„Natürlich, da mußte es wohl kommen. Alſo nach Griesheim wollen Sie, und der Joſeph hat Ihnen den Weg gewieſen? Ja, der muß freilich wiſſen, wo es liegt."

Sie nickte mit dem Kopf und blickte plötzlich mißtrauiſch auf.

„Sind Sie vielleicht Einer vom Gericht, oder von der Polizei?"

Es war ſeltſam, daß dieſe Frage nun ſchon zum zweiten Male geſtellt wurde. Doktor Kern fühlte ſonderbare Gedanken in ſich aufſteigen, aber er verſcheuchte ſie ſofort wieder und nannte ſeinen Stand.

„Da könnten Sie mich eigentlich kuriren," ſagte die Frau geheimnißvoll und mit einem plötzlichen Anflug von Zutrauen. „Ich habe das ſo im Kopfe, wiſſen Sie, hier vorne unter der Stirn. Es thut nicht weh, aber es will heraus, und wenn das Gewitter kommt, dann iſt es gar ſchlimm. Haben Sie dafür kein Mittel?"

Der junge Arzt ahnte ſeit einigen Sekunden, was es ſei. Der ſonderbare Glanz in den Augen des Weibes hatte während der letzten Minuten zugenommen, es ſchien, als ob die Nähe des Gewitters ungünſtig auf ihren Zuſtand einwirkte.

„Das ſind die Nerven, liebe Frau," ſagte er beruhigend, „wir Aerzte kennen das. Sie müſſen nicht ſo viel nachgrübeln über Dinge, die nun einmal nicht zu ändern ſind, und vor allen Dingen ſollten Sie den Verkehr von Menſchen aufſuchen. Wie lange wohnen Sie nun ſchon in dieſer entſetzlichen Einſamkeit?"

Frau Bode hatte ſich wieder auf ihrem Platze am Feuer niedergekauert und zählte an den Fingern.

„Es langt nicht," sagte sie dumpf, „zwei Hände reichen nicht hin, um das auszudrücken. Fragen Sie den Joseph, wie alt er ist, dann muß es stimmen. Wie er geboren wurde, fing es an — jawohl, mit der Nacht, wo es just so donnerte, wie heute. Warum wollen Sie das wissen, Herr? Es geht keinen Menschen an, was die Martha treibt, und wenn die Hütte eines Tages über ihrem Kopfe zusammenbricht, dann ist es auch recht. — Joseph, nimm meine Schürze und hänge sie vor das Fenster, der ganze Wald steht ja wie in Flammen!"

Der junge Mann war wieder hereingekommen und gehorchte schweigend dem Befehl seiner Mutter. Es war nun so dunkel in dem engen Raume geworden, daß Felix Kern nur bei dem zeitweisen Aufflammen des Feuers die unheimlichen Züge des geistesgestörten Weibes erkennen konnte.

„Ist sie immer so?" fragte er leise.

Joseph Bode schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Doktor, manchmal ist sie ganz klar. Aber dann kommt es wieder ganz plötzlich über sie, besonders wenn ein fremdes Gesicht ihr aufstößt, oder wenn es so wettert wie heute."

„Und in diesem Zustand bleibt sie allein?"

Der Sohn zuckte gleichmüthig die Achsel. „Mein Gott, Herr, was soll man da viel machen? Ich muß leben und meinem Erwerb nachgehen, und ich sagte ja schon, daß sie meistentheils ganz hell ist. Und dann schickt das Fräulein auch dann und wann Jemand her, oder spricht auch selbst 'mal vor —"

Die Beiden waren unter die Thür getreten und redeten leise, obwohl Martha Bode in ihr theilnahmsloses Brüten zurückgefallen war.

„Welches Fräulein?" frug Kern.

„Je nun, die vom Gute — Fräulein v. Osten."

„Die kommt hierher?" fragte der Doktor halb ungläubig und sah sich unwillkürlich um.

Der Burſche biß ſich auf die Lippen, und über ſein trotziges Geſicht ging ein halb verlegenes, finſteres Lächeln.

„Ich habe ſie nie darum gebeten, Herr Doktor, das dürfen Sie glauben. Aber was wahr iſt, muß wahr bleiben. Ja, das feine Fräulein hat ſeinen Fuß ſchon unter das Dach dieſer Mördergrube geſetzt, und ſie iſt heil wieder herausgekommen. Ich ſelbſt war freilich niemals daheim, wenn es geſchah, und ſie" — er deutete mit einer Kopfbewegung nach rückwärts — „würde es mir wohl auch niemals verrathen haben, wenn es nicht von den Holzknechten geſehen worden wäre."

Er ſchrak plötzlich zuſammen, denn Martha Bode ſtand unvermuthet hinter ihm und legte ihre dürre Hand auf ſeine Schulter. Sie mochte wohl etwas, oder vielleicht Alles gehört haben, denn ſie ſagte heftig: „Das geht Dich auch nichts an, Joſeph, hörſt Du, das geht Dich nichts an. Wenn die Wanda — ich meine das gnädige Fräulein — ſich nicht für zu gut hält, die Armuth, das Alter und die Sorge mit ihrer weißen Hand zu lindern, dann ſollſt Du auch nicht einmal mit Deinen Gedanken daran rühren, und wenn Deine dunklen Wege doch einmal ihre Wege kreuzen, dann ſollteſt Du Dich glücklich ſchätzen, die Spur ihrer Füße mit Deinen Lippen berühren zu dürfen."

Es klang durch dieſen Ausdruck halb irrſinniger Verehrung doch ein warmer, echt menſchlicher Laut, und der Scherenſchleifer verſtummte davor. Er bog ſich zu ſeinen Hunden nieder, die in die Hütte gekrochen waren, und ſtreichelte ihre dicken Köpfe — ſie ſchienen das Einzige zu ſein, woran ſein Herz hing, die einzigen, denen er rauhe Worte und rauhe Behandlung zuweilen mit einer flüchtigen Liebkoſung abbat.

Das Gewitter hatte ſich etwas verzogen, und nur zuweilen rollte es noch matt aus der Ferne herüber. Aber die Nacht kam ſtatt deſſen mit ſchnellen Schritten.

„Wenn Sie das Gut noch erreichen wollen, dann müssen Sie sich beeilen," sagte Joseph Bode. „Ich würde Sie gerne bis an die Grenze der Hofmark bringen, aber die Alte weiß darum, und dann gibt es eine schlimme Nacht. Aber der Weg ist nicht leicht zu verfehlen."

So verabschiedete sich der Doktor von seinen seltsamen Wirthsleuten, und wanderte in den dämmerigen Wald hinein.

— — — — — — — — — — —

Felix Kern war just nicht der Mann, sich viel mit unfruchtbaren Grübeleien zu beschäftigen, er nahm das Leben, wie es offen vor ihm lag, und übersprang am liebsten die Abgründe mit geschlossenen Augen. Sein Freund Rabe, der haarspaltende, scharfsinnige Jurist, lächelte oft über die harmlose Auffassung des jungen Arztes und sein unbegrenztes Vertrauen auf die Menschheit.

Aber an diesem Abend, vielleicht unter den Einwirkungen einer ungewohnten Umgebung, fühlte Kern, daß seine Sorglosigkeit von ihm gewichen sei. Da war irgend etwas, das er nicht durchschauen konnte, und es stellte sich ihm in den Weg, er vermochte das räthselhafte Gebilde nicht zu umgehen.

Die noch unbekannten Beziehungen, welche er mit Griesheim, dessen Besitzer und seiner Familie angeknüpft hatte, leiteten zurück auf das zerfallene Waldhaus mit seinen halb verkommenen und halb irrsinnigen Einwohnern, und wie sich auf der einen Seite die Pole anzogen, so stießen sie sich auf der anderen wieder ab.

Der Doktor raffte sich endlich gewaltsam aus seinem Brüten auf und stieß fast unwillig die Spitze seines Stockes in die Erde. Dann blieb er stehen und blickte sich um.

Unter seinen Füßen befand sich nicht mehr der feste Weg, sondern weicher, moosbewachsener Waldboden; rechts und links standen die Bäume nicht mehr in der regelmäßigen

Folge eines ausgehauenen Pfades, ſondern ihre dunkeln, kaum mehr erkennbaren Stämme waren planlos durcheinander gewürfelt, und dichtes, verworrenes Geſtrüpp hemmte überall das Weiterſchreiten der Füße. Dazu war es faſt urplötzlich finſter geworden, und Felix bemerkte jetzt erſt, daß er aus den lichteren Kieferbeſtänden in einen uralten Laubwald getreten ſei, deſſen dichtverſchlungene Kronen nicht einmal ahnen ließen, ob über ihnen das Mondlicht flimmerte oder Dunkelheit ſchlief.

Es war ſeltſam, in dieſer großartigen, meilenweiten Einöde die Wohnung lebender Menſchen vermuthen zu können, und es war unheimlich, an das Gegentheil zu denken. Die Chauſſee, auf welcher Kern und Rabe hergekommen waren, mochte etwa eine Meile öſtlich liegen, und wenn ſich wirklich von dort aus der Wald noch zwei Meilen nach Weſten erſtreckte, und wenn ſich wirklich hier in der Nähe das Gut befand, dann mußte es auf eine Weiſe in die Baumwüſte eingebettet liegen, welche der Beſtimmung eines Gutes vollſtändig widerſprach. Wo bleiben dann die Felder, auf denen man Korn baut, wo die Wieſen, auf denen das Vieh weidet? Ging denn hier niemals das Halali über die Stoppeln, und wurde hier nur unter den Baumrieſen lautlos der Hirſch gepürſcht? Vielleicht von freveluder Hand. —

Es begann ein ſonderbares Knacken in den Büſchen und hinter den dicken Stämmen, ein Kniſtern und Rauſchen, wie von ſchleichenden Schritten. Vielleicht kam der Nachtwind auf?

Felix ſtreckte taſtend ſeinen Stock vor und traf auf irgend eine Fläche; er klopfte daran, und rechts wie links ſtob es in den Wald.

Durch ſein Taſtgefühl überzeugte ſich Kern, daß er vor einer Art Rindenhütte ſtehe, und als er um dieſelbe herumging, ſtolperten ſeine Füße über einen Gegenſtand.

Ein abermaliges Taſten belehrte den Verirrten, daß ſich ein vielleicht zwei Fuß hohes ſteinernes Kreuz mitten im Walde befinde, wie es an Stellen errichtet zu werden pflegt, wo ein Unglück ſich ereignet hat, oder ein Verbrechen begangen wurde.

Es waren Zeichen des Todes, und doch wieder Spuren menſchlicher Thätigkeit, und Felix ſchritt trotz eines leiſen Unbehagens muthiger vorwärts, denn hier war abermals ein Weg, und, nach den weit zurücktretenden Seitenwänden zu urtheilen, ſogar eine Art breite, wenn auch ſchlecht gehaltene Allee.

Nun fiel auch ein ſchmaler Mondſtreif über die Wipfel der Bäume und beleuchtete einen am Ende der Allee liegenden ziemlich großen und unregelmäßig ausgeführten Bau mit Thürmen und Erkern.

Das mußte Griesheim ſein, wenn es nicht Dornröschen's verzaubertes Schloß war, oder eine neckiſche Spukerſcheinung dieſes ſeltſamen Waldes.

Das Mondlicht funkelte matt und blaß in lichtloſen Fenſterſcheiben, und um den ganzen Bau, wie in demſelben, regte ſich kein Laut.

Der junge Arzt umſchritt das ſchloßartig aufgeführte Gebäude, und nun ſah er, daß er wohl infolge ſeines Verirrens von hinten an daſſelbe herangekommen ſein mußte, denn von vorne führte eine breite, ſchwerfällige Steintreppe zu der gewölbten Vorhalle empor, und einige wenige in die dicken Mauern tief eingelaſſene Fenſter waren erhellt.

Ein grauhaariger Diener öffnete dem Klopfenden und leuchtete ihm mit der Lampe in das Geſicht.

Als Kern ſeinen Namen nannte, ging ein böſer Zug über ſein glatt raſirtes Geſicht, und er ſagte in hochmüthigem Ton: „Ach ſo, Sie ſind der neue Doktor, den der gnädige Herr ſich verſchrieben hat. Wir erwarteten

Sie erſt morgen mit der Poſt, und es iſt nur ein Zufall, daß noch Jemand wach iſt. Die Herrſchaften haben ſich bereits zur Ruhe begeben, die Herrſchaften pflegen ſich um neun Uhr zurückzuziehen. Es iſt ſchon neun Uhr vorbei."

Das klang faſt wie ein Vorwurf, und Kern ſtrich ſich ärgerlich lachend den Bart.

„Sie ſollten Gott danken, daß ich nicht den Hals gebrochen habe, Alter," ſagte er, „dieſes verwünſchte Eulenneſt liegt ja verſteckter als eine Mördergrube. Na, wollen Sie mich hier bis morgen früh ſtehen laſſen, oder wieder in den Wald hinaus graulen? Ich hätte am Ende nichts dagegen —"

„Dieſes weniger," entgegnete der Diener mit unbeweglichem Geſicht. „Ihr Zimmer iſt in Ordnung, wie es ſich gehört, kommen Sie mit."

Er ſchritt langſam voran und hob dann und wann die Lampe, als wenn er dem Fremden ſofort einen Anblick der Umgebung gewähren wollte.

Sie war alterthümlich und düſter, wie es in entlegenen Schlöſſern und ſchloßähnlichen Gebäuden der Fall zu ſein pflegt, aber über dem dunkeln Getäfel der Treppen und Korridore ſchwebte noch außerdem jener Hauch von Moder und Schimmel, der uns an das Ende der Dinge mahnt und das Gefühl wachruft, als ob der Schall unſerer eigenen Stimme aus dem Grabe heraufquillt und nur die Todten aufzuſcheuchen vermöchte — und der junge Arzt zog ſeinen leichten Sommermantel fröſtelnd um die Schultern.

„Friert Ihr hier nicht?" fragte er.

„Es kommt wenig Sonne herein," entgegnete der Alte, „aber wir ſind das gewohnt. Sie werden ſich auch daran gewöhnen und an Holz iſt überdies kein Mangel."

„Das weiß der liebe Himmel! — Alſo hier?"

Der Diener hatte eine hohe Thür aufgeſtoßen und

trat in ein Thurmgemach. Er blickte ſich ſcheu um, ſetzte die Lampe auf den ſchweren Eichentiſch und wollte ſich mit einer ſtummen Handbewegung entfernen.

„Halt, guter Freund," ſagte Kern raſch, „ſo fix geht das nicht. Ich bin kein Geiſt, ich habe Hunger und Durſt. Wie iſt Euer Name?"

„Schwartz."

„Nun natürlich, braun, oder grau, oder ſchwarz, es paßt Alles zu dieſem Sarkophag. Na, wird's bald?"

„Wie Sie befehlen, Herr Doktor," ſagte der Alte und ging. Es war das erſte Mal, daß er den Ankömmling mit dem gebührenden Titel anredete, und Kern lachte heiter hinter ihm d'rein.

„Man ſcheint hier ‚Knigge's Umgang mit Menſchen' nicht zu kennen," ſagte er luſtig zu ſich ſelber, „aber dieſen Monſieur Petz wollen wir uns ſchon zähmen. Das muß gleich bei dem erſten Scheffel Salz geſchehen, wenn ich's überhaupt ſo lange zwiſchen dieſen Mauern aushalte."

Er bog den Kopf zurück und lauſchte.

„Wie das hallt, wenn man hier ſpricht! Ich möchte wetten, daß es der erſte Laut iſt, den dieſe Wände ſeit Jahren zurückgeben. Früher mag es vielleicht dafür um ſo luſtiger hergegangen ſein."

Kern ſchritt durch das hohe, weite Gemach und betrachtete aufmerkſam die Einrichtung deſſelben. Sie war durchweg im Rokokoſtyl gehalten und zeugte in den einzelnen Stücken von einer verſchwundenen Pracht; aber noch lagen Spuren langjährigen Staubes auf dem dunkeln Mahagoni der Möbeln, und die ſeidenen Kiſſen waren von Motten zerfreſſen. In der Fenſterniſche ſtand ein großer Schreibtiſch mit halbrunder Platte und geſchweiften Füßen.

Felix legte ſeine Hand auf das alte, ſchöne Stück und lächelte. Er hatte es ſich vor vierzehn Tagen nicht träumen laſſen, daß er ſeine erſten Rezepte an einem

hochherrschaftlichen Schreibtisch verfassen werde, und es dünkte den Sohn eines kleinen Beamten fast wunderlich.

„Es wird wohl nicht viel daran gearbeitet worden sein," murmelte er spöttisch und bog sich auf die Platte nieder, „oder doch — die vielen Tintenflecke — ei, ei!"

Schwartz trat wieder ein und brachte etwas kalte Küche und eine Flasche Wein. Er ordnete die Speisen stumm auf dem eingelegten Marie Antoinettetisch und frug, ob der Herr Doktor sonst noch Befehle zu ertheilen habe.

„Daß ich nicht wüßte — sagen Sie 'mal, dieses Zimmer ist wohl lange nicht bewohnt worden?"

„Vermissen der Herr Doktor etwas?"

„Nein, aber man fühlt das unwillkürlich —"

Der Diener blickte flüchtig auf. „Es kann stimmen," sagte er dann zögernd, „ich glaube, seit fünfundzwanzig Jahren. Die gnädige Frau ist in diesem Raume gestorben, oder vielleicht auch nebenan — man wird alt, und das Gedächtniß beginnt zu versagen. Ich empfehle mich."

Felix Kern setzte sich auf das Sopha und begann zu essen. Die Speisen waren gut und der Wein sogar vortrefflich, aber dennoch wollte es dem jungen Manne nicht so recht munden.

„Es ist die Ueberanstrengung," dachte er, indem er gähnen mußte. „Ich bin den ganzen Tag gelaufen. — Also in diesem Zimmer ist die Gnädigste gestorben, hier oder nebenan. Nebenan, da soll ich wahrscheinlich schlafen; na, sie wird ja nicht wiederkommen und mir den Hals umdrehen. Beim Zeus, ein langer Wittwenstand in diesem Steinhaufen — ich hätte mir eine Andere genommen!"

Er nahm die Lampe und leuchtete in das Nebenzimmer, und der Anblick eines frisch überzogenen und offenbar ganz modernen Bettes erschien ihm so tröstlich, daß er fünf Minuten später in den Kissen lag und furchtbar schnarchte.

Zweites Kapitel.

Das Amtsgericht in Hegenau war nur mit einem einzigen Richter besetzt, aber man konnte ungeachtet dessen nicht behaupten, daß der alte Rath Weber in seinem langen Leben jemals der Gefahr ausgesetzt gewesen wäre, sich zu überarbeiten. Das entlegene Städtchen war still und friedlich, und die wenigen, in den mächtigen Waldungen verstreuten Dörfer konnten kaum mitzählen.

Trotzdem hatte die Regierung es für gut befunden, ihm in der Person des Assessors Hugo Rabe jetzt eine Hilfskraft beizugesellen, und bei seiner Wahl war vielleicht erwogen worden, daß der junge Mann als Sohn des verstorbenen Ortsgeistlichen gleich diejenige Personalkenntniß mitbrachte, welche der alte Herr sich in langjähriger Thätigkeit erst hatte erwerben müssen.

Am nächsten Morgen nach Rabe's Eintreffen saßen die beiden Juristen in Weber's Bureau und plauderten miteinander. Diese Unterhaltung sollte wohl eigentlich eine Einführung in die Geschäfte bedeuten, aber der alte Rath kam dabei in seiner behaglichen Weise vom Hundertsten in's Tausendste.

„Sehen Sie, mein lieber Kollege," sagte er, und strich mit der Hasenpfote ein Sandkorn vom leeren Aktentisch, „es ist mir eigentlich ganz lieb, daß Sie gekommen sind. Ich hatte ja nicht darum gebeten und ich weiß recht wohl, daß man mir einen Wink geben will, mich pensioniren zu lassen, aber sehen Sie, darin bin ich nun dickfellig. Du lieber Himmel, das bischen Befehlen ist Einem schließlich in Fleisch und Blut übergegangen, und unter uns gesagt, die Arbeit, welche dafür geleistet werden muß — na, Sie verstehen mich ja."

„Hegenau war von jeher ein friedlicher Bezirk," entgegnete der Assessor lächelnd, als Jener den Faden seiner Rede richtig verloren hatte.

„Friedlich? Nun ja, freilich, ein bischen zu sehr. Und darum meinte ich, es wäre mir ganz lieb, daß Sie gekommen sind, denn nun kann man doch ein vernünftiges juristisches Wort miteinander reden. Es gibt ja doch schwierige Fälle. Da ist z. B. gleich das Heidrich'sche Depositum. Na, es ist ja gottlob in guten Staatspapieren angelegt, aber ein Theil derselben soll jetzt konvertirt werden, und es tritt die Frage an uns heran, ob wir die Papiere für Pari dem Fiskus zurückgeben, oder uns die Herabsetzung des Zinsfußes gefallen lassen. Und weiter fragt es sich, ob wir nach dem Wortlaut des Testaments die Sache allein zu verantworten haben, oder ob wir uns mit dem Herrn Baron, oder vielmehr mit dem gnädigen Fräulein in's Einvernehmen setzen müssen."

Der Assessor schüttelte den Kopf. „Ich überblicke die Sache nicht. Aber der Name Heidrich kommt mir so bekannt vor. Ich meine, ich hätte als Kind häufig in dem Waarenlager des alten Kaufhauses da drüben am Markte gespielt, und dann — ja richtig, nun fällt es mir wieder ein — hängt das nicht mit der Bode'schen Mordgeschichte zusammen, die hier vor fünfundzwanzig Jahren passirte? Und mit dem Baron v. Osten auf Griesheim?"

„Richtig, lieber Kollege, das hängt Alles miteinander zusammen, wie die Maschen eines Netzes."

Der alte Gerichtsrath schellte und sagte zu dem eintretenden Diener: „Bringen Sie doch 'mal aus der Gerichtsschreiberei die Heidrich'schen Testamentsakten herüber."

Dann lehnte er sich behaglich auf seinen Sessel zurück, faltete die Hände über dem runden Bäuchlein, und fuhr fort: „Also, wie Sie ganz richtig bemerkten, von dem alten Kaufmannshause da drüben am Marktplatz ging die Geschichte aus. Es ist jetzt verkauft und in andere Hände übergegangen, aber damals — ich meine so vor fünfundzwanzig Jahren und noch darüber hinaus — befand es

sich im Eigenthum des reichen Heidrich. Er wurde allgemein von den Leuten so genannt, aber freilich, daß er eine runde Million Thaler hinterlassen würde, das glaubte damals doch Niemand. Vielleicht ist's nur Einem bekannt gewesen, nämlich dem Baron Lutz v. Osten auf Griesheim, denn anders ist es wohl kaum erklärlich, daß der stolze Adelige sich um Anna Heidrich bemühte, als wenn sie eine Prinzessin gewesen wäre."

„Halt," unterbrach der Assessor den Bericht, „Anna war eine Tochter des alten Heidrich, nicht wahr?"

„Ganz recht, der Kaufmann hatte zwei Kinder, Hans und Anna. Zunächst muß ich von dem Hans reden. Das war ein wilder Gesell, er stellte allen Mädchen nach und muß wohl auch sonst noch allerlei auf dem Kerbholz gehabt haben, denn es soll zu argen Scenen zwischen Vater und Sohn gekommen sein, bis dann endlich bei Gelegenheit eines heftigen Streites der Sohn die Hand gegen den eigenen Erzeuger aufhob und ihn schlug. Ich weiß es nicht aus eigener Wahrnehmung, lieber Kollege, aber hier in dem Testament ist es niedergeschrieben, und es wird wohl seine Richtigkeit gehabt haben, denn Hans Heidrich verschwand plötzlich aus der Gegend und ist seit jener Zeit verschollen. — Das war der erste Schlag für den alten Mann, und der zweite folgte unmittelbar darauf. Wie der Baron v. Osten es angefangen hat, das Mädchen, die Anna, zu umgarnen, kann ich Ihnen nicht verrathen; aber obwohl Heidrich den Baron nicht leiden konnte, gab er doch endlich den Bitten seiner Tochter nach und ertheilte seine Einwilligung zur Eheschließung. Dem Lutz v. Osten mag's damals auf den Nägeln gebrannt haben, denn er nannte nichts weiter sein Eigen, als den alten zerfallenen Kasten, das Schloß Griesheim, und das war obendrein mit Hypotheken arg belastet. — Und nun kommt die Testamentsgeschichte: Einige Zeit nach dieser Eheschließung errichtete

nämlich der Kaufmann Heidrich ein Teſtament, laut welchem er über ſein Vermögen folgende Beſtimmungen traf: Seinen Sohn Hans enterbte er auf Grund von Theil II, Titel 2, §. 402 des Allgemeinen Landrechts, wo es heißt, daß die Eltern zur gänzlichen Enterbung eines Kindes berechtigt ſein ſollen, wenn daſſelbe ſich an einem der leiblichen Eltern mit Thätlichkeiten vergriffen hat. Dieſer Fall lag ja vor, oder wurde wenigſtens von dem Teſtator behauptet, und es iſt auch niemals eine Anfechtung dieſerhalb erfolgt. — Seine Tochter Anna ſetzte er auf den Pflichttheil, alſo nach Theil II, Titel 2, §§. 397, 417 des Allgemeinen Landrechts, auf ein Sechstel der ganzen Erbſchaft, nämlich ein Drittel von der Hälfte, mit der Begründung, daß er zu ihrer Verehelichung mit dem Baron Lutz v. Oſten zwar ſeine Einwilligung ertheilt habe, dieſe Einwilligung ſelbſt aber durch unlautere Mittel ihm abgenöthigt worden ſei."

Der alte Herr hatte ſich warm geſprochen; er fuhr indeß gleich darauf fort: „Soweit, Herr Kollege, iſt die Sache ja nicht gerade ungewöhnlich, nun aber kommt das Merkwürdige. Der Reſt des Vermögens, alſo fünf Sechstel, ſollte nach dem Tode des Erblaſſers in gerichtliche Verwahrung genommen und dort dreißig Jahre hindurch verwaltet werden; dafern während dieſer Zeit Anna v. Oſten, alſo die auf den Pflichttheil geſetzte Tochter des Erblaſſers, eine oder mehrere Töchter gebären würde, ſo ſollten dieſe Töchter bis zum Ablauf der dreißig Jahre den Zinsgenuß des vom Gericht verwalteten Vermögens haben, und es ſollte ihnen nach Ablauf dieſer Zeit auch die Subſtanz, alſo das Vermögen ſelbſt zufallen. Dafern ſich aber während oben erwähnter dreißig Jahre eheliche Deszendenten des enterbten Sohnes Hans Heidrich melden würden, ſo ſollten die Töchter der Anna v. Oſten unbeſchadet ihres bisherigen Nießbrauchs die Subſtanz des Vermögens nach dreißig Jahren mit

dieſen Deszendenten nach Kopfzahl theilen. Wenn aber Anna v. Oſten keine Kinder, oder nur Söhne zur Welt brachte, ſo ſollten die Zinſen des im Depoſitum befindlichen Vermögens zum Kapital geſchlagen werden, und das Ganze ſollte nach Ablauf von dreißig Jahren dem Fiskus anheimfallen, wenn ſich aber inzwiſchen eheliche Deszendenten des Hans Heidrich gemeldet hätten, dieſen."

Amtsgerichtsrath Weber ſchöpfte tief Athem, und legte ſeine Hand auf die inzwiſchen herbeigebrachten Akten.

„So, Herr Kollege, ſteht es hier geſchrieben, und ſo habe ich es damals nach den ſehr beſtimmten und ruhigen Erklärungen des alten Heidrich aufnehmen müſſen. Was ſagen Sie dazu?"

„Daß es das wunderlichſte Teſtament iſt, welches mir jemals vor die Augen kam," entgegnete Rabe kopfſchüttelnd. „Daß Heidrich etwaige Nachkommen ſeines verſchollenen Sohnes berückſichtigen wollte und deshalb das Vermögen dreißig Jahre hindurch verwalten ließ, finde ich am Ende begreiflich, denn es wäre ungerecht, die Kinder für eine Schuld des Vaters büßen zu laſſen. Aber ich verſtehe nicht, warum der Erblaſſer nicht auch eine gleiche Rückſicht auf die Kinder ſeiner Tochter nahm, oder warum er einen Unterſchied zwiſchen Söhnen und Töchtern machte, noch dazu zu Gunſten der Töchter, während man ſonſt gewöhnlich die Söhne zu bevorzugen pflegt."

Der alte Juriſt lächelte. „Sie haben ganz Recht, Herr Kollege, und als ich das Teſtament aufnahm, kamen mir dieſelben Gedanken. Ich machte auch, wie es Pflicht eines Richters iſt, den Teſtator darauf aufmerkſam, und ich entſinne mich noch heute der Antwort, welche Heidrich mir ertheilte. ‚Herr Kreisrichter,' ſagte er, ‚wenn ich meine Tochter Anna auf den Pflichttheil ſetze, ſo thue ich es aus Achtung vor dem vierten Gebot. Denn ſie hat das vierte Gebot verletzt, und das muß ſeine Sühne haben. Damit iſt es

aber auch gut, und ihre Töchter ſollen darunter nicht leiden. Die heirathen 'mal, ſo Gott will, einen braven Mann, am liebſten einen Bürgerlichen, und verlieren den verwünſchten Namen, den ich meiner Tochter habe anhängen laſſen müſſen. Aber mit den Söhnen iſt das 'was Anderes, die bleiben Oſtens ſo oder ſo. Sie wiſſen nicht, Herr Kreisrichter, was das mit dem Adel auf ſich hat; der ſieht nur auf die Fortdauer ſeines Namens, und darum häuft er Glanz auf Glanz. Ich habe ihn treffen wollen, Herr Kreisrichter, den Lutz. Wenn der ſieht, daß ſeine Söhne keinen rothen Heller von dem ſchönen Vermögen kriegen, das ich mir ehrlich zuſammengeſpart habe, wenn er weiß, daß ſie in Armuth und Elend verſinken werden, das wird ihm ein Wurm ſein bis an ſein Lebensende. Denn was iſt der Name Derer v. Oſten ohne Geld? Rauch und Schall, Herr Kreisrichter.' — So redete der Mann, lieber Kollege, und ich konnte ihn nicht herumkriegen, denn man ſah den Haß aus ſeinen Augen leuchten. Aber in das Teſtament wollte er den Grund doch nicht aufgenommen haben. ‚Ich brauche ja Keinem Rechenſchaft zu geben,' ſagte er, ‚der Lutz wird es ſchon fühlen. Wenn er es aber ſchwarz auf weiß lieſt, daß ich ihn treffen wollte, dann könnte er einen Haß auf meine Tochter werfen, und ſie ſchlecht behandeln. Das will ich auch nicht, denn ſie bleibt doch mein Kind.' — Dann ließ er ſich eine Abſchrift von dem Teſtament geben, und im Fortgehen ſagte er noch: ‚Morgen iſt dem Lutz ſein Geburtstag, das leg' ich ihm auf den Tiſch.' — Ja, lieber Kollege, das war ein Mann nach alter Art, zäh und ſtreng. — Schade darum, daß er ſo elendiglich enden mußte. Denn ich bin natürlich noch nicht fertig mit meiner Erzählung. Als Heidrich dieſes Teſtament errichtete, erwartete man auf Griesheim den Eintritt eines frohen Ereigniſſes. Und nicht lange darnach iſt dann dem Lutz v. Oſten ein Mädchen geboren

worden. Ich war damals just in Urlaub gegangen und bin mit den näheren Umständen nicht bekannt. Aber das Andere habe ich nach meiner bald darauf erfolgten Rückkehr desto gründlicher auskosten müssen; nun, das ist Ihnen natürlich noch erinnerlich, die Geschichte ging ja damals durch die ganze Gegend."

Hugo Rabe nickte. „Sie meinen die Mordgeschichte? Ja, davon ist mir allerdings noch mancherlei zurückgeblieben, und die Erinnerung daran wurde wieder lebhaft in mir wachgerufen, als ich gestern dem Sohn des Mordgesellen begegnete. Aber von einem eigentlichen Zusammenhang zwischen den geschilderten Begebenheiten und diesem letzten Nachtstück ist mir doch nichts bekannt gewesen?"

„Der war auch nicht vorhanden," entgegnete der Gerichtsrath eifrig, „oder wenigstens nur insoweit, als dieselben Personen dadurch betroffen worden sind. Also, auf Griesheim wird ein Mädchen geboren — das ist die jetzige Komtesse Wanda — und die Mutter stirbt während der Geburt. Das war dann wohl auch die Ursache, weshalb der alte Heidrich am folgenden Tag nach Griesheim hinauskam; um das Mädchen hätte er sich wohl nicht groß gekümmert, aber sein todtes Kind hat er doch noch einmal sehen wollen. Na, Herr Kollege, er ist ihr dann auch schnell genug nachgefolgt. Am Abend — es war so um die Hochsommerzeit und noch ziemlich hell — verläßt Heidrich Griesheim, um nach Hegenau zurückzukehren; Sie kennen ja den Weg, er beträgt ungefähr eine Stunde und ist gar nicht zu verfehlen, und darum hat der alte Herr auch nicht allein den ihm angebotenen Wagen, sondern auch jede Begleitung abgelehnt. Er trifft aber nicht in Hegenau ein, und als man am nächsten Morgen, oder bereits in derselben Nacht Nachforschungen anstellt, findet man ihn erschlagen im Walde. — Sind Sie 'mal auf Griesheim gewesen, Herr Kollege?"

„Als Kind vielleicht das eine oder andere Mal, das heißt, in der Nähe, aber ich beſitze nur eine dunkle Vorſtellung von ſeiner Umgebung.“

„Gut, vielleicht entſinnen Sie ſich doch der langen Tannenallee hinter dem Herrenhauſe? Alſo am Ende derſelben, ungefähr fünf Minuten von Griesheim entfernt, liegt ein alter Schuppen, in welchem das Heufutter für die Hirſche aufgehoben wird; hinter dieſem Schuppen hat die Leiche gelegen. Es war kein Raubmord, Herr Kollege, denn es fehlte weder Uhr noch Börſe, und dieſer Umſtand brachte die Gerichte natürlich auf einen ſonderbaren Gedanken. Verſtehen Sie mich?“

„Freilich,“ entgegnete Rabe haſtig; „es iſt ja Tollheit, aber —“

„Aber das Teſtament wies darauf hin, natürlich. Das Mädchen war wirklich geboren, und wenn Heidrich ſtarb, dann kamen die Zinſen des ganzen großen Vermögens in den Nießbrauch des Kindes, oder was daſſelbe ſagen will, in den Nießbrauch des Barons. Vierzigtauſend Thaler Zinſen, wie ſich ſpäter herausſtellte! — Nun war Heidrich noch gar nicht ſo alt, höchſtens ſechzig Jahre, und bei ſeiner kräftigen Konſtitution konnte er noch zwanzig Jahre leben. Da lag es klar auf der Hand, daß Lutz v. Oſten ein bedeutendes pekuniäres Intereſſe an dem Tode des Schwiegervaters hatte, denn die Zinſen ſtanden ihm doch nur bis zur Volljährigkeit des Kindes geſetzlich zu, und wenn Heidrich bis dahin lebte, hatte er das Nachſehen. Die Gerichte forſchten dann auch natürlich mit der größten Vorſicht in dieſer Richtung, aber da ſtellte ſich denn bald heraus, daß ſie vollſtändig auf dem Holzwege waren. Beſonders entlaſtend erſchien das Zeugniß des damaligen Kammerdieners Schwartz — ich glaube, er iſt noch auf Griesheim — denn dieſer bekundete, daß der Baron und ſein Schwiegervater ſich über der Leiche der Verſtorbenen ausgeſöhnt

hätten und in Freundschaft voneinander geschieden wären. Er bekundete es sogar unter seinem Eide, und infolge dessen kam es gar nicht zu einer Vernehmung des Barons, denn inzwischen entdeckte man ja auch den richtigen Mörder."

„Also Bode."

„Freilich, den Parkwärter Klaus Bode. Es kam auch das Motiv zu Tage. Klaus Bode war früher Hausknecht bei Heidrich gewesen, und von diesem aus irgend einem Grunde fortgejagt worden. Er ward dann Parkwärter bei dem Baron, wohnte aber immer noch in Hegenau, weil seine junge Frau sich dort als Hebamme niedergelassen hatte. Wie seine Thäterschaft eigentlich an's Licht kam, ist mir augenblicklich entfallen, aber das Blut eines Erschlagenen schreit ja immer gen Himmel. Genug, bei seiner ersten Vernehmung gestand er den Mord unumwunden ein. Oder eigentlich nur einen Todtschlag. Er war an jenem Abend seinem früheren Herrn bei dem Heustadel begegnet, hatte ihn über seine Entlassung zur Rede gestellt, ein Wort hatte das andere gegeben, und schließlich — na, lieber Kollege, wir wissen ja aus unserer Praxis, wie das dann zu kommen pflegt. Er trug seine Hacke bei sich, und auf den Gedanken folgte die That. Die Geschworenen haben denn auch nur Todtschlag angenommen, und Klaus Bode wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt. Er sitzt noch heute, so viel ich weiß, in Waldburg und spinnt Wolle."

„Und seine Familie ist gänzlich verkommen," fügte Rabe hinzu. „Seines Sohnes Joseph entsinne ich mich noch aus meiner Kindheit; er besaß einen bösartigen Charakter, wie das bei dem Erbtheil des Vaters wohl nicht anders möglich ist. Gestern begegnete ich ihm auf der Chaussee, er scheint sich jetzt als Scherenschleifer im Lande herumzutreiben."

Der Gerichtsrath Weber nickte. „Wir wollen nicht zu

hart urtheilen, lieber Kollege, denn Sie müſſen nur die Verhältniſſe bedenken. Die arme Frau — ſie war um jene Zeit herum auch in die Wochen gekommen — ſtand ganz allein, und wurde natürlich von Jedermann gemieden. An eine Fortſetzung ihres Gewerbes als Hebamme war nicht zu denken; ſo verkaufte ſie denn das Häuschen in Hegenau und bezog mit ihrem Kinde eine klägliche Waldhütte nahe bei Griesheim, welche ihr Mann ſich kurz vorher zuſammen gebaut hatte, weil er als Parkwärter von Griesheim häufig nicht in der Lage war, Abends nach Hauſe zurückkehren zu können. Und nun kommt etwas, das mich mit dem Charakter des Barons ein wenig ausſöhnt. Er ließ den Knaben, der von ſeiner Mutter arg vernachläſſigt wurde, auf ſeine Koſten erziehen, das heißt, er bezahlte für ihn Schulgeld und Kleidung, und ſchien die Abſicht zu haben, aus dem Kinde des Mörders ſeines Schwiegervaters einen ordentlichen Menſchen zu machen. Freilich, viel Glück hat er mit ſeinen Bemühungen nicht gehabt, und das iſt wiederum menſchlich ziemlich erklärlich. Der Burſche, der Joſeph, zeigte nämlich, als er heranwuchs, eine abſonderliche Abneigung gegen den Baron, und ich kann mir das recht wohl dahin auslegen, daß er in der Familie ſeines Wohlthäters den eigentlichen, wenn auch unſchuldigen Grund von dem Unglück ſeines Vaters erblickte; vielleicht war es auch ein Reſt von Scham, der ihn bewog, die Unterſtützungen ſchließlich zurückzuweiſen, was dann freilich zur Folge hatte, daß er vollſtändig verkam, und ſich jetzt als verdächtiges Subjekt im Lande herumtreibt. Seine Mutter ſoll er nur ſelten aufſuchen, und ich glaube kaum, daß er mit der armen, halb irrſinnig gewordenen Frau großes Mitleid hegt; ſie hat ſich ja auch, wie ich bereits erwähnte, niemals ſonderlich um ihn gekümmert."

Der alte Herr blickte auf ſeine Uhr und erhob ſich.

„Da hätten wir denn glücklich den halben Vormittag verplaudert, lieber Kollege, und es wird die höchste Zeit sein, an das Arbeiten zu denken. Termin haben wir wohl nicht, was? — Ja, was ich noch sagen wollte, überlegen Sie sich doch 'mal die Sache mit der Konvertirung; der Ausdruck des Testaments, wonach das Vermögen vom Gericht verwaltet werden soll, läßt es zweifelhaft, ob wir eine so wichtige Finanzoperation ohne Zuziehung des Barons vornehmen dürfen."

Rabe war schon auf dem Wege nach der Thür und wendete sich noch einmal um. „Ich denke, Herr Rath, Fräulein Wanda v. Osten ist volljährig —"

„Ah, Sie meinen wegen dem alten Baron? Nun freilich, das Fräulein ist bereits fünfundzwanzig Jahre alt, natürlich — aber sie bekümmert sich wenig um das Geld. Der Baron hat Generalvollmacht, und ich glaube, er freut sich schon auf den Augenblick, wenn die ganze Masse zur Ausschüttung gelangt."

Rabe blickte flüchtig auf. „Das währt noch fünf Jahre, Herr Rath; es steht zu erwarten, daß Fräulein v. Osten bis dahin längst geheirathet haben wird."

Dann ging er in sein eigenes Arbeitszimmer hinüber und setzte sich grübelnd vor den leeren Aktentisch.

Was der redselige Amtsgerichtsrath ihm da Alles vorgeplaudert hatte, war ihm im Allgemeinen nicht ganz fremd, aber den eigentlichen Zusammenhang hatte er bis heute doch nicht durchschaut. Hugo Rabe war ziemlich früh von Hegenau fort auf die Gelehrtenschule gekommen, daran schlossen sich dann die Universitätsjahre und die Referendarzeit. Er war nur vorübergehend, und seit dem Tode seines Vaters gar nicht mehr nach der alten Heimath zurückgekehrt, und die Verhältnisse waren ihm fremd geworden.

Aber die Gestalt der jungen Schloßherrin stand doch sehr lebhaft vor dem geistigen Auge des Assessors. Er hatte

ſie vor ungefähr fünf bis ſechs Jahren in der Univerſitätsſtadt getroffen und auf Grund gemeinſamer heimathlicher Erinnerungen Anknüpfungspunkte gefunden; das junge Mädchen war damals bei einem Verwandten ihres Vaters zum längeren Beſuch und zeigte im näheren Verkehr durchaus nicht jenen Adelsſtolz, der ein Erbtheil Derer v. Oſten von jeher geweſen ſein ſollte. —

Hugo Rabe ſtützte den Kopf in die Hand und biß ſich auf die Lippen.

Was wußte er denn überhaupt von dieſem menſchenſcheuen Manne, was ging ihn derſelbe an, was hatte er mit deſſen Tochter zu ſchaffen? Wanda v. Oſten hatte in jenem Winter bei gelegentlichen Bällen und auf dem Eiſe dem jungen Studenten ein freundliches Entgegenkommen bewieſen, wie man es einem Heimathsgenoſſen in der Fremde zu gewähren pflegt, aber er war doch unmöglich berechtigt, an dieſe harmloſe Thatſache Folgerungen zu knüpfen! Wanda v. Oſten war bis jetzt unvermählt geblieben, aber es wäre Wahnſinn geweſen — —

Während er noch ſann und grübelte, trat Weber mit einem offenen Schreiben in der Hand bei ihm ein und rief ſchon an der Thür: „Das iſt doch ein ſonderbares Zuſammentreffen, Herr Kollege! Erzähle ich Ihnen da vorhin die ganze Heidrich'ſche Geſchichte haarklein, und nun kommt das da! Iſt es nicht, als wenn man die Todten gerufen hätte?“

Rabe warf einen Blick in den Brief. Das Gericht wurde darin von der Staatsanwaltſchaft um Einſendung der Strafakten gegen den früheren Parkwärter, jetzigen Zuchthausſträfling Klaus Bode aus Hegenau erſucht, da Geneigtheit beſtehe, ihn zu begnadigen.

„Ich finde das nicht ſo auffällig,“ ſagte der Aſſeſſor achſelzuckend. „Nach Ihrer Erzählung müſſen jetzt gerade fünfundzwanzig Jahre ſeit jener Unthat verfloſſen ſein.

Freilich ſollte man ſolche Kanaillen nicht wieder herauslaſſen, und ich meine, daß Klaus Bode ſich damit begnügen kann, ſeinen Kopf behalten zu haben.“

Der junge Juriſt ſprach dieſe Worte ganz gleichgiltig und blickte dabei zum Fenſter hinaus in den warmen Sonnenſchein und das Grün der Bäume.

Der alte Mann neben ihm aber ſtrich ſich mit der Hand über das weiße Haar und entgegnete leiſe: „Haben Sie ſchon einmal in Ihrem Leben die Mauern eines Zuchthauſes von innen geſehen, Herr Kollege? Ich glaube, wir möchten Alle ſchon nach einer Stunde hinaus, und fünfundzwanzig Jahre, Herr Kollege — ja, das ſind recht, recht viele Stunden!

Drittes Kapitel.

Felix Kern öffnete die Augen und drehte ſich in ſeinem Bette um. Er hatte vortrefflich geſchlafen und war durchaus geneigt, das freundliche Licht der Morgenſonne auf ſeine Stimmung und Umgebung einwirken zu laſſen.

Bei näherer Ueberlegung ſtellte ſich freilich heraus, daß es in der verfloſſenen Nacht doch Stunden gegeben haben mußte — oder vielleicht nur Minuten — in denen der ſpukhafte Geiſt des alten Waldſchloſſes unſichtbar auf leiſen Sohlen durch das Zimmer geſchritten ſein mochte, oder es war das Geſchrei des Uhu im Tannenforſt geweſen, das den Schläfer zu Zeiten emporgeſchreckt und ihn veranlaßt hatte, den Pendel der alten Stutzuhr über dem Kamin in Bewegung zu ſetzen, um die eintönige Stille der Nacht durch ein anderes Geräuſch zu beleben. —

Kern ſtand halb angekleidet vor dem beſtaubten, aus ſchwarzem Marmor zuſammengefügten Kunſtwerk und rieb ſich verwundert die Stirn. Er wußte doch ganz genau,

daß die Uhr am Abend zuvor noch geſtanden, daß ſie auf neun Uhr gezeigt hatte, und jetzt tickte ſie ſchwerfällig und regelmäßig, und ihre Zeiger wieſen auf fünf. Da es thatſächlich acht Uhr war, mußte ihr Lauf um Mitternacht begonnen haben.

„Sonderbar," brummte der junge Arzt, „ich habe doch, weiß Gott, keine ſomnambuliſchen Neigungen, ich müßte doch wiſſen, wenn ich aus der Kammer in die Stube gegangen wäre, um die alte Maſchine in Gang zu ſetzen. Und wozu denn?"

Er ſchritt, ſeine Toilette langſam vollendend, durch das Zimmer und blieb abermals vor dem alten eingelegten Rokokoſchreibtiſch ſtehen. Das war denn doch zu toll! Auf der ſonſt ganz leeren Platte lag ein ebenſo leeres Stück Papier, und wenn Kern mit der Uhr im Zweifel ſein konnte, ſo wußte er doch ganz genau, daß dieſes Papier am Abend zuvor noch nicht dort gelegen hatte.

Felix ging nach der Stubenthür und unterſuchte das Schloß. Es war Alles in ſchönſter Ordnung, der Schlüſſel ſteckte von innen und war umgedreht, es hatte ſonach Keiner das Zimmer betreten können. Und einen zweiten Eingang gab es nicht.

Ueber den Korridor kamen leiſe Schritte und näherten ſich der Thür; Kern öffnete und ſtieß Schwartz dabei an die Naſe.

Der unglückliche Diener hielt ſich das getroffene Organ und murmelte etwas von dem gnädigen Herrn und „angenehm", worauf der Doktor entgegnete, daß er in einer Viertelſtunde kommen werde. Dann winkte er dem Diener in das Gemach, ſchloß die Thür hinter ſich und frug: „Sagen Sie 'mal, würdiger Greis, ſpukt es hier bisweilen?"

Schwartz zog die Schultern hoch und ſchüttelte den Kopf. „Der Herr Doktor wollen ſich luſtig machen, der Herr Doktor glauben ja doch nicht an ſo was —"

Dann aber fielen seine Blicke auf die Stutzuhr am Kamin, und über sein sonst so unbewegliches Gesicht zuckte ein Ausdruck des Erschreckens.

„Herr Doktor," sagte er leise, „was ist das? Haben Sie die Uhr in Gang gesetzt, Herr Doktor?"

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Wessen Hände mögen das gewesen sein, Schwartz?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Diener scheu, „ich kann es nicht wissen. Sie müssen es ja selbst gethan haben, Herr Doktor. Ich weiß nur, daß die Uhr da seit fünfundzwanzig Jahren stille gestanden hat, seit dem Tode der gnädigen Frau. Und ich dachte nicht, daß ich sie noch einmal in meinem Leben würde ticken hören. Man soll die Todten nicht aufwecken, Herr Doktor."

Jakob Schwartz ging auf den Zehen durch das Zimmer und faßte mit seinen dürren Fingern nach dem Pendel. Doktor Kern hat später gestanden, daß es ihm trotz seiner freigeistigen Anschauungen in jenem Augenblick etwas unbehaglich zu Muthe gewesen sei, und daß der alte Diener selbst eine verteufelte Aehnlichkeit mit jenem stillen Manne gehabt habe, dessen Hand dereinst dem Pendel unseres Lebens Stillstand gebietet.

— — — — — — — — — — — —

Bevor Felix sich hinunter begab, um den Baron zu begrüßen, warf er noch einen Blick durch das Fenster und sah, jetzt freilich im hellen Morgensonnenschein, die Tannenallee vor sich liegen, durch welche er Abends zuvor nach dem Schlosse gelangt war.

An beide Seiten derselben grenzten Baumgruppen und Büsche, die noch jetzt eine entfernte Aehnlichkeit mit ehemaligen Anlagen zur Schau trugen, aber die sich hindurchwindenden Wege waren mit Gras bewachsen, auf den Rasenflächen wucherten Löwenzahn und Herbstzeitlose, und wo an den schattigsten Plätzen Statuen gestanden haben

mochten, ſtreckten Brennneſſeln und Nachtſchatten ihre giftigen Blätter über moosbewachſene Sandſteintrümmer. Weiter nach hinten ſchien der Park, wenn man ihm dieſen Namen geben konnte, allmälig in den Wald überzugehen, und wenn jemals eine Grenze beſtanden hatte, war ſie von dem vordringenden Forſt durchbrochen, deſſen Baumrieſen allmälig das Schloß zu umklammern und zu erſticken drohten.

Der Doktor ſchüttelte bei dieſem troſtloſen, nur durch das Licht des Tages gemilderten Anblick den Kopf.

„Wenn der Herr dieſer Einöde," ſagte er leiſe, „ſo viele Zeichen der Vergänglichkeit an ſeinem Leibe trägt, wie ſein Beſitzthum, dann wird meine Arbeit wohl umſonſt ſein, und ich werde gut thun, in Hegenau das Terrain zu ſondiren! — Vorwärts, Miſter Schwartz, ich bin bereit, meine Weisheit zu ſpenden."

Das im Erdgeſchoß gelegene Gemach, in welches der Diener den jungen Arzt führte, war wo möglich noch düſterer als die hohen Bogengänge, die zu demſelben führten. Das ſpärliche Licht, welches durch die halbverhüllten Fenſter hereinfiel, verſank förmlich in den tiefdunkeln Möbeln und glitt ſtumpf an der braunen Ledertapete nieder auf den teppichbelegten Eſtrich. Mitten zwiſchen dieſen Erinnerungen einer vergangenen Zeit ſaß ein hochgewachſener Mann, deſſen Alter kaum über das ſechzigſte Lebensjahr reichen mochte, deſſen ſpärliches Haar und wirrer Vollbart aber, bereits ſchlohweiß gefärbt, an die Grenze des menſchlichen Daſeins mahnten.

Er begrüßte den Arzt mit einer müden Handbewegung, deutete auf einen Stuhl in ſeiner Nähe und ſagte halblaut: „Ich heiße Sie willkommen, Herr Doktor, und gebe meiner Freude Ausdruck, daß Sie den Verſuch auf ſich genommen haben, einem einſamen Manne die Tage ſeines Lebens zu verlängern. Es iſt jedenfalls eine traurige,

vielleicht auch eine vergebliche Arbeit, aber wir Menschen sind nun einmal so sonderbar angelegt, daß wir auch die Stunde der Erlösung hinauszuschieben suchen. Sie können sich entfernen, lieber Schwartz; wenn ich Ihrer bedarf, dann werde ich schellen."

Die beiden Männer waren allein, und Doktor Kern schwieg einen Moment, bevor er nach einem schnell beobachtenden Blick entgegnete: „Ich hätte gewünscht, Herr Baron, daß Sie Ihren künftigen Arzt mit mehr Hoffnung und weniger Trübsinn begrüßten; aber vielleicht werde ich im Stande sein, binnen Kurzem die Sache zu ändern. Wollen Sie mir Ihre Hand reichen?"

Es war wohl weniger die Aufforderung des Arztes, als die bestimmte Stellungnahme des gebildeten Mannes, der eine Kundgebung der Höflichkeit fordert, und Lutz v. Osten schien das auch zu fühlen. Er blickte flüchtig und mißtrauisch auf, streckte aber dennoch seine Rechte aus und sagte mit leichtem Spott: „Vielleicht ist Ihnen die Linke lieber? Ich habe gehört, daß der Puls dort kräftiger sein soll —"

„Ich danke," entgegnete Kern rasch, „es ist so besser. Und nun bitte ich zunächst um Ihre Krankheitsgeschichte."

Der Baron hatte sich in seinem hohen Sessel zurückgelehnt und faltete die Hände ineinander.

„Mein Gott," sagte er ungeduldig, „warum wollen Sie mich damit quälen? Ich denke, die Herren Mediziner sind dazu da, unsere Krankheit zu erkennen. Wenn ich wüßte, was mir fehlt, dann brauchte ich keinen Arzt. Aber das ist es ja eben, und darum will ich Jemand um mich haben, der es mir sagt, wenn nicht heute, so morgen oder übermorgen. Fühlen Sie meinen Arm an — da sitzt noch Kraft auf viele Jahre; hören Sie meine Stimme — die Lungen sind gesund. Ich kann gehen und reiten und fahren, wie es mir beliebt; ich treffe auf hundert Schritt den Hirsch

im Walde, und brauche keinen Fliederthee, wenn der Regen mich durchnäßt hat; mit einem Worte, ich bin gesund — was man eben so gesund sein nennt. Ich kann auch klar und logisch denken —"

Der Baron schwieg einen Augenblick und warf einen flüchtigen Blick hinter sich in die dunkle Tiefe des Zimmers. Dann fuhr er langsam fort: „Ja, Herr Doktor, ich glaube wenigstens, daß mein Geist im Stande ist, die Dinge richtig zu erfassen und auch richtig wiederzugeben. Natürlich, es wäre ja Unsinn, etwas Anderes annehmen zu wollen; wer im Kopfe nicht mehr richtig ist, der spürt es auch an seinen Gliedern. Aber es überkommt mich manchmal eine so sonderbare Angst, als ob das, was noch nicht da ist, einmal eintreten könnte, und dann rede ich wohl auch thörichte Dinge, auf die man nicht achten muß. Das ist es, Herr Doktor. Darum hege ich den Wunsch, wenigstens für einige Zeit einen Sachverständigen in meiner Nähe zu haben, der mir in solchen schweren Stunden zur Seite steht, mir ein wirksames Mittel verschreibt, um die Angst vom Herzen herunterzustoßen, und der mich nöthigenfalls auch auslacht. Denn der Henker soll's holen, wenn die ganze Geschichte was Anderes ist als Hypochondrie und Schwarzseherei."

Lutz v. Osten hatte immer lebhafter gesprochen, und nun sprang er auf, um das Zimmer hastig zu durchmessen. Da war keine Spur mehr vorhanden von seiner Hinfälligkeit, mit welcher er den Arzt im Anfang begrüßt hatte, aber dieses Auf- und Niederschreiten glich den Bewegungen eines gefangenen Raubthieres, und Kern hatte fast den Eindruck, als gehe hinter der einen körperlichen Gestalt eine andere unkörperliche, die jene vor sich hertreibe und nach ihr greife.

Fürwahr, die Luft dieses alten Schlosses wirkte ansteckend!

„Gestatten Sie zunächst, daß ich Ihren Körper einer Untersuchung unterziehe, Herr Baron," sagte Felix, und Lutz warf sich in einen Sessel.

„Klopfen Sie los, was hier unter der Schädeldecke steckt, werden Sie doch nicht herauspochen."

Nach einer Viertelstunde sorgfältiger Prüfung richtete der junge Arzt sich mit rathloser Miene auf.

„Ich finde nichts, Herr Baron, Sie sind vollständig gesund. Allerhöchstens ist ein kleiner Ansatz von nervösem Herzklopfen vorhanden, den ich durch ein einfaches Mittel leicht zu beseitigen hoffe. Sie dürfen sich nicht so sehr der Einsamkeit ergeben. Das ist Alles."

Der Baron lächelte bitter. „Es kommt Keiner zu mir, Sie sehen ja selbst, wie verlassen Griesheim gelegen ist. Und das Krämernest da unten im Thale ist mir verhaßt. Meine Tochter —"

Es war das erste Mal im Laufe der Unterhaltung, daß Lutz v. Osten derjenigen Erwähnung that, die ihm im Leben am nächsten stand, oder doch durch das Gesetz der Natur am nächsten gestellt war. Und ihr Name ging nur wie ein wesenloser Schall von seinen Lippen, dann brach er ab.

„Lassen wir das, Herr Doktor, damit ist es nichts. Haben Sie sonst kein Mittel in Ihrem Rezeptkasten?"

„Der Arzt wählt, und nicht der Kranke," entgegnete Kern unmuthig. „Suchen Sie sich zum Mindesten eine weniger düstere Umgebung aus. Dieses Gemach ist wie ein Keller, es muß doch im oberen Stock des Schlosses genug Räume geben, die der Sonne Zutritt lassen und einen freundlichen Blick auf den Wald gewähren."

Lutz machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und erhob sich. „Lassen wir das," sagte er finster. „Wie haben Sie diese Nacht geschlafen? Sind Sie mit Ihrem Zimmer zufrieden? Meine Tochter hat das Alles besorgt,

ich komme nicht nach oben, und weiß nicht einmal, in welchem Gelaß man Sie untergebracht hat."

„Ich bin zufrieden," entgegnete Kern unbefangen. „Es ist ein Thurmgemach; im Nebenraum, wie ich höre, ist es —"

Er brach plötzlich ab. Vielleicht war es dem Baron nicht angenehm, an eine längst entschwundene Zeit erinnert zu werden, war es doch denkbar, daß selbst ein Raum von fünfundzwanzig Jahren nicht im Stande gewesen war, den Schmerz um ein verlorenes Gut in sich aufzunehmen.

Lutz v. Osten stand am Fenster mit dem Rücken gegen das Zimmer.

Bei den letzten Worten drehte er sich rasch um und fragte scharf: „Was haben Sie gehört, Herr Doktor?"

„Daß es das Sterbezimmer der gnädigen Frau gewesen ist," erwiederte Kern verwundert, und fügte lächelnd hinzu: „Sie dürfen sich darüber keine Sorge machen, Herr Baron, wir Aerzte sind nicht abergläubisch, wir wissen, daß die Todten ruhen."

„Natürlich. Aber dennoch — wer hat Ihnen das mitgetheilt?"

„Der Diener Schwartz."

Lutz murmelte etwas zwischen den Zähnen, was wie ein Fluch klang. Dann legte er plötzlich die Hand auf das Herz und sagte matt: „Ihre Diagnose mit dem nervösen Herzklopfen ist doch wohl richtig gewesen, Herr Doktor, denn da kommt es wieder. Wenn Sie mir dafür gelegentlich etwas verschreiben wollen, so werde ich Ihnen dankbar sein. Für jetzt bitte ich mich allein zu lassen, so vergeht es am schnellsten."

— — — — — — — — — — — —

Als Felix Kern auf dem Korridor stand, schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirn und murmelte: „Du bist ein Esel gewesen, alter Freund. Wenn meine Wissenschaft nur dazu gut ist, einem verrückten Hypochonder die Grillen

zu vertreiben, dann kann ich mir die Kollegiengelder zurückgeben lassen. Ich kalkulire, daß mein Aufenthalt hier nicht gar zu lange währen wird. — Ob das gnädige Fräulein ebenso schrullenhaft sein wird, wie der Herr Papa? Heda, Mister Schwartz!"

Der Diener kam soeben den Korridor entlang geschlichen und wollte offenbar in das Zimmer seines Herrn. Auf Kern's Ersuchen, ihn dem gnädigen Fräulein zu melden, zog er den Kopf zwischen die Schultern.

„Das gnädige Fräulein sind in den Wald gegangen," sagte er halblaut, „das gnädige Fräulein werden wohl nicht vor dem Mittagsessen zurückkommen. Haben der Herr Doktor sonst noch etwas zu befehlen?"

„Nein, Sie können meinetwegen —" Felix verschluckte die letzten Worte und wandte sich ab. Das Wesen des alten Schleichers mißfiel ihm gründlich, am Abend zuvor war derselbe beleidigend hochmüthig gewesen, und unter seiner heutigen Ergebenheit lauerte offenbar eine verborgene Kralle. Einerlei! —

Die Sonne stand ziemlich hoch am Himmel, als der junge Arzt das Schloß verließ und langsam, planlos nach irgend einer beliebigen Richtung fortschlenderte. Er hatte lediglich die Absicht, sich über seine nächste Umgebung nothdürftig zu unterrichten, und wenn das Glück ihm wohl wollte, einen Weg zu entdecken, der zu Menschen führte. Das Gefühl der unbedingten Einsamkeit drängte sich immer stärker seinem lebhaften und umgangsbedürftigen Geiste auf, und die Zeugen einer wohl längst begrabenen, aber vielleicht glücklichen und heiteren Vergangenheit, die ihn auf Schritt und Tritt umgaben, trugen nicht wenig dazu bei, ihn in jene absonderliche Stimmung zu versetzen, deren Echo so leicht in einer Menschenbrust zu wecken ist.

Kein Laut erscholl, der im Stande gewesen wäre, einen Widerhall zu wecken, selbst das nimmermüde Hämmern

des Spechtes ſchwieg im Tannenforſt, und die Holztaube ſchlief.

Felix ſah hinter ſich; das Schloß war ſeinen Blicken entſchwunden, und das Mittagsgeſpenſt, von dem er als Kind geleſen, ſchritt lautlos und unſichtbar neben ihm über die glatten Kiefernnadeln.

Er griff mit der Hand in die leere Luft, um es fortzuſcheuchen.

Und dann that ſich vor ſeinen Augen bei einer Wendung des Weges plötzlich jenes Bild auf, das ihn ſchon geſtern gefeſſelt, aber heute im brütenden Mittagsſonnenlicht noch öder und verlaſſener zu ſein ſchien, als es im Zucken der Blitze und unter dem Druck der niederhängenden Gewitterwolken geweſen war.

Um das Häuschen am Felshang regte ſich kein Laut; auch der Rauch zog nicht mehr durch das Dach in den Forſt, es war, als ob der Tod über das nackte Geröll gegangen ſei und ſeine Hand auf das Herdfeuer gelegt habe.

Felix Kern ſchritt den bekannten Pfad entlang und lugte durch die angelehnte Thür der Hütte; ſeine Blicke wurden durch ein eigenthümliches Bild gefeſſelt.

Martha Bode lag angekleidet und von einer zerriſſenen Decke halb verhüllt auf dem dürftigen Lager im Hintergrund des dämmerigen Raumes; ſie hatte die Augen geſchloſſen und ſchien zu ſchlafen.

Neben ihr ſaß auf dem einzigen Holzſcheinel, den die Hütte aufzuweiſen hatte, ein junges Weib.

Ein einfaches ſchwarzes Kleid, faſt ſo ſchlicht wie das Gewand einer barmherzigen Schweſter, umſchloß den ſchlanken Wuchs, und die edlen Linien des geneigten Kopfes waren von einer ſchweren Krone dunkelglänzender Haarflechten eingerahmt. Ein ſchmaler, durch die Thür hereinfallender Lichtſtreif ſpielte um die weichen Wangen des Mädchens.

So saß sie neben dem Lager wie ein Engel der Nacht, den eine barmherzige Vaterhand den Mühseligen und Beladenen in das umschattete Leben sendet, und ihre Hände legten sich von Zeit zu Zeit auf das welke Antlitz der Schlafenden, als wollten sie von dort die finsteren Gedanken hinwegnehmen und einen freundlichen Traum an ihre Stelle zaubern. —

Und nun öffnete Martha Bode die Augen, und ein unstät glimmender Strahl irrte aus denselben über das Gesicht des Mädchens.

„Bist Du wieder da, Kind?“ sagte sie mit heiserer Stimme; „bist Du wieder bei mir? Es ist doch sonderbar, wie das zusammenkommt, wie es zu einander muß. Einsamkeit zur Einsamkeit, und Elend zum Elend. Lege Deine Hand noch einmal hierher auf meine Stirn. So, und nun laß mich wieder schlafen.“

„Ihr seid krank, Mutter Bode,“ sagte das Mädchen beruhigend. „Ich wollte, wie so oft, nach Euch sehen, und fand Euch hier liegen. Das schlimme Wesen ist wieder einmal über Euch gekommen, aber es wird vergehen.“

Die Alte hatte ihre Augen wieder geschlossen. „Meinst Du, Kind?“ murmelte sie. „Ich wollte, es ginge nicht wieder fort, ich wollte, daß es mich mit sich nähme in die Tiefe. Aber es gehört nicht ganz zu mir, es geht fort, just wie der Joseph.“

Dann machte sie eine hastig abwehrende Handbewegung, als ob sie ein Unrecht von sich weisen wollte.

„Nein, Kind, ich weiß ja, was Du sagen willst, aber das trifft hier nicht zu. Du darfst ihn nicht schelten, daß er mich allein läßt, er kann es nicht anders, denn es liegt im Blute. Als er ein kleiner Bub' war, habe ich es auch nicht viel besser mit ihm gemacht. Sein Vater —“

Sie brach abermals ab und zupfte an der Bettdecke.

„Er wird nicht werden, wie sein Vater,“ sagte das

junge Mädchen leiſe, als ob ſie den ſtummen Wahngedanken der Alten gefolgt ſei. „Den ſchrecklichen Menſchen müßt Ihr vergeſſen, Mutter Bode, die Mauern des Zuchthauſes geben ja doch Keinen wieder heraus, und er hat ſich durch ſeine That von Euch losgemacht — mein Gott, was iſt das!?“

Die eben noch ſo ſanfte weiche Stimme hatte plötzlich den ſchrillen Klang der höchſten Angſt angenommen, und Felix, den das ſeltſame Schauſpiel bis zu dieſem Augenblick wider ſeinen Willen draußen gefeſſelt hatte, riß haſtig die Thür auf.

Er ſah ſofort mit kundigem Blick, was geſchehen ſei; Martha Bode wand ſich in Krämpfen auf ihrem Lager, und das junge Mädchen kniete mit hilflos gerungenen Händen neben ihr auf dem nackten Erdboden.

„Ich komme ſchon, mein Fräulein,“ ſagte er haſtig, ohne den Verſuch zu machen, ſein ſonderbares Erſcheinen aufzuklären. „Treten Sie, bitte, ein wenig bei Seite, ich werde die Aermſte bald wieder beruhigt haben. So iſt es recht, und nun — bitte jenes Gefäß mit Waſſer —“

Unter Anwendung der geeigneten Mittel kam die Kranke raſch wieder zur Beſinnung, und es ſchien, als ob mit dieſem Augenblick der Schleier von ihrer Seele gefallen ſei.

Sie blickte mißtrauiſch den beiden jungen Leuten in die Augen, fuhr ein paarmal mit der Hand durch die Luft, als ob ſie etwas hinweg ſcheuchen wollte, und ſagte dann vollkommen ruhig: „Sie ſind wohl der Doktor von geſtern? Hat es Sie ſchon gegraut da oben, daß Sie ſich ſo raſch wieder fortgemacht haben? — Ach ſo, gnädiges Fräulein, nun verſtehe ich. Der Herr iſt mit Ihnen gekommen, und Sie haben mich juſt getroffen —“

Martha Bode ſtützte ihren Kopf auf den Ellenbogen und ſann nach.

„Ich habe das böſe Weſen gehabt, ganz recht, und bevor das eintritt, ſchwatze ich immer allerhand dummes Zeug. Iſt's nicht ſo geweſen, gnädiges Fräulein? Arg dummes Zeug!"

„Iſt Euch jetzt beſſer, Frau Bode?" frug die Angeredete ſtatt einer Antwort.

„Beſſer? O ja, ganz gut, ſo gut, wie es einem kranken Hunde gehen kann. Es war brav von Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie 'mal wieder nach einer alten einſamen Frau ſehen wollten, und ſogar einen Doktor mitbrachten; aber die Doktors können mir nicht helfen, das kann kein Menſch. Und nun gehen Sie nur wieder heim, das Schlimmſte iſt jetzt vorüber, und ich kann mir wieder allein helfen."

Sie richtete ſich bei dieſen Worten auf und ſtand wieder auf den Füßen.

Felix wollte Einſpruch erheben, aber die Alte wies gebieteriſch nach der Thür. „Ich will allein ſein, und ich muß es," ſagte ſie rauh, „ſonſt kommt der Anfall wieder."

Und dann bog ſie ſich plötzlich mit einem Ausbruch wilder Zärtlichkeit auf die Hand der jungen Dame nieder.

„Gott ſegne Sie, gnädiges Fräulein, wenn es einen Gott im Himmel gibt." —

Die beiden jungen Leute ſtanden nebeneinander vor der Hütte, und wußten kaum, wie ſie dorthin gelangt ſeien. Dann nahm Felix ſeinen Hut ab, und begann: „Wenn mich meine Vermuthung nicht täuſcht, gnädiges Fräulein —"

Aber das Mädchen unterbrach ihn. „Ich glaube, wir ſind beide nicht in der Stimmung, geſellſchaftliche Phraſen auszutauſchen. Ich bin Wanda v. Oſten, und Sie ſind Herr Doktor Kern, iſt es nicht ſo?"

Der Doktor ſetzte ſeinen Hut wieder auf. „Ja," entgegnete er einfach.

„Dann begrüße ich Sie als Hausgenoſſen, wie es ſchon heute früh meine Pflicht geweſen wäre.“

Sie reichte ihm freundlich die Hand, welche er herzlich und aufrichtig ſchüttelte. Dann gingen ſie eine Weile ſtumm nebeneinander her.

„Wie geſchah es,“ begann Wanda das Geſpräch, „daß Sie ſo rechtzeitig zur Hilfe kamen, Herr Doktor?“

„Ein Zufall, gnädiges Fräulein —“

„Bitte, das war die erſte Unwahrheit; laſſen Sie es auch die letzte ſein.“

Felix neigte den Kopf. „Ich war ſchon geſtern hier, damals aber wirklich durch einen Zufall. Als ich heute Vormittag auf einem Spaziergang jener ſeltſamen Waldhütte wieder anſichtig wurde, bewog mich die Neugier —“

Wanda machte abermals eine Handbewegung. „Ich glaube, diesmal war es Theilnahme mit jener Unglücklichen, Herr Doktor.“

„Vielleicht auch das, gnädiges Fräulein. Ich ſtand vor der Thür und lauſchte —“

Das Mädchen nickte. „Das Eine war hübſch, das Andere nicht. Aber ſo ſind wir Menſchen. Und iſt Ihnen nichts aufgefallen?“

„Zunächſt die Anweſenheit der Baroneſſe v. Oſten in den Hütten der Armuth.“

Wanda ſchlug die Augen auf, und zum erſten Male bemerkte ihr Begleiter unter dem hellen Licht der Sonne den tiefen Ernſt, welchen die Jahre in dieſes ſchöne Mädchenantlitz gegraben hatten.

„Der Ruf meines Vaters als eines ſtolzen Mannes gibt Ihnen das Recht zu dieſer Bemerkung, Herr Doktor,“ entgegnete ſie ohne Bitterkeit. „Aber Sie dürfen nicht vergeſſen, daß meine Mutter bürgerlicher Herkunft war. Uebrigens hat es mit jener unglücklichen Frau auch eine beſondere Bewandtniß. Sie iſt ohne ihr Verſchulden

durch ein schreckliches Schicksal mit unserer Familie verknüpft — Sie werden das später schon durch andere Leute näher erfahren —, und ich erachte es als meine Pflicht, ihr die traurige Last des Lebens mit meinen schwachen Kräften zu erleichtern."

„Einer Irrsinnigen," sagte Kern leise.

„Nein, Herr Doktor, das ist es ja eben. Die Leute halten sie dafür, und wenn sie ihre Anfälle hat, wie heute — ich war übrigens bisher noch niemals dabei zugegen — dann mag ihr Geist ja auch verschleiert sein. Aber sonst ist sie ganz vernünftig. Und darum wollte ich Sie fragen, ob Ihnen denn nicht aufgefallen ist, daß sie während ihrer Geistesstörung so ganz anders zu mir redete, als später? Sonst nennt sie mich gnädiges Fräulein und drückt ihre Dankbarkeit in einer fast ehrfurchtsvollen Weise aus, und während jenes Zustandes redete sie zu mir, wie man zu einem Kinde spricht. Und sie hat mich doch bestimmt erkannt, Herr Doktor."

Felix schüttelte den Kopf. „Ich habe es wohl gehört," sagte er, „aber wer vermag den Wahnideen Irrsinniger zu folgen? Das sind verborgene Räthsel der Natur."

Sie schwiegen Beide, und man hörte das Knistern der Tannennadeln unter ihren Füßen.

„Haben Sie meinen Vater schon gesprochen?" frug Wanda.

„Allerdings, gnädiges Fräulein. Ich habe den Herrn Baron genau untersucht und kann zu Ihrer Beruhigung mittheilen —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Doktor," unterbrach Wanda den Sprechenden. „Sie haben so wenig wie die anderen Aerzte etwas an ihm finden können, was zu Besorgniß Anlaß gibt. Das ist es ja eben, was mich ängstigt. Man muß längere Zeit in seiner Nähe leben, um die Gewißheit zu erhalten, daß er krank — sehr krank

iſt. Darum habe ich ja veranlaßt, daß ein Arzt in's Haus kam, Herr Doktor. O, Sie ſollten ihn nur ſehen, wenn er daſitzt, ſtundenlang vor ſich hinbrütet und dann wieder mit einem jähen, unverſtändlichen Worte empor-fährt — Sie ſollten es beobachten, wie er des Nachts von ſeinem Lager aufſteht und ruhelos in ſeinem Zimmer auf und nieder ſchreitet, oder über Truhen und Schränken kramt nach werthloſem alten Plunder — Gott mag mich behüten vor dem entſetzlichen Gedanken, Herr Doktor, aber wenn ich aus jener armſeligen Waldhütte in unſer rauhes Schloß zurückkehre, dann weiß ich nicht —"

Wanda brach ab und blickte ſcheu über die Schulter hinter ſich. Es war faſt dieſelbe Bewegung, welche Lutz v. Oſten gemacht hatte, als er von der unerklärlichen Angſt redete, die ihn quäle, und Felix betrachtete das Mädchen mitleidig.

„Sie leben ſo einſam, gnädiges Fräulein," ſagte er.

„Ja, Herr Doktor," entgegnete ſie ruhiger, „man ſieht Geſpenſter am lichten Tage. Mich dünkt, als ob es ſelbſt hier durch den Wald ginge wie ein Geiſt. Sie dürfen meine Erregung nicht unrecht deuten, ein Mädchen muß ja unter ſolcher Umgebung ſchließlich nervös werden. Und ich ſage es Ihnen ja nur, weil Sie ein Arzt ſind, noch dazu der künftige Arzt meines Vaters. Es ſoll ja hoffent-lich Alles gut werden. Wir wollen recht tapfer zuſammen-halten und gegen alle böſen Geiſter wie gute Kameraden ankämpfen, ich meine, man verſteht ſich ſchon beſſer, wenn man gemeinſam ein Werk der Barmherzigkeit hinter ſich hat."

Sie reichte ihrem Gefährten abermals die Hand und duldete es, daß er mit ſeinen Lippen die ſchlanken Finger berührte.

Dann girrte plötzlich eine Holztaube über ihnen, und Wanda ſagte, ihre Hand zurückziehend: „Nun aber wollen

wir ſchnell in das Schloß zurückkehren, mein Herr Bundesgenoſſe; Sie Aermſter müſſen ja einen furchtbaren Hunger haben."

— — — — — — — — — — — —

Das Mittageſſen verlief ziemlich ſchweigſam unter den drei Theilnehmern. Es wurde etwas verſpätet aufgetragen, aber der Baron frug nicht nach der Veranlaſſung; er richtete kaum einmal das Wort an ſeine Tochter und ſchien daran gewöhnt, ſie ihre eigenen Wege gehen zu laſſen.

Wanda erkundigte ſich in ihrer freundlichen, hausmütterlichen Weiſe nach den Wünſchen des Gaſtes und drückte ihr Bedauern darüber aus, daß die verfrühte Ankunft Kern's das Senden eines Wagens verhindert habe.

„Es war auch ein merkwürdiger Gedanke von Ihnen," ſagte ſie, „den langen, einförmigen Weg zwiſchen den Bergen allein zu Fuß zurückzulegen."

„Ich hatte Begleitung, gnädiges Fräulein," entgegnete Felix; „mein Freund Hugo Rabe, der als Aſſeſſor nach Hegenau verſetzt iſt, theilte mein Schickſal, und bei ſeiner Bekanntſchaft mit der Gegend und ihren Verhältniſſen —"

Der Baron ſetzte das Weinglas, welches er eben zu den Lippen führen wollte, ſo heftig nieder, daß der rothe Wein auf die Tiſchdecke floß, und Wanda blickte verwundert auf.

„Iſt das der Sohn des verſtorbenen Pfarrers Rabe in Hegenau, Herr Doktor?" fragte ſie.

Kern bejahte.

„Das iſt ein ſonderbares Zuſammentreffen; der Herr Aſſeſſor gehört auch zu meinen Bekannten, als ich die Penſion in Bonn beſuchte, war er Student und häufig mein Tänzer."

„Das iſt mir ja ganz und gar neu, Wanda," ſagte der Baron mit eigenthümlich ſcharfer Stimme; „und nun

vertritt der junge Mann das Gericht in Hegenau? Da werden Sie wohl häufig beiſammen ſein, Herr Doktor —"

„Wenn Sie meiner im Laufe des Tages nicht mehr bedürfen, Herr Baron," entgegnete Felix arglos, „dann iſt es allerdings meine Abſicht, nach Hegenau zu gehen; ich muß ohnehin wegen meiner Sachen Anordnungen treffen."

„Ich kann nichts dagegen haben," erwiederte Oſten kurz indem er die Tafel aufhob, und Wanda fügte heiter hinzu:

„Dann grüßen Sie meinen alten Verehrer ſchönſtens von mir. Mein Gott, wie doch die Zeit hingeht, es liegen nun ſchon ſechs Jahre dazwiſchen."

Felix traf den Aſſeſſor noch auf dem Gericht. Der junge Streber hatte einen Haufen Akten um ſich aufgethürmt und faß mit rothem Kopf dazwiſchen.

„Es iſt kaum zu glauben," ſagte er eifrig, „was für einen Augiasſtall ich hier vorgefunden habe. Der alte Herr kann Gott danken, wenn er nicht mit ebenſo viel Tauſenden regreßpflichtig gemacht wird, als er Haare auf dem Kopfe hat. Ich möchte, weiß Gott, nicht die Verantwortung auf mich nehmen!"

Der Doktor ſetzte ſich auf einen Aktenſtoß und frug gemüthlich: „Was bringt Dich denn ſo in Harniſch, altes Haus?"

„Ich habe hier eben die Heidrich'ſchen Teſtamentsakten vor. Dieſe Wanda v. Oſten beſitzt ja ein unermeßliches Vermögen, und ſeit ihrer Volljährigkeit — das ſind nun vier Jahre — ſind die Zinſen deſſelben nach wie vor an den Baron ausgezahlt worden, obgleich ſein Nießbrauch von jenem Tage ab geſetzlich erloſchen iſt. Und das Alles auf ſeine mündliche Erklärung hin, daß Wanda damit einverſtanden ſei."

„Dann darfſt Du Dich beruhigen," entgegnete Felix

gelassen. „Wie ich Fräulein v. Osten beurtheile, legt sie wenig Gewicht auf Geld und Gut, und es erscheint am Ende ganz natürlich, daß sie mit der Sache einverstanden ist; der Baron ist doch ihr Vater.“

Hugo Rabe blickte mißtrauisch auf. „Du scheinst ja schon recht eingehende Bekanntschaft gemacht zu haben. Wenn Fräulein v. Osten so wenig auf ihren Vortheil bedacht ist, dann wird es hohe Zeit, daß Sie einen Mann bekommt, der ihre Interessen wahrnimmt.“

„Mache ihr doch einen Antrag,“ entgegnete Kern launig. „Ein reiches Mädel kann Jeder brauchen, und wenn dieser Goldfisch mir einen schönen Gruß an ihren alten Verehrer aufträgt —“

Der Assessor stand auf. „Hat Sie das wirklich gethan, Felix?“

„Nun natürlich; ich werde doch mit so wichtigen Dingen keinen Scherz treiben. — Bist Du im Besitze eines neuen Fracks?“

Hugo Rabe merkte nicht den Spott in der Stimme seines Freundes. Er durchmaß nachdenklich das Bureau und sagte endlich vertraulich: „Weißt Du, Felix, der Gedanke, mich dem jungen Mädchen zu nähern, liegt eigentlich gar nicht so fern. Mit ihrem Adel ist es ja doch nur halb, denn die Mutter war eine Bürgerliche. Und dann ist der Juristenstand doch noch immer angesehen genug, um seinen Vertretern alle Thüren zu öffnen. An das Vermögen denke ich ja gar nicht in erster Linie, obgleich — na ja, wie das so ist. Die Hauptsache bleibt, daß wir uns bereits kennen, und daß ein altes Interesse vorhanden ist. — Hast Du Zeit?“

„So viel Dir beliebt.“

„Dann laß uns einen Schoppen trinken. Der Kukuk soll die Akten holen, drüben im ‚Bären‘ will ich Dir die ganze Geschichte erzählen. Du bist nun einmal Haus-

genoſſe auf Griesheim, und wenn Du zu meinen Gunſten ſondiren willſt, dann iſt es gut, wenn Du mit den Verhältniſſen vertraut biſt. Komm, alter Freund, der Bärenwirth hat ein vorzügliches Spatenbräu."

Der glückliche Aſſeſſor verſetzte dem vor ihm liegenden Aktenſtück einen verächtlichen Stoß, und nahm den Arm des Doktors.

Dieſer brummte etwas Unverſtändliches von „Nürnberger" und „Hängen", aber er ging mit, denn die Ausſicht auf einen ſoliden Schoppen beſchäftigte ihn in dieſem Augenblick mehr, als alle Schätze Golkonda's und alle Erbtöchter des Landes.

Viertes Kapitel.

Es faßt uns ein heimliches Grauſen, wenn wir, die freie offene Landſtraße entlang wandernd, einen jener fenſterloſen, von düſteren Dächern überragten rothen Backſteinwürfel erblicken, den menſchliche Hände erbaut haben, um der beleidigten menſchlichen Geſellſchaft eine irdiſche Sühne zu verſchaffen. Und wenn unſere Augen im Stande wären, das Geheimniß dieſer finſteren Mauern zu durchdringen, dann würde ſich vielleicht an Stelle des Grauſens unſerer ein Gefühl tiefen Erbarmens bemächtigen, und wenn das Schickſal uns ein Richteramt in die Hände gelegt, würden wir feilſchen um jedes Jahr, das die Macht der Gewohnheit ſo leicht verhängt, und das durch die Zellen der Gefangenen auf Krücken ſchleicht. —

Das Zuchthaus Waldburg lag, wie zum Hohn auf ſeinen Namen, mitten in einer öden, baumloſen Gegend. Wenn die Sträflinge paarweiſe zur Arbeit vor die Mauern der Anſtalt geführt wurden, dann vermochten ihre trüben Augen wohl am fernen Horizont die Umriſſe grüner Berge zu erkennen, aber vor ihren Füßen brannte die Sonne auf

nackten, steinigen Boden, und der Sturm brach sich nur an den klafterdicken Eckthürmen ihres Grabes. Da gab es keinen Winkel, wo sie sich im lechzenden Freiheitsdrange hätten vor den Augen der Wächter verstecken können, da gab es keinen Felsblock, der groß genug war, um den Flüchtling vor der Kugel des Postens zu decken — wer die Thore von Waldburg hinter sich zuschließen hörte, der ließ die Hoffnung draußen.

Wegen dieser „Vorzüge", die durch eine starke Befestigung erhöht wurden, verwies man meistentheils nur Sträflinge in die Anstalt, denen das Gericht eine langjährige Freiheitsstrafe auferlegt hatte, oder die nur durch die Gnade des Landesherrn vor des Henkers Beil bewahrt geblieben waren; und so konnte der Aufseher, welcher an einem schönen Nachmittage eine Abtheilung Gefangener in einem der Höfe überwachte, ohne Uebertreibung behaupten, daß die aus ungefähr zwanzig Mann bestehende Rotte zusammen eine Strafzeit darstelle, die den Raum eines Jahrhunderts weit überragte.

Er machte diese Bemerkung einem Postboten gegenüber, der nach dem Direktor der Anstalt frug und einen eingeschriebenen Brief aus dem Justizministerium vorwies.

„Donnerwetter!" sagte der Mann respektvoll, „da haben Sie wohl lauter Mörder in der Kolonne!"

Der Beamte zuckte die Achsel, und überlief mit den Augen die Reihe der Sträflinge, welche nach Vorschrift der Freistunde paarweise, die Hände auf dem Rücken, hintereinander das Viereck des Hofes umschritten.

„Nein," entgegnete er dann, „blos Einen. Der nächste in der dritten Reihe, Nummer Dreißig. Das heißt, er ist auch nur wegen Todtschlag zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt, aber ich glaube, daß die Geschichte nahe genug am rothen Block vorbeiging. Heda, Nummer dreißig, willst Du wohl gleich die Hände auf dem Rücken behalten!"

Der Angerufene war ein kleiner, grauhaariger Mann von gebückter Haltung. Er mochte wohl urſprünglich größer und kräftiger geweſen ſein, aber die langjährige Haft hatte allmälig ſeine hagere Geſtalt der Erde entgegengebeugt, und in ſeinen ſchlaffen Zügen lag jener müde, gleichgiltige Ausdruck, der, von jeglichem Mangel an Hoffnung Zeugniß ablegend, vielleicht nur in der Erde ſelbſt einen dauernden Troſt zu finden glaubt.

Er brachte ſeine Hände mechaniſch in die vorgeſchriebene Stellung und der Aufſeher ſagte mürriſch: „Das ſollte nach fünfundzwanzig Jahren doch nun allmälig gelernt ſein. Aber juſt die Alten nehmen ſich immer allerlei Freiheiten heraus.“

„Mein Gott im Himmel, fünfundzwanzig Jahre!“ murmelte der Briefträger entſetzt. Er warf einen ſcheuen Blick auf den Unglücklichen, der ſich in ſeiner Freiſtunde die Freiheit einer Handbewegung herausgenommen hatte, und dann ging er haſtig in einem großen Bogen um die Sträflinge herum nach der Wohnung des Direktors.

Der Aufſeher blickte ihm nach, und ſagte: „Ja, ja, Alterchen, wir haben hier kein Mädchenpenſionat. Hm, alſo ein eingeſchriebener Brief aus dem Juſtizminiſterium? Wird wohl wieder die Antwort auf ein Gnadengeſuch ſein, aber die abſchlägigen Beſcheide werden nicht eingeſchrieben. — Ei, ei, ſollte wirklich 'mal Einer das große Loos gezogen haben?“

Langſam und mechaniſch ſchritten die Sträflinge weiter um das nackte, baumloſe Dreieck des Hofes. Die Sonne brannte auf ihre kahlgeſchorenen Köpfe nieder und ſchläferte jede Regung eines Gedankens ein, wenn ſie anders noch zu denken vermochten. Was ſollten ſie denn auch grübeln, es war ja ein Glück, wenn ihr Tagwerk gedankenlos blieb und ihr Schlaf traumlos.

Beſonders der Eine, den der Aufſeher mit Nummer dreißig bezeichnet hatte, ließ den Kopf ſchlaff und theilnahm-

los auf die Bruſt niederhängen, und hob kaum bei einer Biegung des Weges die Augenlider — er kannte wohl jeden Stein des gepflaſterten Hofes ſo genau, wie die Züge ſeines Gefährten, der nun ſchon ſeit zehn Jahren an ſeiner Seite arbeitete und ſchlief.

Das war das Syſtem des Zuchthauſes.

Die Betten in den Schlafſälen der Anſtalt waren mit fortlaufenden Nummern verſehen, nach dieſen wurden die Sträflinge benannt, und nach dieſen zuſammengeſtellt. Es gab Glücksnummern und Unglücksnummern. Die Zahl 30 galt in den Ueberlieferungen des Zuchthauſes als eine der letzteren.

Der Vorgänger des jetzigen Inhabers war in ſeinem Bette geſtorben, der Tod hatte ſeine fünfzehn Jahre Strafe abgekürzt; ſein Nachfolger ſollte nach den Willen des Geſetzes ebenfalls zwiſchen dieſer Nummer die Augen ſchließen; denn ihm war thatſächlich jene ſo grauſig unbeſtimmte, und doch ſo beſtimmte Strafzeit zuerkannt, die man „lebenslänglich“ nennt. —

„Er ſoll am Halſe aufgehangen werden, bis er todt iſt,“ ſagt das alte engliſche Geſetz über die Vollſtreckung der Todesſtrafe; und wir könnten hinzufügen: „Er ſoll vernichtet werden an ſeinem Leibe, und an ſeinem Geiſte, und an ſeiner Ehre und an Allem, was den Menſchen zum Menſchen macht — bis er todt iſt.“ Das iſt die grauenvolle Seite der Gerechtigkeit!

Vielleicht dachte Nummer dreißig noch in dieſem Augenblick an alles dieſes, wie er vor fünfundzwanzig Jahren daran gedacht haben mochte, als man ihn von der Anklagebank in die Zelle zurückführte — aber wenn er es wirklich that, dann war es nur ein ſtumpfes Brüten, ein Kreislauf der Empfindungen, wie das Wandern der Füße auf dem gepflaſterten Hofe. —

Die Freiſtunde ging ihrem Ende entgegen; der Auf-

ſeher blickte auf ſeine Uhr, und trat an die große im Hofe hängende Glocke heran, um den Strick zu ziehen. Da geſellte ſich ein zweiter Beamter zu ihm und ſagte: „Nummer dreißig ſoll zum Direktor kommen.“

Er fügte noch leiſe einige Worte hinzu, und der Andere hob erſtaunt den Kopf, öffnete den Mund, um die bezeichnete Nummer aufzurufen, beſann ſich dann aber, und ſchritt auf die Sträflinge zu, die auf einen Wink ſeiner Hand Halt machten.

Er ſtellte ſich dicht vor den grauhaarigen Mann, räuſperte ſich, und ſagte in einem ſonderbaren, halb barſchen, halb freundlichen Tone: „Sie ſollen — hm — Du ſollſt zum Herrn Direktor herauf kommen; die Uebrigen treten ab in den Arbeitsſaal.“

Es mußte etwas Ungewöhnliches geſchehen ſein, und durch die Reihe der Sträflinge lief, wie der Hauch des Morgenwindes ein leiſes, ganz leiſes Murmeln; bei Leibe kein Murren, ſondern nur ein ſcheuer Ausdruck des Nachdenkens. Der Aufſeher hatte „Sie“ geſagt — er hatte ſich zwar ſofort wieder verbeſſert, aber es war doch geſchehen, und ſicherlich nicht aus Zerſtreutheit oder gar infolge eines abſichtlichen Ueberſchreitens des Zuchthausreglements.

Und ſonderbar — auch dieſes Murmeln wurde überhört.

Nur Derjenige, den es eigentlich betraf, verrieth mit keiner Regung ſein Erſtaunen. Er trat ſtumm aus der Reihe und geſellte ſich zu dem erſten Beamten, indem er ebenfalls der Vorſchrift gemäß einige Schritte vor denſelben hintrat, um das „Kehrt, marſch“ zu erwarten, und ſich dann unter den Augen des Wächters vorwärts zu bewegen.

Aber auch hier geſchah etwas Merkwürdiges; der Beamte winkte ihn an ſeine Seite, und ſchritt neben ihm

her, fast als wenn er mit seines Gleichen ginge. Nur „fast", nicht ganz ebenso, denn er blickte gerade aus, und verschluckte hastig einige Worte, die ihm offenbar auf der Zunge schwebten. —

Der Direktor stand bei dem Eintritt des Sträflings neben seinem Schreibtisch, auf welchem ein Aktenstück und ein großes offenes Schreiben lag.

Seine hohe, straffe Gestalt und der kurz gehaltene graue Schnurrbart verriethen auf den ersten Blick den alten Militär, und die Züge seines Gesichts hatten infolge der langjährigen Handhabung einer eisernen Disziplin fast eherne Formen angenommen.

Aber aus seinen ruhigen grauen Augen redete doch noch eine andere Sprache, die wohl selten genug zum Ausdruck gelangen mochte, die aber dennoch in ihrer stummen Beredtsamkeit — manchmal gewiß unbewußt — einen Weg zu den harten Verbrecherherzen gefunden hatte.

Herr v. Feldern wartete, bis der Beamte wieder abgetreten war; er liebte es, mit seinen Gefangenen unter vier Augen zu verhandeln, und hatte diese Gewohnheit auch nicht aufgegeben, seit vor Jahren ein verbitterter Sträfling bei solcher Gelegenheit die Hand gegen ihn aufzuheben gewagt hatte.

Nummer dreißig stand vor dem Manne, von dessen Wohlwollen das kärgliche Glück seines elenden Daseins abhing, in derselben theilnahmlosen Haltung, die er draußen zur Schau getragen hatte; er legte seine Hände nur vorschriftsmäßig an die Nähte der grauen Beinkleider, und senkte die Augen auf den Boden.

„Sehen Sie mich an, Klaus Bode," sagte der Direktor nach einer kurzen Pause tiefen Schweigens.

Der zum ersten Male seit langen Jahren mit seinem bürgerlichen Namen angeredete Mann zuckte zusammen und hob dann die tiefliegenden Augen zu seinem Vorgesetz-

ten. Er mochte ſeinen Ohren nicht trauen, und es war ihm, als ob eine längſt vergeſſene Erinnerung wieder in ihm aufwache und mit leiſer Hand an die Pforte ſeines verſchloſſenen Herzens poche. „Klaus Bode," ſo war er einmal vor vielen, vielen Jahren zum letzten Male genannt worden, als man ihn in das Journal der Anſtalt eintrug — ſeitdem nicht mehr.

Der Direktor legte ſeine Hand auf die Akten. „Sie ſind vor fünfundzwanzig Jahren wegen Todtſchlag, begangen an dem Kaufmann Heidrich in Hegenau, zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe verurtheilt worden, und haben bis zum heutigen Tage dieſe Strafe in der hieſigen Anſtalt verbüßt. Sie ſind jetzt ſechsundfünfzig Jahre alt und haben ſich tadellos geführt."

Der Sprechende ſchwieg einen Augenblick und blickte vor ſich nieder; er erwartete offenbar keine Antwort, und Klaus Bode dachte auch gar nicht daran, eine ſolche zu ertheilen. Was vor ſeiner Einlieferung geſchehen, oder vielleicht auch nicht geſchehen war, das ſtand ja in den Akten, und war mit dem letzten Federſtrich unweigerlich abgeſchloſſen, ſeit jenem Tage aber lebte der Sträfling unter beſtändiger Aufſicht, man kannte jede Bewegung ſeiner Hand und jedes Zucken ſeiner Augenwimpern, es gab nichts, gar nichts, wonach er hätte gefragt werden können, es müßten denn ſeine Gedanken geweſen ſein — und wer frug nach ſeinen Gedanken?

„Sie haben ſich muſterhaft geführt," fuhr der Direktor fort, „und es iſt aus dieſem Grunde über Sie an höchſter Stelle berichtet worden. Es iſt Ihnen vielleicht bekannt, daß ſich in unſerem Königshauſe ein freudiges Ereigniß vollzogen hat —"

Der alte Herr unterbrach ſich unwillkürlich, und um ſeine Lippen glitt ein mitleidiges Lächeln; er dachte daran, daß ſolche Ereigniſſe den Sträflingen aus Barmherzigkeit

vorenthalten zu werden pflegen, damit keine unnützen Hoffnungen aufkeimen.

„Nein, das können Sie wohl nicht wissen," fuhr er fort und fügte rascher hinzu: „Sie dürfen sich dort auf jenen Stuhl setzen, Klaus Bode."

Dem Sträfling brauste das Blut vor den Ohren. Die Nennung seines Namens, die ungewöhnliche Anrede mit „Sie", die Erwähnung eines Berichtes, das kam Alles so plötzlich zusammen.

„Mein Gott — mein Gott —" sagte er leise.

Er hätte einen Blick auf das offene Schreiben werfen mögen, das ganz in seiner Nähe auf dem Schreibtisch lag, aber die eiserne Disziplin war ihm zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, und auch den angebotenen Stuhl würde er nicht zu nehmen gewagt haben, aber er vermochte sich nicht mehr auf den Füßen zu halten.

Der Direktor durchmaß langsam das Zimmer. Er sah die ungeheuere Aufregung des Sträflings, den jähen Uebergang aus stumpfer Gleichgiltigkeit in athemlose Spannung, und er begann ernstlich für dieses arme geknechtete Hirn zu fürchten.

„Sie ahnen vielleicht," sagte er noch gemessener als zuvor, „was ich Ihnen mitzutheilen habe, und ich bitte Sie, es mit Fassung zu hören. Seine Majestät unser allergnädigster König haben geruht — Sie — Klaus Bode — vollständig — zu — begnadigen."

Da war es heraus.

Der alte Sträfling griff mit den Händen in die Luft und stöhnte. Dann erhob er sich, reckte sich hoch und immer höher auf und fiel plötzlich mit einem rauhen, zwischen Lachen und Weinen schwankenden Laut vor seinem Direktor auf die Kniee.

„Herr Direktor," stammelte er mühsam mit gefalteten Händen, „Herr Direktor — das habe — ich — Ihnen zu verdanken! Wie soll ich das gut machen!"

Herr v. Feldern trat faſt erſchrocken vor dieſem elementaren Ausbruch einen Schritt zurück, und hob abwehrend die Hand.

„Ruhig, Mann, ſo ſtehen Sie doch auf! Knieen Sie vor Gott, aber nicht vor Menſchen!“ Und dann, als Jener noch immer unbeweglich liegen blieb, richtete er ſich ſtramm auf und kommandirte: „Nummer dreißig, in Ordnung!“

Da ſtand Klaus Bode auf.

Der Direktor ſtrich ſich mit der Hand über das Geſicht und trat dicht vor den Begnadigten hin.

„Ich habe Sie zum letzten Male mit Ihrer Nummer genannt,“ ſagte er ernſt, „Sie kehren von dieſem Augenblick ab in die menſchliche Geſellſchaft zurück. Es iſt nicht mein Verdienſt, und den Dank dafür muß ich zurückweiſen, aber bleiben Sie deſſen eingedenk, Klaus Bode, daß es auch nicht Ihr Recht geweſen iſt, ſondern eine Gnade. Denn nicht nur nach dem Buchſtaben des Geſetzes, ſondern auch nach den Anſchauungen der menſchlichen Geſellſchaft ſollten Sie das an einem Menſchenleben begangene Verbrechen mit dem bürgerlichen Tode ſühnen, das heißt mit anderen Worten, Sie ſollten zwiſchen den Mauern dieſes Hauſes ſterben. Man hat Sie dem Leben zurückgegeben, Klaus Bode, und ich bin wahrlich der Letzte, Ihnen dieſes Geſchenk zu mißgönnen, oder das Selbſtgefühl, welches vor allen Dingen in Ihnen geweckt werden muß, zu erſticken, aber bleiben Sie eingedenk, daß der Reſt Ihrer Schuld nur durch ein neues Leben beglichen, und der Dank gegen Ihren König nur durch treue Erfüllung aller ſtaatsbürgerlichen Pflichten abgetragen werden kann. Und nun wünſche ich Ihnen Glück zu Ihrer Freiheit!“

Der Direktor reichte dem entlaſſenen Zuchthäusler die Hand, und dieſer nahm ſie zögernd an. Der erſte Taumel war verflogen, er neigte wieder gewohnheitsmäßig den

Kopf nach vorne, und durch sein Hirn flutheten die Gedanken im wilden Zwiespalt.

Man hatte ihm zwar die Freiheit gegeben, aber es sollte ein unverdientes Geschenk sein, und nur ein halbes. Er sollte weiter gehen durch das Leben mit einer Last, er sollte an keiner Gefängnißmauer vorbeischreiten ohne den Gedanken, daß er von Gottes und Rechtswegen da hineingehöre, und nur dem Thiere gleiche, das man in Freiheit dressirt vorführt. Und mit diesem Gefühl sollte er ein neues Leben beginnen. Er wäre dem Direktor dankbar gewesen, wenn dieser von einer vollendeten Sühne seiner That gesprochen und ihn auf diese Weise auch moralisch der Menschheit zurückgegeben hätte; die neue Ermahnung nach fünfundzwanzigjähriger Buße that weh.

Und dann bedachte er wieder, daß bei einer lebenslänglichen Strafe die vollkommene Sühne erst mit dem Tode eintreten und jede Abkürzung nur im Wege der Gnade erfolgen könne, und er begann schon jetzt sich vor der Zukunft zu fürchten.

Der Direktor unterbrach ihn in seinem Grübeln mit der Frage, was er jetzt zu beginnen gedächte.

„Ich weiß es nicht," sagte Klaus Bode vor sich hinstarrend. „Ich habe im Zuchthaus nur Wolle gesponnen, ich weiß nicht, ob das da draußen auch eine ehrliche Arbeit ist."

Herr v. Feldern wandte sich nach den Fenster und ein schmerzlicher Zug glitt über sein Gesicht.

„Sie haben, so lange ich diese Anstalt leite, keine Briefe erhalten," fuhr er fort, „besitzen Sie überhaupt noch Angehörige?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der alte Mann wie zuvor. „Als ich verurtheilt wurde, hatte ich eine Frau und" — dann brach er plötzlich ab. „Wenn meine Frau noch lebt, Herr Direktor, wird sie nichts mehr von mir

wiſſen wollen, ſie würde mir ſonſt wohl 'mal einen Brief geſchickt haben."

„Aber Sie haben auch niemals an Ihre Frau geſchrieben," warf Jener ein.

„Was ſollte ich denn ſchreiben, Herr Direktor? Daß es mir gut ginge? Man hat mich ja nicht ſchlecht behandelt, aber das wäre doch wohl eine Lüge geweſen. Und Leid wird wohl genug über ſie gekommen ſein, da brauchte ſie meine Klagen nicht auch noch zu hören. Klagen werden ja auch aus dieſen Mauern gar nicht herausgelaſſen. Wenn eine Reviſion kommt, und man uns fragt, ob wir etwas anzubringen hätten, ſo müſſen wir antworten: ‚Zu Befehl, nein.' Das ſteht wohl nicht gerade in dem Reglement, aber es iſt nun einmal ſo."

Klaus Bode ſagte das Alles in einem vollkommen ruhigen, beinahe unterwürfigen Tone, und dann fügte er hinzu: „Wann werde ich denn entlaſſen, Herr Direktor?"

„Sie ſind von dieſem Augenblick an frei," entgegnete der Direktor. „Aber es wird noch einiger Formalitäten bedürfen, es muß Ihr Ueberverdienſt berechnet werden, und dann —"

Sein Auge ſchweifte durch das Fenſter und ſah in die tiefſtehende Sonne.

Bode war ſeinem Blick gefolgt und bemerkte ſchüchtern: „Wenn Sie es nicht übel nehmen, Herr Direktor, ſo hätte ich eine Bitte. Es klingt wohl ſonderbar, wenn man fünfundzwanzig Jahre geſeſſen hat, aber ich möchte dieſe Nacht gern noch hier in meinem Bette ſchlafen. Es wird Abend werden, bevor ich fortkann, und ich weiß hier in der Gegend nicht Beſcheid. Ich weiß ja nicht einmal, wie weit es bis zum nächſten Dorfe iſt, und wo der Weg hinführt . . ."

Der Direktor fühlte, daß es ihm eiskalt über den Rücken lief.

Er hatte sich niemals mit voller Klarheit vergegenwärtigt, was es eigentlich bedeutet, wenn man einen Menschen fast ein Menschenalter hindurch an einem Orte festhält, ihm die nächsten und natürlichsten Beziehungen zu seiner Umgebung abschneidet, und ihn dann wieder hinausstoßt mit dem Verlangen, dort anzufangen, wo er vor so unendlich langer Zeit aufgehört hatte.

Die in ihrer unbeholfenen Schlichtheit erschütternden Worte des Sträflings sprachen deutlicher als die längsten Reden, welche jemals in Gefängnißvereinen gehalten worden sind, und Herr v. Feldern winkte mit der Hand.

„Es mag sein," sagte er; „es ist gegen die Zuchthausordnung, aber ich will das verantworten."

Und als sich die Thür hinter dem Sträfling geschlossen hatte, setzte sich der Direktor an seinen Schreibtisch und stützte wie ein recht müder Mann den Kopf in die Hände.

Er spürte die Last seiner Stellung und sehnte sich zum ersten Male ihrer ledig zu sein.

— — — — — — — — — — — —

Klaus Bode ging hinüber in den Arbeitssaal und stellte sich an seinen gewohnten Platz. Er nahm sein Arbeitspensum vor und begann es wie sonst zu erledigen. Die Unterhaltung mit dem Direktor hatte etwa eine halbe Stunde gewährt, und die Hände des alten Mannes regten sich emsiger, als wenn sie in langer Gewohnheit das Versäumte nachholen wollten.

Die Thatsache der Begnadigung war wie ein Blitz durch die Anstalt gelaufen, selbst die Sträflinge wußten davon, und die Meisten betrachteten ihren glücklichen Genossen mit heimlichen Neid; in einzelnen, noch nicht völlig getrübten Augen glimmte es auch wohl wie ein Strahl der Theilnahme.

Der Aufseher trat heran und sagte leise: „Sie brauchen nicht mehr zu arbeiten, Bode," aber der Angeredete schüttelte den Kopf und entgegnete ebenso:

„Laſſen Sie mich, Herr Inſpektor, ich bitte darum; das iſt ja die erſte freie Arbeit; ſie macht mir Freude.“

So ließ man ihn gewähren.

Dann kam das gemeinſame Abendeſſen, und zuletzt die den Schluß der Woche bildende Andacht, denn es war ein Sonnabend.

Klaus Bode ſaß an ſeinem gewöhnlichen, mit Nro. 30 bezeichneten Platze im Betſaal; er hielt die Hände gefaltet, aber die Worte des Geiſtlichen glitten an ſeinen Ohren vorüber.

„Gott — Gott —“ ſagte er zuweilen leiſe; nicht mehr und nicht weniger, aber es war doch wohl ein Gebet, oder wenigſtens das Taſten nach einem ſolchen. Und dann horchte er plötzlich auf. Der Prediger erwähnte des Begnadigten und betete für ihn und für ſeine Zukunft.

Da ſchlug Klaus Bode die Hände vor das Geſicht und brach in Thränen aus.

Dann kam zuletzt die Nacht. Es war in Waldburg die Einzelhaft noch nicht eingeführt; die Sträflinge ſchliefen gemeinſchaftlich in großen Sälen, und die eiſernen Bettſtellen ſtanden ſo dicht nebeneinander, daß ihre Inſaſſen ſich ganz leiſe miteinander unterhalten konnten, ſobald die Aufſeher eingeſchlafen waren.

Für gewöhnlich geſchah das ſelten, denn die vorgeſchriebenen ſieben Stunden reichten nur gerade aus, um die Kräfte für den folgenden Tag nothdürftig zu ſtärken, aber der Sonntag brachte mehr Ruhe, und die vorhergehende Nacht wurde daher gerne benutzt, um das tief in die menſchliche Natur gelegte Bedürfniß nach Mittheilung zu befriedigen.

Klaus Bode's Nachbar Nummer neunundzwanzig, der zugleich mit ihm in der Kolonne arbeitete, war ein verhältnißmäßig junger Menſch, der wegen Falſchmünzerei, Einbruch und andere Miſſethaten eine Zuchthausſtrafe von

zehn Jahren zu verbüßen hatte. Er war von Haus aus Kupferstecher und hatte sich vorzugsweise mit dem Anfertigen falschen Papiergeldes beschäftigt. Fünf Jahre lagen bereits hinter ihm, und in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr sollten sich ihm die Pforten des Zuchthauses öffnen.

Er war zu Klaus Bode in eine Art Freundschaftsverhältniß getreten und hatte ihm gelegentlich allerlei interessante Mittheilungen gemacht; Nummer dreißig saß ja lebenslänglich und kam niemals wieder heraus, da konnte er die ihm anvertrauten Geheimnisse nicht mißbrauchen, und Nummer neunundzwanzig war doch nicht gezwungen, sie zehn lange Jahre mit sich allein herumzutragen.

Nun war es doch anders gekommen.

Die Lampen im Schlafsaal waren ausgelöscht, das tiefe Athmen der Aufseher verrieth hinreichende Sicherheit, und ringsum erhob sich ein Wispern und Flüstern, leiser und vorsichtiger als das Huschen der Maus auf dem Estrich.

Nummer neunundzwanzig warf sich unruhig auf seinem Strohsack herum und kratzte mit dem Nagel an dem Eisen der Bettstelle; das war das Zeichen einer beabsichtigten Unterhaltung.

„Klaus," sagte er dann leise, als Jener den Kopf wandte, „es ist ja Alles gelogen gewesen, was ich Dir erzählt habe, das mit den versteckten Papierscheinen und das Uebrige. Denk' nicht mehr daran, wenn Du draußen bist."

„Ich habe an Anderes zu denken," lautete die Antwort.

Das klang zwar beruhigend, aber das Mißtrauen des Verbrechers war einmal rege. „Es ist nicht Alles gelogen," fuhr er vorsichtig fort, „aber ich bin nicht so dumm gewesen, Dir den richtigen Platz anzugeben; das kannst Du Dir wohl denken."

„Ja, das kann ich mir denken, Hans."

„Ich komme nach fünf Jahren heraus, vielleicht schon früher," zischelte es herüber. „Wenn Du was verrathen

wirſt, Klaus, dann gehe ich hin und zeige an, daß es gar kein Todtſchlag geweſen iſt, den Du begangen haſt, ſondern —"

„Still!" ſagte Bode faſt heftig, „ſprich nicht davon, ich fürchte mich. Ich will Dir Alles verſprechen, aber Du mußt auch ſchweigen, denn daß Du mich mit den Scheinen belogen haſt, glaube ich Dir nicht."

„Ich könnte das Andere auch zu Protokoll geben," fuhr der Fälſcher fort. „Aber wir werden uns gegenſeitig nicht verrathen, wollen gute Freunde bleiben, und hernach läßt ſich vielleicht gemeinſam was ausführen."

Er reichte ſeine Hand herüber, aber Klaus Bode ſchob ſie zurück.

„Ich will ein ehrlicher Menſch werden, Hans."

Da lachte der Verbrecher leiſe.

Es war ein grauenhaftes Kichern, aber es lag in dieſem aus der Tiefe heraufkommenden und durch die Bettdecke halb erſtickten Laut wohl weniger die Verworfenheit einer Menſchenſeele, als jene troſtloſe Verzweiflung, die ſich des ewigen Brandmals bewußt iſt, und die den Glauben an eine rettende Hand verloren hat.

„Narr," ſagte er, „ſie ſchreiben es ja doch in die Akten, und rufen es hinaus in die Welt. Und wenn die Akten 'mal auf die Walkmühle kommen, dann biſt Du längſt todt."

Das Wiſpern im Saale war allmälig verſtummt, und Nummer neunundzwanzig legte ſich auf die Seite, um zu ſchlafen.

Klaus Bode aber ſaß aufrecht in ſeinem Bette und hielt den Kopf in die Hände geſtützt.

Es ging ihm immer wieder jenes eine Wort durch den Sinn von den Akten, in denen Alles aufgeſchrieben ſteht. —

Wir ſind geneigt, an die höchſten und heiligſten Dinge den Maßſtab unſerer eigenen unvollkommenen Verhältniſſe

zu legen, und wir reden gerne, wenn auch nur bildlich von dem Schuldbuch, das unser dereinstiger Richter über die Sünden der Menschheit führt. Aber wir glauben auch, daß die göttliche Barmherzigkeit für jede gute Handlung, die in unserem „Haben" eingetragen wird, in dem „Soll" einen reichlichen Posten löscht, und wir hoffen, daß dieser Glaube kein Wahn ist. Ach, wenn wir doch im Stande wären, in gleicher Weise das Konto unserer Mitmenschen zu entlasten, wie unendlich viel Kummer und Leid, und welche Legion Verbrechen, die unter dem Druck der Schande begangen werden, vermöchten wir alsdann aus der Welt zu schaffen; welcher gewaltige Schritt zur Veredlung der Menschheit wäre geschehen, wenn in den Spuren der Gnade die Liebe, und in den Fußstapfen der Strafe die Sühne und das Vergessen ginge!

— — — — — — — — — — — —

Das graue blasse Morgenlicht dämmerte allmälig durch die hohen vergitterten Fenster des Schlafsaales herein; die Sonne brachte an dem ihm geweihten Tage den hier versammelten Unglücklichen die Erlaubniß, eine Stunde länger zu schlafen, als sonst, und sie schliefen Alle; sie brachte Einem unter ihnen die Freiheit, und dieser Eine saß von Grauen geschüttelt schlaflos auf seinem Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sommernachtstraum.

Novellette

von

Carl Ed. Klopfer.

Mit Illustrationen von E. Kepler.

(Nachdruck verboten.)

1.

An einem prächtigen Auguſtnachmittag verließ eine junge Dame an der Endſtation der Sekundärbahn den Zug, inmitten einiger Bauersleute, die von einem entfernten Markte heimkehrten. Die ſchöne Erſcheinung, die ungeachtet des einfachſten Anzuges vollkommene Eleganz verrieth, erregte unter den paar ländlichen Paſſagieren begreifliches Aufſehen; eine Städterin war ja ein halbes Wunder in dieſem weltvergeſſenen Winkel, der trotz ſeiner lieblichen Lage kaum einmal im Jahr einen verſprengten Touriſten ſah.

Die Dame blickte ſich mit kindlicher Fröhlichkeit um; die idylliſche Landſchaft ringsum ſchien ſie ebenſo ſehr zu erheitern, wie die Neugierde auf den Bauerngeſichtern. Man merkte ihr an, daß ſie dieſen abgelegenen Ort zum erſten Male betrat.

Hart an dem Bahnhof, der mit ſeinen einfachen Bretterwänden mehr einem Schuppen glich, hielt ein Korbwägelchen mit ledergepolſtertem Kutſcherſitz. Ein hochgewachſener,

kräftiger junger Mann ſtand neben dem Pferde an der Deichſel.

„Grüß' Gott, Hans!“ begrüßten ihn die ausſteigenden

Bauern. Er nickte ihnen flüchtig zu, hatte aber keine Zeit, einigen herzutretenden Fragern Antwort zu geben, denn ſobald er die Dame gewahrte, ging er ihr entgegen.

„Frau Kuhn, nicht wahr?“ fragte er mit einer gewiſſen unbeholfenen Höflichkeit und lüftete den Lodenhut.

„Die bin ich," entgegnete die Angeſprochene munter. „Sie ſind von der ‚Goldenen Sonne' in Buchdorf?"

„Freilich. Bitte, ſteigen Sie ein, gnädige Frau!" Damit half er ihr auf den Lederſitz hinauf und hob dann den kleinen Koffer, den ein Bahndiener eben herbeitrug, auf das anſpruchsloſe Fuhrwerk.

Frau Kuhn betrachtete ihren Platz anfangs mit komiſcher Verblüffung, denn ſie ſah ein, daß ſie denſelben mit ihrem Kutſcher theilen mußte. Aber dann ſchien ſie geneigt, dieſen Umſtand mit dem Humor einer vorurtheilsfreien Seele aufzunehmen, um ſo mehr, als ſie gewahrte, mit welch' ehrerbietiger Scheu der ſchmucke Burſche ſeinen Sitz einnahm und ſich hart in die Ecke drückte, um ihre Schulter nicht zu berühren. Mit einem leiſen Zungenſchlag eiferte er ſein Rößlein an, und dahin ging's in einem Trab, der die ſchwüle Luft in angenehme Bewegung brachte.

Die Dame ſah bald auf den prächtigen Pferdelenker an ihrer Seite, deſſen Aeußeres und geſchickte Kraft ihr wohl gefallen mußten, bald hinaus in die herrliche Gegend, über die Berge und die ſonnenbeſtrahlten Felder und Wieſen, deren Duft ſie mit dem Behagen Desjenigen einſog, der ſich aus beengenden Feſſeln befreit hat, um ſich in vollſter Ungebundenheit am Genuſſe der friſchen, reinen Natur zu erquicken.

Ja, Natur, Natur! Das war es, was Frau Valeska Kuhn jetzt mit ſtürmiſcher Sehnſucht erſtrebte. Ihr ekelte vor der verkünſtelten Atmoſphäre, in welcher ſie bisher hatte leben müſſen. Schon von Kind auf verwaist, hatte man ihr eine hochmoderne Erziehung angedeihen laſſen, ſie durch alle rauſchenden und doch ſo hohlen Vergnügungen der eleganten Welt gejagt, um ſie ſchließlich — da das Fräulein Valeska v. Streben keine Mitgift beſaß — an einen reichen Bankier zu verheirathen. Sie war glänzend verſorgt, man beneidete ſie um das „große Glück", das ſie

gemacht hatte, und weder der Vormund noch ſonſt Jemand aus der näheren und entfernteren Verwandtſchaft kam auf den Gedanken, ſich die Frage vorzulegen, ob das Herz der kaum Achtzehnjährigen in dieſer Vernunftehe ſein Genügen fand.

Als ſie aber im letzten Winter Wittwe geworden war, da nahm man es ihr allenthalben ſehr übel, daß ſie ſich in ihrer naiven Ehrlichkeit ſo wenig Mühe gab, die gramgebeugte Untröſtliche zu ſpielen, daß ſie ohne komödiantenhafte Trauer die Befriedigung über das Ereigniß zeigte, das ſie von einem allmälig geradezu gehaßten Gatten befreit hatte. Als ihr die wohlgeſittete Verwandtſchaft darüber Vorwürfe machte, da brach ihr ganzer Groll gegen die verlogene Sippe aus, ſie ſchleuderte gegen ihren Vormund die Anklage, ihr Leben vergiftet zu haben durch die Heirath, zu der er ſie in ihrer Unerfahrenheit überredet hatte, und ſagte den Herrſchaften auch ſo kräftig ihre Meinung über den ewigen Trug, in dem man ſie erzogen, daß ein Bruch unvermeidlich wurde. Jetzt, wo ſie gänzlich unabhängig war, jetzt wollte ſie das Vermögen, das ihr der Verſtorbene als Kaufpreis für die ſechs Jahre ihrer blühendſten Jugend hinterlaſſen hatte, wenigſtens dazu benützen, ſich die Freiheit nach Belieben auszuſchmücken.

Den Juni und die erſte Hälfte des Juli brachte ſie in einem vornehmen Badeort am Rhein zu, wo ſich ihr unvermutheter Weiſe ein Vetter näherte, der dort als Lieutenant in Garniſon lag. Zu ihrem Aerger ſah ſie ſich nun abermals in jene parfürmirte Geſelligkeit gezogen, die ihr ſo gründlich verhaßt war. In einer unwirſchen Laune beleidigte ſie den Vetter, der ihr ſonſt ſehr wohl gefiel, und machte ſich ohne Abſchied davon. Zwei Wochen zog ſie von Stadt zu Stadt, müde wie einer jener verdrießlich ausſehenden engliſchen Touriſten, die man gerne fragen möchte, wozu ſie denn überhaupt reiſen, da ihnen das doch eine Qual zu ſein ſcheine.

In einem Hotelzimmer fand ſie zufällig eine liegen gebliebene Generalſtabskarte der betreffenden Umgegend. Da kam ihr ein guter Einfall. Sie ſuchte ein winziges Dörfchen auf der Karte, ſo recht verſteckt in einem Gebirgsthal, an einem kleinen See, wohin keine Bahn führte, ſchlug in dem beigegebenen Verzeichniß nach, um ein Wirthshaus der kleinen Ortſchaft zu erkunden, und ſchrieb dann dorthin. Zwei Tage ſpäter entließ ſie ihre Geſellſchafterin, die ſie bis zum Ueberdruß fade fand, ſchickte den größten Theil ihres Gepäckes an ihren Spediteur in der Reſidenz und machte ſich auf nach dem einſamen Erdenwinkel, in welchem ſie als Märtyrerin der Geſellſchaftslüge Ruhe ſuchen wollte.

Und ſiehe da, ſobald ſie nur allein war und den Gedanken ausbaute, ſich ſo recht innig in die erfriſchende Natur zu verſenken, da fühlte ſie ſich wie verwandelt. Die vierundzwanzigjährige Frau gewann den goldenen Frohmuth der Backfiſchjahre zurück, freute ſich kindlich über den Sonnenſtrahl, das Waldesgrün und das Himmelsblau, als genieße ſie das Alles erſt jetzt zuerſt in ihrem Leben, und fand ihren ſo raſch verwirklichten Einfall immer ausgezeichneter.

Wahrhaftig, ihr ſchien dieſes weltabgeſchiedene Fleckchen Erde mit ſeinem Frieden wie ein beſonders für ſie erſchaffenes Kinderparadies. So rein war ihr noch nirgends der Horizont, ſo würzig noch nirgends der Blumenduft und der Harzgeruch erſchienen. Da hier die Straße etwas bergan ſtieg, ſprang ihr Begleiter ab und ging, die Zügel in der Hand, nebenher, um's dem Pferde leichter zu machen. Während er ſo langſam dahinſchritt, in der ſauberen, einfachen Lodenjoppe ſo ſchmuck ausſehend, da hatte Frau Kuhn erſt ſo eigentlich Gelegenheit, ſich an dieſem hübſchen Naturburſchen zu erfreuen. Das war doch wirklich einmal ein echter Mann! An dem war nichts Verfälſchtes, Gekünſteltes, der dachte ehrlich und ſprach ſo, wie er dachte,

war ebenſowenig ein lächelnder Geck, als ein blaſirter Schöngeiſt, trug ſein hübſches, ſonnverbranntes Geſicht mit der ſtolzen Würde eines freien Jünglings und wußte nichts von kleinlicher Eitelkeit, von fadem Salongeſchwätz und der puppenhaften Unnatur der geſellſchaftlich Gedrillten.

Da empfand Valeska plötzlich Luſt, ihn anzuſprechen.

„Hört einmal, Ihr — ich glaube, man nannte Euch Hans?“

„Ja, ſo heiß' ich,“ gab er zurück, unbefangen, zuvorkommend und bündig, wie ſie ſich lächelnd geſtehen mußte.

„Und wie noch?“

„Buchmoſer.“

„Der Name gefällt mir, er iſt kerndeutſch, urwüchſig und athmet eine gewiſſe Kraft. Ihr dient in der ‚Goldenen Sonne‘?“

„Der Sonnenwirth iſt mein Vater.“

Frau Kuhn nickte mit einer Befriedigung, über die ſie ſich keine Rechenſchaft gab. Das Zwiegeſpräch wurde lebhafter. Hans zeigte dabei eine überraſchende Intelligenz, die Valeska's erſtes günſtiges Urtheil über ihn keineswegs abſchwächte. Er erzählte von ſeinem Leben beim Militär, wo er's bis zum Unteroffizier gebracht hatte. Als ſie ihn fragte, wie er bei einer blos dreijährigen Dienſtzeit habe Unteroffizier werden können, erwähnte er ganz nebenbei, daß er einen Offizier vom Ertrinken gerettet habe; er verwahre die goldene Rettungsmedaille bei den übrigen Dokumenten ſeiner Militärjahre. Auf weitere Fragen hin berichtete er auch, daß ihm ſein Oberſt einen Freiplatz auf der landwirthſchaftlichen Schule der Reſidenz habe verſchaffen wollen, daß er das aber habe ausſchlagen müſſen, da ſein alter Vater ihn nicht entbehren könne bei der Oberaufſicht über ſeine Wirthſchaft.

Je länger ſie ſich mit ihm unterhielt, deſto mehr vertiefte ſich Frau Valeska's Intereſſe. „Das iſt ein echter

Mann!“ ſagte ſie ſich abermals, und gereichte es ihr ſchon zur Genugthuung, gleich beim Eintritt in dieſe idylliſche Gebirgseinſamkeit das lang erſehnte Ideal eines Naturmenſchen getroffen zu haben, ſo freute ſie ſich noch mehr an dem Gedanken, daß ſie in dem Sohn ihres Wirthes, bei dem ſie Quartier beſtellt hatte, für den ganzen Sommeraufenthalt einen wackeren, wahrlich hoch willkommenen Geſellſchafter gefunden hatte.

Aber — warum am Ende denn nur für den Sommer? Was hinderte ſie denn, auch den Winter in dieſem reizenden Verſteck zuzubringen, wenn es ihr gefiel?

Sie lehnte ſich lächelnd zurück, mit kindlichem Wohlgefühl das ſüße Bewußtſein ihrer Ungebundenheit genießend. O, was waren ihre Standesgenoſſen doch für abgeſchmackte, lächerliche Thoren! Und ſie ſelbſt, hatte ſie nicht ſtets Phantomen nachgejagt, wenn ſie ſich einmal ein ſogenanntes Glück hatte ausmalen wollen? Glück und Frieden waren ja für Den, der's verſtand, mit Händen zu greifen auf dieſer wunderſchönen Welt!

„Hans Buchmoſer,“ ſagte ſie fröhlich, „Ihr gefallt mir ſehr gut!“

Sie hätte jetzt durchaus nicht eingeſehen, warum ſie das hätte verſchweigen ſollen, was ihr durch den Kopf ging. Der brave Hans war doch wahrlich kein eingebildetes Herrchen, mit dem man die übliche Geſellſchaftskomödie zu ſpielen brauchte. —

Als ſie die Höhe herabfuhren in das liebreizende Thal, in welchem Buchdorf lag, da waren die elegante Frau aus der beſten Geſellſchaft und der ſchmucke Bauernſohn bereits erklärte Fremde geworden. Daß ſie in ſeinem Vater, dem alten Sonnenwirth Ulrich Buchmoſer, das Urbild eines geſunden, ehrlichen Gebirglers traf, und daß ſie ſich in ihrem ſauberen Stübchen in dem wohlbeſtellten Gaſthofe mit der Ausſicht über Wald und See und Berggelände ſo behag-

lich fühlte, wie noch nie — das war ihr jetzt Alles nur selbstverständlich. Als sie sich zur Ruhe begab, geschah es mit dem Vorsatz, die Stunden und Tage hinfort nicht mehr zu zählen, und alle die ihr jetzt so dumm erscheinenden Grillen, mit denen sie sich so lange geplagt hatte, für immer zu begraben. —

Am anderen Morgen erhob sie sich schon bei Tagesanbruch, strich im Hause umher, besuchte die Ställe, den Hühnerhof und endlich die Tenne, wo sie schon lange die kräftige, ruhige Stimme des jungen Buchmoser gehört hatte, wie er den Dreschern Anordnungen ertheilte. Sie begrüßte ihn mit einem herzlichen Handschlag und freute sich über das Lächeln und die freundschaftliche Wärme, mit der er ihr einen guten Morgen wünschte. Er führte sie durch alle Wirthschaftsgebäude, erklärte ihr Alles in seiner knappen, stets den Nagel auf den Kopf treffenden Art, und machte ihr den Vorschlag, ihr am Nachmittag die Harzgewinnung und die Pechsiederei im Waldgebiet seines Vaters zu zeigen.

Sie willigte vergnügt ein. Hans erschien ihr heute, inmitten seines gesunden Wirkungskreises, noch zehnmal besser und auch hübscher als gestern.

Vor dem Mittagessen machte sie noch allein einen Rundgang durch das Dorf, den Friedhof, die Kirche und das nette Schulhaus zu besichtigen. Mit dem Schullehrer Hübler, einem braven, gebildeten, etwas redseligen Alten, schloß sie im Handumdrehen Bekanntschaft. Der gute Mann stellte ihr sein liebliches Töchterlein Apollonia vor, das ihm seit dem Heimgang der Mutter die Wirthschaft führte, zeigte ihr eine Käfersammlung und ein paar alte Scharteken, welche sein ganzes Erdenglück bildeten. Als er erfuhr, daß sie in der „Goldenen Sonne" wohnte, sprach er sofort von Hans, und Valeska merkte auch gleich, daß er damit einen Lieblingsgegenstand berührte. Was wußte er über den Burschen Alles zu sagen! Wenn's nach ihm ging, so war das der

vollkommenſte Menſch auf der Erde. Er erzählte, wie Hans ſein beſter Schüler geweſen und nicht blos in den Bubenjahren, daß er heute noch manchen Abend bei ihm zubringe und ſich wißbegierig über Geſchichte, Geographie und durch manch ſchönes Unterhaltungsbuch belehren laſſe. Ja, gewiß, der junge Buchmoſer ſei der Geſcheidteſte auf Meilen im Umkreis und wohl noch weiter, und darum genieße er auch ein Anſehen wie ſonſt Keiner (den Schulzen nicht ausgenommen), ein Jeder ſei ihm von ganzem Herzen gut und ziehe ihn bei allen möglichen Gelegenheiten zu Rathe. Der Hans ſei ein Burſch, der auch in der Stadt gut fortkommen würde; es habe auch nur von ihm abgehangen, dort ſein Glück zu begründen. Und jetzt erzählte der geſprächige Hübler die Geſchichte mit dem Offizier, den Hans bei einer Kahnfahrt mit Lebensgefahr aus dem Waſſer gezogen hatte, und von den Projekten ſeines Oberſten und noch eine Menge anderer Sachen, die ſeinem Liebling zur Ehre gereichten.

Valeska hörte lächelnd zu, es ſchien ihr außerordentliches Vergnügen zu bereiten, von ihrem ländlichen Helden ſprechen zu hören.

Am Nachmittag durchwandelte ſie an der Seite des ſo Vielgerühmten den wunderſchönen Nadelwald und hörte ſeinen Worten mit noch höherem Intereſſe zu, als denen des Lehrers. Dann beluſtigte es ſie, ihn in Verlegenheit zu ſetzen, indem ſie ihm die Lobreden des alten Hübler haarklein wiederholte.

Wie er roth wurde unter der braunen Haut, wie er den buſchigen blonden Schnurrbart zwiſchen die blitzenden Zähne nahm und den Kopf auf den Schultern wiegte!

„Noch Eins, was ich mir vornahm!“ begann ſie dann, als er den ihm geſpendeten Ruhm endlich mit Lachen auf ſich ſitzen ließ. „Es iſt hier Alles ſo gemüthlich, patriarchaliſch, es herrſchen hier wahrhaft paradieſiſch-naive Zuſtände,

in die ich mich von Herzen gerne hineinleben möchte. Wollt Ihr mir dies erleichtern — so nennt mich nicht mehr gnädige Frau, sondern redet mich einfach „Ihr" an, wie ich Euch. Ich möchte die Stadt auf so lange als möglich vergessen. Also einverstanden, Hans?"

„Gilt schon, wenn's Ihnen recht ist," schmunzelte er, ihr das feine Händchen drückend, das er gleich darauf mit komischem Kopfschütteln zu betrachten sich nicht enthalten konnte. „Ah, nix für ungut! Was Ihr doch für blühweiße Finger habt — und so — weich, wie ein Flaum!"

Sie zog die Hand erröthend aus der seinen und ging schweigend, ohne ihn anzusehen, neben ihm dahin. Er rang eine Weile nach Worten, dann blieb er plötzlich stehen.

„Hab' ich Euch beleidigt?" fragte er so sanft, wie es Valeska seiner Hünenbrust nie zugetraut hätte. „Es wär' nicht gerne geschehen und — meiner Seel' — ich wüßt' auch nicht recht, warum."

Da wandte sie sich ihm rasch zu und reichte ihm mit frischer Unmittelbarkeit beide Hände. „Das ist wahr," sagte sie herzlich. „Der Fehler läge auch an mir; es wäre eine Zimperlichkeit, die im Widerspruch stände mit meinem Vorsatz, die lächerlichen Manierirtheiten der Stadtdame abzuthun. Redet nur immer, wie Ihr denkt, so ist's mir am liebsten!" —

Die schöne Wittwe brachte nun fast den ganzen Tag mit dem Wirthssohne zu. Ob er sie mit seinem Kahn über den See ruderte, ob er mit ihr in den Bergen herumkletterte, wo er ihr auf gefahrvollen Wegen eine sichere Stütze bot — er war ihr gar bald unentbehrlich geworden. Sie fand Verstand und originelle Urtheilskraft, gepaart mit biederer Gesinnung in Allem, was er sagte. Und die Art, wie er das sagte, war ihr immer interessant. Zuweilen beschämte er sie sogar durch seine urwüchsigen, aber gerade darum vortrefflichen Anschauungen, die in manchen Dingen die ihrigen verbesserten.

Eine wundervolle Mondscheinnacht zu Ende des August erweckte in Valeska die romantische Grille einer nächtlichen Wasserfahrt. Hans willigte ein, wie immer, wenn die reizende Frau einen Vorschlag machte.

Mondschein, der auf sanft gekräuselten Wellen spielt und Wald und Flur und Bergesgipfel in zauberische Silberschleier hüllt, geheimnißvolles Geflüster lauer Zephyre im bebenden Laub und was eine Sommernacht sonst noch an Reizen bietet, ist oft ein seltsam gefährliches Ding für eine junge, poetisch schwärmende Frau, die an den Enttäuschungen ihrer bisherigen Lebenssphäre krankt.

Zu Anfang der Wasserparthie hatte sie gescherzt und gelacht, wie immer; dann war sie einsilbiger geworden, die ernste Schönheit rings umher, das sanfte Dämmerige in der Natur stimmte sie elegisch. In ihren Augen schimmerte es feucht, in ihrem Herzen quoll es auf — ein von ihr selbst nicht ganz begriffenes Sehnen.

Tief in Gedanken versunken tauchte sie ihre spielende Hand in die dunklen, hier und da im Mondlicht glitzernden Fluthen, welche der Kahn in lautlosem, langsamem Zug durchfurchte.

In ehrerbietigem Schweigen, das Auge auf sie geheftet, stand Hans hinten im Boot, die Ruder regierend; er glich so recht einem mittelalterlichen reckenhaften Helden, der in Herzenseinfalt und unerschütterlicher Vasallentreue seine Königin beschirmt, zu jeder Stunde bereit, Blut und Leben für die heimlich angebetete Huldin einzusetzen.

Von der Mitte des See's bis zum jenseitigen Ufer sprach Keines mehr ein Wort; sie lauschten wohl Beide der Stimme in ihrem Innern, die der mächtige Zauber dieser Mondnacht geweckt hatte.

Als das Gras des anderen Ufers sichtbar wurde, neigte Hans den Kopf mit fragendem Blick nach seiner schönen Gefährtin.

„Ja, legt nur an!“ lispelte sie. Sie hatte ihn ver-

ſtanden. Das einlullende Schaukeln der Wogen erfüllte ſie jedoch nachgerade mit Bangen.

Hans lenkte das Fahrzeug mit einigen kräftigen Ruderſchlägen an den Strand. Dort ſprang er gewandt heraus und zog den Kahn näher an's Land. Während er noch beſchäftigt war, das Seil um einen nahen Baumſtamm zu ſchlingen, erhob ſich Valeska in Ungeduld und machte ſich bereit, aus dem Boot zu ſpringen. Als ſie aber eben das Füßchen auf den Rand geſetzt hatte, ſank das Schiffchen im weichen Grunde. Sie wankte und ſtieß, die Augen ſchließend, einen ängſtlichen Schrei aus, aber ſchon fing ſie ihr herkuliſcher Begleiter auf.*) Statt in's Waſſer oder in den Sumpf, fiel ſie in die Arme des Burſchen, der ſie ſpielend, wie eine Feder, emporhob und vollends an's Land trug. Valeska ſchwindelte noch, ſie klammerte ſich an ſeinen Hals, ſchmiegte ſich eng an ſeine breite Bruſt und — ſie wußte im nebelhaften Taumel nicht, war's ihre Schuld, indem ſie ſich herabneigte, oder zog er ſie ſanft hernieder — da berührten ſich Beider Lippen in einem langen Kuß.

Sie fühlte feſten Boden unter ihren Füßen und wand ſich los, aber da — jetzt wußte ſie, daß er allein der handelnde Theil war — da preßte er ſie mit einer neu aufwallenden Regung an ſich und erſtickte ſie ſchier mit ſeinen Liebkoſungen. Es koſtete ſie wirkliche Anſtrengung, ſich endlich loszureißen. Schwer athmend bog ſie den Kopf in den Nacken und ſchüttelte das halb aufgegangene Haar, während ſie die Hände auf die krampfhaft wogende Bruſt preßte. Hans beugte ſich nach einigen Sekunden zaghaft zu ihr herab.

„Seid Ihr mir bös?“ flüſterte er, nun wieder ſo zärtlich und flehend, wie ein ſanftmüthiges Kind.

Sie mußte lächeln. „Darf ich denn? Es hat ja am Ende — ſo kommen müſſen, Hans!“

---

*) S. das Titelbild.

Und da überließ sie ihm ihre Hände, die er mit einem halb unterdrückten Jubelruf an seine Lippen zog, als ergreife er Besitz von einem köstlichen Schatz, der ihm in dieser seligen Stunde geschenkt worden war.

„Aber jetzt — nach Hause!“ sagte sie dann, den herabgefallenen Sommerhut wieder nothdürftig in ihrem Haar befestigend.

Hans wandte sich gehorsam nach dem gefesselten Boot, aber sie wollte von einer Rückfahrt nichts mehr wissen; sie fürchtete sich jetzt vor dem Wasser. So mußten sie den Umweg um den See machen.

Eine wohlige Müdigkeit befiel sie auf dem langen Wege. Sie hing sich fest an seinen Arm und ließ sich so, gegen seine Schulter gelehnt, halb tragen. Das mondbeglänzte Gras unter ihren Füßen erschien ihr wie ein weicher Teppich, den sie kaum berührte. Sie wäre so in ihrer süßen Traumbefangenheit wohl viele Stunden lang mit ihm dahingewandelt. Hans sprach fast gar nichts, er lauschte nur auf ihre Worte, die sie in abgebrochenen Sätzen, einem sanften Gedankenfluge folgend, über ihre Lippen fließen ließ — wie ein Kind, das mit märchenhaften Luftschlössern spielt.

Sie malte sich eine wunderholde Idylle aus: ein schmuckes Häuschen auf einem ausgedehnten Landgut, bewohnt von zwei überglücklichen Menschen, die nichts von der altklugen, schwatzenden und hastenden Welt da draußen wußten und nichts von dem Formentand, der die heiligsten Naturtriebe einzwängt, verbildet und verfälscht.

2.

Als Valeska am anderen Morgen erwachte, da summte ihr ein wenig das Köpfchen, als habe sie den Abend zuvor etwas zu viel Champagner genippt. Sie starrte mit großen Augen zur niedrigen Stubendecke empor und fuhr

plötzlich auf, von einem Gedanken erschreckt. Nach minutenlangem Sinnen machte sie eine trotzige Kopfbewegung.

„Warum nicht?“ murmelte sie. „Wonach hab' ich zu fragen?“

Während des langsamen Ankleidens nickte sie wiederholt, als bestärke sie sich in großen Entschlüssen.

Mit einem Male lachte sie hell auf: „Was werden die lieben Verwandten sagen, der würdige Herr Vormund und die steifleinenen Basen und Vettern?“ Und sie klatschte schadenfroh in die Hände. Jetzt war die alte Fröhlichkeit bei ihr wieder eingekehrt.

Als sie eine Stunde später die Treppe nach dem Hofe hinabstieg, trat ihr Hans entgegen. Er zog vor ihr den Hut und stotterte etwas Unzusammenhängendes, während er blutroth bis zu den Haarwurzeln wurde. Sie war anfangs nicht weniger verlegen, faßte sich aber bald und drückte ihm innig die Hand.

„Grüß Gott, mein Schatz,“ lächelte sie ihm zu „und bleib' mir gut! Doch jetzt fein still und verschwiegen, noch brauchen's die Spatzen auf den Dächern nicht zu pfeifen!“ Sie legte die rosigen Finger an die Lippen, warf ihm dann damit einen schalkhaften Kuß zu und lief davon.

Das süße Liebesgeheimniß mit Hans war jetzt Valeska's Stolz und Freude. Nun fand sie sich ganz in dem reinen Naturzustande, nach welchem sie so gelechzt hatte; sie fühlte sich wahrhaft verjüngt. Wenn sie allein war, tanzte sie oft, lachte und trällerte wie ein übermüthiges Mädchen. Hans gegenüber aber fand sie es angemessen, eine vernünftige Würde an den Tag zu legen. Sie betrachtete ihn wie ein großes Kind, das sie leiten und erziehen mußte. Sie wußte, daß sie seine natürliche Leidenschaft nur dadurch beherrschen und ihn selbst gehorsam erhalten konnte. Sie setzte mit ihm die Streifzüge in die Umgegend fort, aber nun gab es keine Scherze und Neckereien mehr zwischen

ihnen. Wenn sie sich zur Rast hinsetzte, Blätter und Blumen im Schoß, aus denen sie Kränze und Sträuße wand, da kauerte der fromme Riese zu ihren Füßen wie ein gezähmter Bär.

Sie ließ ihn nicht viel zu Worte kommen, und er mochte ganz froh darüber sein, denn er verstand sich schlecht darauf, von seinen Herzensregungen zu sprechen. Er begnügte sich, ihr zuzuhören und zu Allem, was sie plante, Beifall zu nicken.

Diese Oberhand über den starken Mann fand Valeska ungemein reizvoll, sie hatte darum auch kein Verlangen, die Dinge zu einer rascheren Entwickelung zu treiben. Das originelle Geheimniß sollte so lange als möglich aufrecht erhalten bleiben. Im Oktober wollte sie dem alten Buchmoser ihren Entschluß ankündigen, auch den Winter hier zu verbringen. Dann würde man sich im Dorf mehr und mehr an sie gewöhnen, und an den langen Winterabenden, welche die Hausgenossen enger zusammenrücken lassen, wollte sie dem künftigen Schwiegervater allmälig ihr ganzes Herz ausschütten.

Hans war mit Allem zufrieden. —

Zwei Wochen darnach fand Valeska denn doch, daß sie sich eine zu lange Frist gesteckt habe. Sie sagte sich, daß es doch etwas einförmig sei, so lange mit einem Entschluß zu zögern, dessen Ausführung ihr Niemand wehren konnte. Sie wagte es jedoch nicht, ihre Pläne zu ändern: das schickte sich ja nicht für sie. Freilich, wenn Hans gedrängt hätte! Aber der war ja so folgsam — zu folgsam, wie ihr zuweilen däuchte. Sie hätte ihn beinahe mit einem gut dressirten Pudel vergleichen mögen. Sie hatte seine Anspruchslosigkeit so weit erzogen, daß er sich nicht einmal ihre Fingerspitzen zu küssen getraute. Und nicht nur, daß er niemals Worte hatte, seine Liebe auszudrücken — jetzt hatte er auch seine frühere unbefangene Art des Plauderns

eingebüßt. Valeska wußte auch keine Abwechslung mehr in ihre Gespräche über die Liebe zweier Naturmenschen zu bringen, jede Nüance dieses reizenden Thema's war ihr schon so wohl bekannt geworden, wie jeder Baum, jeder Strauch und jeder Stein der ganzen Gegend, die sie tagaus, tagein nach allen Richtungen abgestreift hatte.

Jetzt kam es öfter vor, daß sie zerstreut in's Blaue hinaussah, wenn sie stundenlang mit dem stummen Geliebten beisammensaß; zuweilen wandelte sie sogar ein Gähnen an, das sie in einem langen Seufzer ersticken mußte. Sie sehnte den Winter herbei, schon der Abwechslung wegen. Vielleicht trat dann auch Hans mehr aus sich heraus. Sie selbst kam sich auch schon recht ledern vor. Jetzt war es längst nicht mehr Zurückhaltung bei ihr, daß sie nicht lachte und scherzte, und der arme Bursche folgte nur der zwischen ihnen bestehenden Sympathie, indem er allmälig in eine düstere Melancholie versank.

Als Valeska eines Tages bemerkte, daß der alte Buchmoser sie und seinen Sohn mit mürrischem Kopfschütteln betrachtete, da mußte sie sich sagen, daß der Sonnenwirth wohl einigen Grund zum Groll habe; der Müßiggang des jungen Burschen mußte in der Wirthschaft ja schwer in's Gewicht fallen. Da hielt sie es für ihre Pflicht, Hans an die seine zu mahnen. Sie sprach ihm zu, warum er denn sein gewohntes Tagewerk so arg vernachlässige, es sei doch besser, sich mit gesunder Arbeit zu zerstreuen und den Vater nicht gegen sich und sie aufzubringen. Und Hans gehorchte schweigend, wie immer.

Valeska war jetzt allein und fand ihre Lage recht einförmig. Als sie ein paar Regentage im Haus zurückhielten, kramte sie einige Bücher aus dem Grund ihres Koffers hervor. Bald aber bereitete ihr auch das Lesen Langeweile, und sie war froh, am ersten schönen Tage wieder Haus und Hof verlassen zu können.

Jetzt kam sie auf den Gedanken, den freundlichen Lehrer wieder einmal aufzusuchen. Aber siehe da, der alte Hübler hatte sich ihr gegenüber merkwürdig verändert. Er empfing sie fast unhöflich, und als sie ihn nach seiner Tochter, der Loni, fragte, erklärte er ganz kurz, das Kind sei sehr dringend in der Küche beschäftigt.

Valeska verließ das Schulhaus mit dem dunklen Gefühl, daß man ihr das eigene Nichtsthun übel nahm. Und ihr mit einem Male geschärfter Blick entdeckte nun, daß ihr auch die übrige Dorfeinwohnerschaft keineswegs mehr eine so freundliche Miene zeigte, wie zu Anfang. Was hatte sie denn den Leuten nur angethan, daß man ihr beinahe auswich? . . .

Mehrere Tage später rüstete sie sich schon frühzeitig zu einer längeren Fußtour, die ihr die ersehnte Zerstreuung bieten sollte. Sie wollte einmal eine andere Gegend sehen und sich tüchtig müde laufen. Sie erstreckte ihren Ausflug nach einer Richtung, in welcher sie, wie sie wußte, eine entferntere Bahnlinie erreichen mußte. Gegen Mittag langte sie erschöpft und hungrig auf einer Bahnstation an, setzte sich, zum ersten Male wieder in etwas munterer Laune, in ein Wirthshaus zu Anfang des Ortes und fragte erst, nachdem sie sich tüchtig gestärkt hatte, nach dem Namen und den näheren Verhältnissen dieser Station. Da erfuhr sie, daß sie sich in Blumau, einem Badeörtchen befand, das von manchem der Gäste aus den großen Modebädern zur Nachkur besucht wurde.

Das gefiel ihr, denn da sah sie doch wenigstens einmal wieder andere Menschen. Sie machte sich auch sogleich auf, durch den reizend gelegenen Marktflecken zu promeniren. Von der gerühmten Fremdengesellschaft sah sie indessen so gut wie gar nichts, nur einige gichtbrüchige Kleinbürger und eine ältliche Gouvernante, die in diesem öden Neste vielleicht ein liebekrankes Herz auszuseufzen hatte.

Schon fand Valeska auch hier die tödtlich gehaßte Langeweile wieder, als ſie ſich plötzlich bei ihrem Namen gerufen hörte. Erſtaunt wandte ſie ſich gegen eine der Gartenhecken, zwiſchen denen ſie eben durchſchritt. Da ſchwang

ſich eine ſchlanke Männergeſtalt über den Zaun und ſtand vor ihr, wie vom Himmel herabgeſchneit.

„Vetter Guſſow!“ rief ſie laut. „Ja, wie kommen Sie denn hierher?“

Sie muſterte den jungen Herrn mit großen Augen,

aber mit einer Miene, in der sich unwillkürlich ihre Freude abmalte über diese wahrlich unvermuthete Begegnung. Es war wirklich Walter v. Gussow, ihr Vetter, den sie vor zwei Monaten ohne Abschied im Stich gelassen hatte. Er war jetzt in Civil und trug den linken Arm in einer schwarzen Seidenbinde. Sein hübsches Gesicht hatte durch eine interessante Blässe und eine gewisse ernste Zurückhaltung sehr gewonnen, wie sie sich sofort gestehen mußte.

„Ich befinde mich auf einem nicht ganz freiwilligen Urlaub," sagte er mit wehmüthigem Lächeln. „Derselbe wird überdies ein — dauernder werden. Ich habe den Lieutenant ausgezogen und meine Entlassung eingereicht."

„Was Sie sagen!" rief Valeska verwundert. „Ja, warum denn? Und dieses Ding da . . . eine Verwundung vielleicht?"

Er machte eine ablehnende Geberde und reichte ihr den gesunden Arm, sie zur Fortsetzung ihrer Promenade einladend.

„Das erkläre ich Ihnen später, wenn Sie wollen — oder lieber gar nicht; es ist für Sie von keinem besonderen Interesse. — Darf ich aber erfahren, was Sie in diese Gegend führte, Valeska — Pardon, gnädige Frau!"

„Nennen Sie mich nur immerhin beim Vornamen, wie es sich zwischen Verwandten geziemt!" sagte sie leise, etwas betreten durch die versteckte Bitterkeit in seinem Ton. Es that ihr leid, daß sie ihn damals gekränkt hatte, und um ihm ein Entgegenkommen zu erweisen, erfüllte sie für's Erste seinen Willen und erzählte, wie sie dazu gekommen war, eine ländliche Einsamkeit aufzusuchen, die sie heute zum ersten Male auf einem längeren Ausflug verlassen hatte. Dabei verschwieg sie die näheren Angaben über ihren Aufenthalt und was sie dort erlebt hatte. Als er sie nach ihren nächsten Projekten fragte, wich sie ihm erröthend aus, ihre Verwirrung hinter einer übersprudelnden Lebhaftigkeit verbergend.

„Aber nun müſſen auch Sie mir Bericht erſtatten, lieber Walter! Ich will Alles wiſſen. Warum haben Sie den Dienſt quittirt?“

„Nun kurz heraus — ich habe mich mit meinem Rittmeiſter geſchlagen.“

Sie ließ plötzlich ſeinen Arm los und ſah ihn erbleichend an. Wie ein Blitz flammte da in ihr die ganze Wahrheit auf.

„Wie? Ihr Rittmeiſter, das iſt ja jener fade Baron Remmſtädt, der mich eben durch den abgeſchmackten Scherz vertrieb, der Sie und mich in eine — peinliche Verbindung brachte! Und ich hatte Sie im Verdacht, daß Sie ihm ſelbſt durch arrogante Andeutungen den Anlaß gegeben hätten. Verzeihen Sie mir, Walter, Sie haben ſich — meinetwegen mit ihm geſchlagen, nicht wahr? Haben meinetwegen Ihre Stellung auf's Spiel geſetzt und meinetwegen dieſe Wunde davongetragen?!“

Guſſow biß ſich auf die Lippe und ſah zu Boden. „Ach, dieſe Schramme iſt von keiner Bedeutung,“ ſagte er dann.

„Aber Ihr Beruf, dem Sie mit Leib und Seele anhingen —“

Er zuckte die Achſeln und bot ihr neuerdings den Arm, ſie weiter durch die menſchenleere Au zu geleiten, die ſie erreicht hatten. Valeska nahm ſeine Begleitung an und ging ſchweigend neben ihm her, in eigenthümlicher Bewegung, die Zähne feſt aufeinandergepreßt. Jetzt wollte ſie ſchon, ſie wäre dem Vetter nicht begegnet und hätte nicht gefragt.

„Valeska,“ begann dieſer nach einer Weile leiſe und ſehr ernſt, „ich merke, Sie beginnen bereits zu errathen, daß es auch nicht der Verluſt des mir liebgewordenen Berufes iſt, der mir das erwähnte Ereigniß ſo ſchmerzlich macht. Valeska, ich bitte, ich beſchwöre Sie, ſagen Sie

mir, hat Sie das ungeziemende Scherzwort Remmſtädt's nur darum verletzt, weil Sie glaubten, daß ich ſo geckenhaft unverſchämt geweſen ſei, im Kameradenkreis mich Ihrer Gunſt zu rühmen, oder war Ihnen ſchon der bloße Gedanke widerlich, daß ich mich Ihnen mit einem geheimen Herzenswunſch . . ."

„Erlaſſen Sie mir die Antwort, Herr v. Guſſow!" unterbrach ſie ihn haſtig und machte ſich abermals von ihm los. Aber der Vetter erhaſchte ihre Hand und hielt ſie feſt.

„Warum, warum? Können Sie denn nicht offen mit mir reden? Wiſſen Sie denn nicht, daß es gerade Ihre ſeltſame Scheu vor einer ehrlichen Ausſprache iſt, die mich von meiner Troſtloſigkeit zu neuen Hoffnungen ſchwanken läßt? Valeska, uns hat kein Zufall hier zuſammengeführt, ſondern das Schickſal! Wenn Sie nun einſehen, daß Sie mir Unrecht thaten, und wenn Ihr Herz noch frei iſt —"

„Laſſen Sie mich!" rief ſie heftig, ihre Hand aus der ſeinen reißend. „Ich — ich kann und will Ihnen nicht antworten."

„Valeska!" ſagte er erſtaunt und vorwurfsvoll, indem er zurückwich. „Valeska, was haben Sie denn nur?"

Sie fuhr ſich über das erhitzte Geſicht und wandte ſich ſchwerathmend nach allen Seiten, als wiſſe ſie nicht, nach welcher Richtung ſie am beſten entfliehen könne. Guſſow wagte es nicht, noch weiter in die namenlos Verwirrte zu dringen.

„Ich muß nach Hauſe," brachte ſie endlich hervor, „ich darf mich nicht verſpäten — ich habe einen — ſehr weiten Weg."

„Darf ich Sie nicht begleiten?" Sie ſchüttelte ungeduldig den Kopf. „Aber Sie können doch nicht allein gehen, wenn es wirklich ſo weit iſt. Wohin wollen Sie denn eigentlich?"

„Ach, quälen Sie mich nicht mit Ihren ewigen Fragen! Ich ſagte Ihnen ja, daß ich in meiner Einſamkeit ungeſtört ſein wollte. Ich finde mich auch allein zurecht.“

Er verneigte ſich gemeſſen. Da ſchmerzte es ſie doch, ihn mit ihrer ungerechtfertigten Schroffheit abermals beleidigt zu haben. Sie wandte noch einmal das Geſicht nach ihm. Ihre Stimme klang weicher, als ſie es wollte.

„Ich bin recht garſtig gegen Sie, ich weiß es. Aber, ich bitte Sie, glauben Sie mir, Walter, Sie thun mir weh, wenn Sie eine Erklärung meines Ihnen vielleicht launenhaft erſcheinenden Weſens verlangen. Ich werde Ihnen — ſpäter einmal ... doch nein, nein, es iſt beſſer, wir brechen miteinander für immer, wie ich ja auch ſchon mit meinen anderen Verwandten gebrochen habe. Verzeihen Sie mir, wenn Sie können! Ich bin — ein unglückliches Geſchöpf!“

Und als ob ſie es ſich ſelbſt unmöglich machen wollte, noch mehr zu ſagen, ging ſie von ihm weg, ihn mit einer beſchwörenden Geberde zurückſcheuchend. „Leben Sie wohl!“

3.

Sie ging mit raſchen Schritten davon, den Fußweg hinab, der von dieſer Seite der Ortſchaft nach der ſchmalen Bergſtraße führte, auf der ſie hergekommen war. Sie blickte ſich nicht ein einziges Mal mehr um, aber ſie wußte doch, daß der arme Vetter auf ſeinem Platze ſtehen blieb und ihr nachſah, ſo lange es nur möglich war.

Sie mäßigte ihre Eile erſt, als ſie ſich ſchon ziemlich ermüdet fühlte. Die raſche Bewegung war ihr ein Bedürfniß. Sie wäre am liebſten ſo in einem Athem bis an's Ende der Welt geflohen.

Im langſameren Dahinſchreiten hielt ſie Einkehr in ſich ſelbſt. Sie ſprach ſich Muth zu und ſuchte ſich in dem

zu bestärken, was ihr jetzt wie eine Pflicht vorschwebte. Ja, sie hatte recht gethan, mit Gussow ein kurzes Ende zu machen. Schließlich war's ja nur eine momentane Aufwallung gewesen, was sie in einen so peinvollen Zwiespalt gestürzt hatte. Sie wollte jetzt auch an nichts Anderes denken, als an Hans, an den guten, lieben, braven Burschen, der sein ganzes wackeres Herz in den Dienst seiner Liebe zu ihr gestellt hatte: Und im recht innigen Gedanken daran war sie auch überzeugt, sich in ihre Neigung zu ihm zurückzufinden. Es mußte ja so sein! . . .

Als die Dämmerung hereinbrach, machte sie zu ihrem Schrecken die Entdeckung, daß sie sich verirrt hatte. Sie ging eine Strecke zurück nach der Kreuzung dreier Gebirgspfade, von wo aus sie den falschen Weg eingeschlagen haben mußte. Nach halbstündiger Wanderung in der neuen Richtung erkannte sie aber, daß auch diese nicht die rechte sein konnte.

Jetzt befiel sie die Angst; sie sah sich allein zwischen den eng zusammenrückenden Bergen, und die immer rascher eintretende Dunkelheit machte es ihr fast unmöglich, die Wegzeichen zu verfolgen. Die echte Frauennatur kam nun bei ihr zum Durchbruch — sie fing an zu weinen. Sie wußte nicht, war es über ihre Begegnung mit dem Vetter, über ihre Rathlosigkeit oder über Hans. O, wenn jetzt ihr starker Hans nur da gewesen wäre, sie zu beschützen, sie zu leiten! Und unter den Thränen, die ihr immer reichlicher die Wangen benetzten, bat sie Hans im Geiste um Vergebung und erneute das Gelübde unwandelbarer Treue und Hingebung.

Daß ihr zwischendrein aber doch auch wieder der arme Walter einfiel, dem sie so bitteres Weh zufügen mußte, das ließ die ersehnte Ruhe in ihrem Innern nicht aufkommen.

Von moralischen und physischen Qualen gefoltert wankte

ſie planlos weiter, ewig in Angſt, ob ſie auf ihrem Wege heute überhaupt noch ein Dorf oder ein Gehöft erreichen werde, oder ob ſie gar im Freien übernachten müſſe.

Doch da kam ihr unverhofft die Rettung in Geſtalt eines Bauernjungen. Derſelbe war für Geld und gute Worte bereit, ſie nach Buchdorf zu geleiten. Jetzt war ſie wenigſtens der ſie zunächſt bedrängenden Sorge ledig.

Als ſie den Abſtieg nach dem geſuchten Thale erreicht hatten, hörte Valeska eben die Uhr auf dem Dorfkirchthurm die zehnte Stunde ſchlagen. Sie athmete ein wenig auf. Das fahle Licht des Mondviertels ermöglichte es ihr, ſich ſchon allein nach Hauſe zu finden. So verabſchiedete ſie den Führer. Jetzt, wo ſie in Sicherheit war, kehrte ja ſchon wieder ein guter Theil ihres Muthes zurück. Sie ging bis zum Ufer des See's und ſchlug dann den Pfad ein, der nach dem rückwärtigen Hofthor der „Goldenen Sonne" führte.

In der Buchmoſer'ſchen Wirthſchaft war ſchon Alles zur Ruhe gegangen. Valeska ſchlich an dem Zaun entlang, der die eine Hofſeite gegen den Gemüſegarten zu abgrenzte.

Da gewahrte ſie plötzlich einen rieſenhaften Schatten, der ſich dort am Brunnen bewegte. Das war ja Hans! Was wollte er da? Hatte ihn die Sorge um ſie herausgetrieben?

Valeska wollte in der erſten Sekunde auf ihn zuſtürzen, aber eine plötzliche Feigheit hielt ſie zurück. Sie konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß er aus ihrer Stimme, aus jeder ihrer Bewegungen den Verrath ahnen müßte, den ſie in ihrem Herzen an ihm begangen hatte. Ach, ſie fühlte gerade jetzt mit entſetzlicher Deutlichkeit, daß dieſer Verrath tief, tief in ihrem Herzen ſaß. Der arme Hans! Sie glaubte aus ſeiner gebückten, gebrochenen Haltung ſchon ſeine traurige Ahnung zu leſen.

Da, kam er nicht auf sie zu? Hatte er sie entdeckt?

Valeska schmiegte sich ängstlich an die sie verdeckende Hecke und sah dem Burschen nach, der sich gar nicht weit von ihr über den Zaun beugte und auf den Fußweg zum See hinübersah. Jetzt schien er etwas gehört zu haben.

Er sah rasch um sich und sprang dann über den Zaun. Valeska blieb noch eine Weile stehen, verwundert über sein Thun.

Da hörte sie ein paar flüsternde Stimmen, die der leichte Nachtwind herübertrug. Und jetzt wieder. Valeska erkannte deutlich den gedämpften Baßton des jungen Buch-

moſer und eine weibliche Stimme. Sie wagte es, nach der Stelle der Hecke zu gehen, an der er hinübergeſprungen war. Vorſichtig bog ſie den oberen Theil des Gebüſches auseinander und ſah hindurch. Wahrhaftig, dort an der allgemeinen Pferdetränke des Dorfes zwiſchen dem Gaſthofe und dem See ſtand Hans mit einem Mädchen, das ihr nicht unbekannt erſchien. Als ſie jetzt aus ſeinem Munde den zärtlich geflüſterten Namen „Loni!“ hörte, da wußte ſie, woran ſie war. Und gerade, als ob er ihre letzten Zweifel zerſtreuen wollte, umſchlang Hans in dieſem Augenblick das Mädchen und küßte es.

Es war Apollonia, die Lehrerstochter.

Valeska hatte genug. Jetzt konnte ſie ſich auch das Benehmen des alten Hübler erklären.

Mit ſtreng aufeinandergelegten Lippen zog ſie ſich zurück. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte ſie laut aufgeſchrien vor Erbitterung. Wie, das war derſelbe Hans, deſſen ganzes Sein ſie zu beherrſchen glaubte und um deſſentwillen ſie vor wenigen Minuten noch einen ſo furchtbaren Kampf in ihrem Innern beſtanden hatte? O pfui! Es war ſchändlich! Nein, es gab auch auf dem Lande keine echte Liebe und Treue mehr!

Als ſich Valeska aber zur Ruhe legte, kam wieder einmal eine plötzliche Heiterkeit über ſie. Lachend wühlte ſie den Kopf in die Kiſſen. —

Am Morgen ließ Valeska den Sohn des Hauſes in das Zimmer rufen, das an ihre Schlafſtube ſtieß. Hans zeigte ſich erſtaunt, daß ſie überhaupt zu Hauſe ſei, noch mehr aber über ihre finſtere Miene. Er fragte ganz verdutzt, wo ſie geweſen ſei, man habe ſie gar nicht heimkommen hören. Plötzlich brach er ab, ihr unheimliches Schweigen erſchreckte ihn nachgerade. Sie ſahen ſich einige Sekunden lang ſtarr an. Da wagte er endlich etwas zaghaft eine naheliegende Frage.

„Wozu haſt Du mich denn rufen laſſen?"

„Nun," meinte ſie mit eigenthümlicher Betonung, „ich wollte Dich nur fragen, wie es der Hübler-Loni geht."

Sie mußte die Unterlippe zwiſchen die Zähne nehmen, um nicht herauszuplatzen über das furchtbar verblüffte, blutrothe Geſicht, das ihr Hans jetzt zeigte. Er drehte ſich nach allen Seiten und ſchluckte heftig. Sie ließ ihn ſo eine Weile zappeln, dann ſtand ſie feierlich auf und trat mit drohendem Blick dicht an ihn heran.

„Ein Reſt von Schamgefühl in Deinem ſchuldbewußten Herzen verräth Dich!" ſagte ſie pathetiſch. „Geſtehe, geſtehe Alles!"

Die herkuliſche Figur des Burſchen knickte förmlich zuſammen. In dieſem Tone ſprach der Pfarrer von den Poſaunen des jüngſten Gerichts. Er rang nach Athem und zerrte an ſeinem Halstuch, das ihn zu erwürgen drohte.

„In Gottes Namen," kam es ſtotternd und faſt ächzend aus ſeiner Kehle, „wenn — wenn's denn ſo ſein muß — ſo — ſo kann ich Dir freilich gleich — die klare Wahrheit ſagen. Es iſt eine harte Sach' damit — Du ſchimpfſt mich wohl und biſt mir bös, aber was kann der Menſch ausrichten mit allen guten Vorſätzen, wenn — wenn man einmal ernſtlich mit einem Mädel angebandelt hat und nun nicht wieder los kann!"

„So iſt es alſo wahr?" ſtöhnte ſie und ließ ſich mit dem Anſtand einer Tragödin in ihren Stuhl zurückfallen. „Du haſt mich verrathen!"

Hans ſeufzte tief auf und kratzte ſich hinter den Ohren. Valeska's gut geſpieltes Schluchzen ging ihm durch Mark und Bein. Er getraute ſich nur verſtohlen nach ihr hinzuſchielen.

Jetzt ließ Valeska ihre Hände ſinken und warf ihm mit vorgebeugtem Geſichte ihre Verwünſchungen zu.

„Schändlicher, elender Heuchler!"

Da ſchleuderte Hans mit einem grimmigen Fluch ſeinen Hut zu Boden, daß der Staub aufflog.

„Da ſoll mich doch der Henker quintelweis in der Luft zerſetzen — Gott verzeih' mir die Sünd'! — wenn ich mir das ſagen zu laſſen brauch'. Wahr iſt's, ich mag die Loni — und ſie mich. Wir kennen uns ſchon von der Schul' her, ſie iſt ſchon ſeit lang heimlich mein Schatz. Nachher biſt Du dann gekommen mit Deinem Geſchmeicheln und Deinem fürnehmen Gethue und Deinem vielen Geld, und da hat mich der Hochmuthsteufel beim Schopf genommen. Gefallen haſt mir, freilich, biſt ja ein ſauberes Weib. Aber von der Loni hab ich doch nicht laſſen können. Hab' Dir's ſchon längſt ſagen wollen, mir's aber nicht getraut. Nun hat Dir's wohl eine Magd oder ſo wer verrathen — na, mir kann's gleich ſein, 's iſt nur gut, daß es endlich heraußen iſt!" Er athmete erleichtert auf und ſetzte dann in weicherem Tone hinzu: „Schau', ich hab' heimlich 'glaubt, Du hätt'ſt es auch ſchon eingeſehen, daß wir Zwei doch eigentlich nicht zuſammentaugen. Du biſt ja ſeit einer Zeit ſo anders gegen mich 'worden — ſo — na, ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll — ich hab' halt gemeint, der Bauernbub' wär' Dir ſchon recht zuwider. Geh', nimm Dir's nicht zu Herzen, es wär' wirklich recht hart! Kriegſt ja noch allemal einen Anderen, der Dir beſſer taugt, als ich!"

Da konnte ſich Valeska nicht mehr halten und brach in lautes Lachen aus. Hans machte große Augen, dann aber begriff er die Situation. Ein Schmunzeln verklärte ſein offenes Geſicht.

„Ah ſo, ſo! Iſt's um die Zeit? Du haſt jetzt da mit mir nur Komödi geſpielt?"

„Aus Strafe dafür, daß Du mit Deinen wahren Empfindungen ſo lange hinter dem Berg gehalten haſt. Aber nun können wir ehrlich miteinander ſprechen als ein paar gute Freunde!" Damit reichte ſie ihm die Hand hin. —

Noch am ſelben Vormittag ſchrieb Valeska ein Briefchen nach Blumau, das eine kurze Einladung enthielt.

„Lieber Vetter! Wenn Sie ſich nicht etwa entſchloſſen haben ſollten, mich wirklich endgiltig zu vergeſſen, ſo beſuchen Sie mich ſo bald als möglich. Ich habe Ihnen viel zu ſagen und — zu beichten. Verzeihen Sie mir mein geſtriges Verhalten! Ich war in einem böſen Katzenjammer nach einem verrückten Sommernachtstraum.“ —

Brauchen wir noch beſonders zu erwähnen, daß der überraſchte Walter ſofort nach Empfang dieſer Zeilen ein Fuhrwerk nahm und ſich im Galop nach Buchdorf hinüber kutſchiren ließ?

* * *

Kurz nach dem Dreikönigstage wurde in der „Goldenen Sonne“, wie es gleich im Herbſt feſtgeſetzt worden war, die Hochzeit des jungen Buchmoſer gefeiert. Während die fidele Geſellſchaft an der üppigen Tafel ſaß, traf für die junge Frau, die Loni, eine Sendung aus der Hauptſtadt ein: ein reiches Brautgeſchenk in Begleitung eines prächtigen Blumenſtraußes und einer Karte, auf welcher die Spenderin ihren herzlichen Glückwunſch unterzeichnet hatte: „Valeska v. Guſſow, geb. v. Streben, verwittw. Kuhn.“

Die Schwägerin.

Novelle

von

E. Werk.

(Nachdruck verboten.)

1.

An dem Theetiſche war's um ſo behaglicher, weil man von draußen das Klatſchen des Regens hörte und zuweilen ein Aufſtöhnen des Sturmes. In dem Kamin, den man als ſtylvollen Schmuck in dem Eßzimmer hatte anbringen laſſen, flammten ein paar große Scheite, und der Feuerſchein huſchte in luſtigen rothen Reflexen über das Metall der Kannen und Körbchen auf dem Tiſche, und über die kräftige, blühende Geſtalt des Mädchens, das in einem weichen, niederen Stuhl ſaß, die weißen wohl gepflegten Hände im Schoß gefaltet.

Erna hatte energiſche, etwas ſtrenge Züge, die im Lampenlicht gewannen, da ihre helle Haut von Sommerſproſſen durchzogen war. Das Schönſte in dem Geſicht waren die lichtgrauen, dunkelbewimperten Augen und der ernſte, ausdrucksvolle Mund. Aber in ihrer ganzen Haltung, in jeder ihrer Bewegungen lag etwas Herbes; ein faſt unweiblicher Mangel an Eitelkeit bekundete ſich in ihrem ſchlicht geordneten Haar, ihrem ſchmuckloſen Anzug.

Während die verwöhnte Tochter — ſie war die Jüngſte

einer kinderreichen Familie, die Einzige, die noch im Elternhause weilte — mit sichtlichem Genuß sich ihrer trägen Ruhe in dem Lehnstuhl hingab, strickte die auf dem Sopha sitzende rundliche Mutter eifrig an winzigen Strümpfen. Ach, sie hatte so viele Enkelchen, und immer kamen neue kleine Menschenkinder zur Welt, die an die Liebe und Strickluſt der Großmutter Anspruch machen durften. Erſt vor ein paar Tagen hatte ſie aus München, wo Olga, ihre älteſte und ſchönſte Tochter, an einen Staatsanwalt verheirathet war, die Nachricht von der Geburt eines Mädchens erhalten.

Die flink bewegten Nadeln ruhten auch nur eine kurze Weile, wenn ſie ihrem gegenüberſitzenden Beſuch das ſilberne Körbchen mit den belegten Broden anbot. Es war ein mit der Familie weitläufig verſchwägerter, aber eng befreundeter Mann, welcher den Damen Geſellſchaft leiſtete. Er hieß Edwin Mühleck und war Hauptmann außer Dienſt. Während er ein paar heitere Geſchichten aus ſeinem Garniſonsleben erzählte, blickten ſeine Augen unverwandt auf Erna, und wenn dieſe geſpannter aufhorchte, oder er ihr gar ein Lächeln zu entlocken vermochte, ſo erhellte ſich ſein gutmüthiges, etwas verwittertes Geſicht mit unverkennbarem Wohlbehagen. Das Mädchen ſchien es zufrieden, daß er ihr die Dämmerſtunde des froſtigen Herbſttages kürzte; er war ein ſo alter Bekannter, er hatte immer zu ihrer Erinnerung gehört, wie ein Stück gewohnten Hausrathes. Sie ahnte wohl, daß er ihr ein ganz beſonderes Intereſſe ſchenkte, aber ſie machte ſich niemals Gedanken darüber. Ihr ruhiges Leben, ohne Erregung, ohne Sturm, hatte ſie gleichſam eingelullt in eine ſelbſtgenügſame, bequeme, ſtille Wunſchloſigkeit.

In das warme Behagen des Wohnzimmers klang plötzlich der ſchrille Ton der Hausglocke. Schwere Schritte kamen über den Flur.

„Ein Telegramm für Frau Anna Golz.“

Die alte Frau erſchrak ſchon bei dem bloßen Worte: Ein Telegramm! Doch wie ſie dann mit ängſtlichen, zitternden Fingern das Couvert zerriſſen und den Inhalt geleſen hatte, ſank ihr das Strickzeug zu Boden und, ihre runden Hände ringend, ſchaute ſie verſtört auf ihre Tochter.

„Olga ſchwer krank. Komme ſofort. Karl“ lautete die Depeſche.

Erna fühlte, daß die Mutter von zweifachem Entſetzen erfaßt war: von Sorge um die Tochter und von unſagbarem Grauen vor einer Reiſe zur Nachtzeit, im Herbſtunwetter.

„Laß mich fort, Mutter, Du kannſt, Du darfſt nicht!“ erklärte ſie, plötzlich aus ihrer Ruhe aufſpringend, mit kraftvoller Beſtimmtheit.

„Das wird nicht angehen, mein Kind! Und doch — mit meinem Rheumatismus! Und Du weißt, wie ungeſchickt ich beim Reiſen bin; ich glaube, ich bin nie ohne den Papa weiter als eine Meile gefahren. Und nun in ſolcher Stimmung!“ klagte die Mutter mit naſſen Augen. „Es muß ſehr ſchlimm ſtehen; ſonſt hätte mich Karl nicht gerufen. Meine arme Olga! Und die drei kleinen Kinder! O Gott, o Gott!“

Erna hatte bereits ihren Entſchluß gefaßt. Die Mutter mußte zu Hauſe bleiben, ſie wollte reiſen. Hauptmann Mühleck war blaß geworden und ſah das Mädchen mit traurigen Augen an; aber dienſteifrig wie immer, ſuchte er auf ihren Wunſch in dem Kursbuch nach der Abfahrt des nächſten Schnellzugs von Dresden nach München und ſchrieb ihr die Anſchlüſſe auf, die ſie erreichen mußte. —

Zwei Stunden ſpäter ſaß Erna im Eiſenbahnwagen und ſauste dahin durch die Sturmnacht. Ihr war die haſtige Reiſe ein Abenteuer. Wie düſter auch der Wind heulte, wie ſternenlos auch draußen der Nachthimmel herab-

ſchaute, ſie ließ ſich in ihrem hoffnungsvollen Optimismus nicht ſtören: „Es wird ja nicht gleich das Schlimmſte geſchehen!“ dachte ſie. „Olga iſt ja ſo kräftig! Wir ſind alle ſo geſunde Menſchen! Und dann — es wäre ja auch ganz unausdenkbar grauſam; eine Mutter von drei kleinen Kindern!“

Erna war noch ſehr jung trotz ihrer fünfundzwanzig Jahre. Es war ihr noch kein wirkliches Unglück nahe getreten; ſie glaubte noch nicht an die Tragik des Lebens. Doch als ſie dann im Morgendämmern des melancholiſchen Novembertages das Heim des Schwagers betrat, wurde ihr die erſte bittere Erkenntniß vom Leid des Daſeins, und ſie ſchaute dem Schickſal in das unerbittliche Antlitz.

— — — — — — — — — — — —

Das Furchtbare war vorüber: der Kampf eines jungen Menſchenlebens gegen die Vernichtung; der Tod hatte geſiegt. Die ſchöne Frau lag ruhig und ſtarr mit einem bleichen Lächeln auf den erkalteten Lippen. Im Nebenzimmer erinnerte das arme, kleine Weſen, das der Mutter das Leben koſtete, durch ein klägliches Schreien an ſein Daſein.

Mit matter, zuckender, ſcharfgelber Flamme brannten die zu Häupten der Todten entzündeten Kerzen in dem fahlen, grauen Herbſtmorgenlicht. Eine Weile blieb die Leiche einſam, wie losgelöst von den Menſchen, die ſeit Tagen und Nächten nicht von dieſem Lager gewichen waren, die nun aber die Pflichten des Lebens von dannen riefen von der Abgeſchiedenen.

Dann wurde die Thüre geöffnet. Karl näherte ſich der Todten. Er war ein hochgewachſener Mann; aber die phyſiſche Ermüdung langen Nachtwachens und ſeeliſcher Schmerz hatten ihm förmlich die ſtarken Schultern herabgedrückt. Seine aus tiefen Höhlen blickenden Augen waren rothgerändert und fieberheiß; das dunkle Haar klebte ihm

feucht an der Stirne; gebückt, mit wankenden Schritten, ging er vorwärts.

So lange die geliebten braunen Augen sich wie hilfesuchend, fragend und bang, auf sein Gesicht hefteten, hatte er sich beherrscht; er hatte sich beherrscht, auch nachdem sie sich geschlossen, vor den weinenden Kindern, die sich angstvoll an ihn klammerten, ohne Verständniß für das, was ihnen in dieser Nacht geschehen war, und doch instinktmäßig fühlend, daß etwas Furchtbares über dem Hause laste.

Nun war seine Kraft zu Ende. Als er die Hand der Todten berührte und die Kälte ihrer Haut empfand, als diese ihm so vertrauten Züge plötzlich starr, wie ein düsteres Räthsel vor ihm lagen, da brach er in bittere Thränen aus. Er weinte, wie nur starke Männer weinen, denen das Herz aus den Fugen gehen muß, bis sie Thränen finden. Dann, sich mühsam aufraffend, betrachtete er noch einmal Zug für Zug das liebe Antlitz, als müsse er seinen Rest von Glück zusammenfassen in diesem letzten Schauen.

„Olga, mein liebes, armes Weib!“ stöhnte er auf unter herzzerreißendem Schluchzen.

Die dumpfen Schmerzenslaute, die das erstarrte Herz nicht mehr vernahm, drangen erschütternd an ein Menschenohr. Erna hatte noch einmal die Lippen der armen Schwester küssen wollen, und hörte nun, an der Schwelle zögernd, Karl's ergreifendes Weinen.

Ihr war es, als müsse sie vergehen vor Jammer. Sie hatte in diesem Augenblick nur den einen Gedanken: dürfte sie ihr Leben hingeben und dafür die Unersetzliche zurückrufen!

Aber mitten in dem zermalmenden Mitleid zog es ihr doch wieder durch die Seele wie heiße Schauer vor dem Glück dieser Schwester, die so treu geliebt worden war. Zum ersten Male verstand sie die Liebe, glaubte sie an Liebe, vor diesem verzweifelten Gattenschmerz.

Sie hatte immer gewußt, daß Olga ſehr glücklich in ihrer Ehe geworden, glücklicher als ihre anderen Geſchwiſter, deren Leben ihr ſtets als eine ſehr wenig neidenswerthe Reihe von Alltagsſorgen, Haushaltungsmühen und Kinderplagen vor Augen ſchwebte. Ihr Schwager Karl hatte ihr auch immer als das Ideal eines pflichttreuen, zuverläſſigen Menſchen vor Augen geſtanden, an den man ſich in allen ſchwierigen Lebenslagen voll Vertrauen wenden könnte; ja er war vielleicht der einzige Mann, für den ſie einen gewiſſen Grad kindlicher Ehrfurcht bewahrt hatte. Aber ſie hätte ſich niemals vorzuſtellen vermocht, daß er weicherer Regungen fähig ſei. Und nun das faſſungsloſe Schluchzen dieſes Mannes, der ihr immer ſo unbeugſam, ſo felſenſtark erſchienen war!

Das niegeſchaute Elend des Sterbens, das Grauen des Todes hatte alle ihre Empfindungen erregt, und nun fühlte ſie, wie in dieſer düſteren Stunde unabweisbar ein heiliges, glühendes Verlangen in ihr emporwuchs, vor dem ihr ganzes bisheriges Leben dahinſchwand: das Verlangen, dem Mann, der da vor ihr in Schmerz verging, ein Fünkchen Troſt in ſein zerriſſenes Herz zu bringen, ſich ſelber zu vergeſſen, ſich zu opfern in einer großen, entſagungsvollen Begeiſterung.

Leiſe ſchlich ſie fort aus dem Gemach. Erſt in ihrem Zimmer wagte ſie aufzuſtöhnen. Sie beugte ſich unter einem Geſchick, das über ſie gekommen war, dunkel, räthſelhaft, und doch ihr ganzes Sein verwandelnd, wie eine Religion, wie ein neue, ungeahnte Erkenntniß.

2.

„Alſo Erna wird nun wirklich in München bleiben bei den Kindern der armen Schweſter?“ frugen einige Wochen ſpäter die Bekannten in der Heimath. „Das iſt ja ein ſehr überraſchender Entſchluß! Erna, die ſtets be-

hauptete, der Gedanke an einen eigenen Haushalt erwecke ihr förmlich ein physisches Mißbehagen, und kleine Kinder seien einfach unausstehlich! Und nun in dem traurigen, ihr doch fremden Heimwesen!"

„Das dauert auch nicht lange," erwiederte dann wohl Frau Golz mit einem Seufzer. „Ich kenne meine Erna. Sie ist viel verwöhnter als ihre Schwestern; die jüngsten Kinder werden ja immer ein wenig verzogen; und jede Unbequemlichkeit ist ihr ein Greuel. Aber in der ersten Erschütterung über das große Unglück, in der ersten Aufwallung des Gefühls vermag sie sich von den verwaisten Kleinen nicht loszureißen. Die Reue wird bald kommen, und die Sehnsucht nach ihrer Freiheit, nach den Eltern, die sich von ihr tyrannisiren lassen, und nach ihrem hübschen eigenen Zimmer, das sie immer ihr Königreich genannt hat. — Das dauert nicht lange!"

Aber die Mutter täuschte sich. Erna war weder durch leise Andeutungen, noch durch direkte Bitten zu bewegen, die freiwillig übernommenen Pflichten in dem Heim des Schwagers im Stich zu lassen. Niemand hätte das nur nach eigener Laune lebende Mädchen in dem pflichteifrigen Weibe wiedererkannt, das nun in dem Trauerhause alle persönlichen Ansprüche vergessen zu haben schien, nur für Andere sorgte und dachte, unermüdlich bestrebt, dem schwergeprüften Mann wenigstens jede äußere Last aus dem Wege zu räumen. Ja, dem Mädchen selber war ihr früheres Ich fremd geworden. Sie fühlte sich glücklich, dem mächtigen Impuls folgen zu dürfen, der über ihr Leben verfügt hatte; ohne zu denken, weder in Furcht noch in Hoffnung, daß diese ernste Existenz je eine Aenderung erfahren könnte.

— — — — — — — — — — — — —

Aber die Zeit ging hin. Aus dem winzigen Wesen, das in so trüber Atmosphäre sein Leben begonnen hatte,

war ein luſtiges, braunlockiges, kleines Ding geworden, das auf flinken Beinchen hinter Erna hertrippelte und mit hellem Stimmchen: „Tante! Tante!“ rief, da es den ſüßen Namen Mutter nie ſtammeln gelernt hatte. Auch für die größeren Kinder, für den ſiebenjährigen Richard und die fünfjährige Alma, ward die ſchöne Mutter, deren Bild im Wohnzimmer hing, immer mehr zur Märchengeſtalt, an die ſie gemahnt werden mußten, die ihre kleinen Herzen zu vergeſſen begannen. Die Welt aber ſchien zu finden, daß es für den Wittwer Zeit ſei, die Trauer abzulegen. Man betrachtete ihn wieder als freien Mann, der wählen darf und wählen ſoll, der als ſolcher ein Gegenſtand der Neugier und der Klatſchſucht geworden iſt.

Eine zu Beſuch kommende Dame rief zuerſt jenes heiße Erröthen auf Erna's Wangen, jenes jähe Erſchrecken in ihrem Herzen wach, das ihr nun nicht mehr erſpart bleiben ſollte.

„Nun, Fräulein Golz, Ihr ſchönes Amt wird ja nun wohl die längſte Zeit gedauert haben,“ ſagte ſie mit vergnügtem Lächeln. „Herr Staatsanwalt Hellwig wird ſich gewiß bald wieder verheirathen.“

Erna bezwang ihre Stimme.

„Das halte ich für höchſt unwahrſcheinlich,“ erwiederte ſie raſch, wie in Abwehr einer völlig unerträglichen Vorſtellung. „Mein Schwager wird nie wieder heirathen. Wer ſeine Frau ſo liebte, wie Karl meine arme Schweſter, der müßte nicht blos der Todten, er müßte ſich ſelber treulos werden, wenn er an ein neues Glück glauben könnte!“

„O, mein liebes Fräulein! Wie oft habe ich es ſchon erlebt, daß der verzweifeltſte Wittwer ſich nach einem, oder doch noch ein paar Jahren tröſtete!“ fuhr die Dame beharrlich fort. „Wer weiß, wie bald ich Sie an meine Prophezeiung erinnern werde.“

Von nun an klang manche absichtliche und manche unbewußte Taktlosigkeit an Erna's Ohr. Es war kaum zu verwundern, daß sie, wenn sie mit ihrem Schwager in Begleitung der Kinder ausging, von Geschäftsleuten, von Kellnern und Droschkenkutschern als „gnädige Frau" angesprochen wurde. Sie gab sich alle Mühe, sich an den Titel zu gewöhnen, der ihr nicht gebührte, den Irrthum, der sich nicht immer aufklären ließ, völlig unbemerkt an sich abgleiten zu lassen; aber wenn ihr eine Bewegung Karl's verrieth, daß auch er die Anrede vernommen, dann stieg ihr eine Blutwelle in's Gesicht, wie sie sich auch zu beherrschen suchte. Sehr häufig aber fand sich auch noch eine Bekannte, die mit zweideutigem Lächeln flüsterte: „Nun, was nicht ist, kann noch werden!" oder dergleichen gut gemeinte und doch oft so verletzende Anzüglichkeiten. Um jeden Preis hätte Erna verhindern mögen, daß ähnliche Bemerkungen bis in Karl's Gehörweite gelangten; es sollte ihm nicht zum Bewußtsein kommen, was ihr allmälig klar wurde: daß die Welt ihr Zusammenleben für die Dauer mißbilligte; daß man von ihm erwartete, sich mit ihr zu verloben, oder von ihr, ihn zu verlassen.

Aber selbst irgend eine naive Frage aus einem Kindermund mußte zuweilen das Thema berühren, das ihr so unsagbar peinlich war.

„Warum bist Du eigentlich nicht meine Mama, sondern meine Tante?" fragte die kleine Olga, mit großen, neugierigen Augen an dem Eßtisch herumblickend. „Du wohnst doch auch bei dem Papa und Du bringst mich zu Bett und gibst uns zu essen, gerade wie eine Mama."

Das Schlimmste aber, was jene Fragen, jene Worte der Menschen ihr anthaten, das gestand sich Erna nur ein in der Stille der Nacht, wenn sie schlaflos in den Kissen lag und hinaushorchte, auf jeden Laut, der aus Karl's Studirzimmer zu ihr drang, auf seinen letzten Schritt,

wenn er ſich zur Ruhe begab, auf das Schließen ſeiner Thüre.

Daß er ihre ganze Welt geworden, das wußte ſie ſeit jenem Morgen am Sterbebette der Schweſter. Aber die Trauerſchleier, die über jenem Gefühl gelaſtet hatten, wollten nun plötzlich zerreißen, das heiße Leben wollte emporfluthen und an ihrer Entſagung rütteln.

Karl war ihr bisher nur Olga's Gatte geweſen; mit der Todten vermählt in ſchmerzlicher Treue.

Aber nun, da die Welt ihn als frei betrachtete, nun ſah ſie ihn plötzlich in einem anderen Licht. Sie ward ſich erſt bewußt, daß ſie Thür an Thür zuſammen lebte mit einem Mann, den keine Bande mehr hielten, der aufgehört hatte, ihr Bruder zu ſein. Die Vermuthungen und Prophezeiungen, die ſie mit ſo zorniger Empörung zurückwies — ihr Herz ſammelte ſie alle und flüſterte ihr in ſtiller Einſamkeit Hoffnungen, Wünſche zu und eine tief verborgene, aber zu leidenſchaftlichem Fieber ſich ſteigernde Sehnſucht.

In dieſe Gemüthsſtimmung herein kam ein Brief ihres alten Freundes Edwin Mühleck. Er ſchrieb ihr, „daß wohl Niemand, nicht einmal ihre Mutter, von ihrem dauernden Fortbleiben ſo tief getroffen worden ſei, als er. Freilich habe ihm gerade ihr plötzlicher Verluſt erſt klar gezeigt, wie es um ſein Herz ſtehe, und da er umſonſt von Monat zu Monat auf ihre Rückkehr gewartet habe, bleibe ihm nun nichts Anderes übrig, als ohne jenes langſame Werben um ihre Liebe, das er ſich ſo ſchön gedacht hätte, um ihre Hand zu bitten."

Der Gedankengang, den dieſe Worte weckten, trug nur dazu bei, ihr klarer und zweifelloſer die Wandlung zu zeigen, die mit ihrem Weſen vorgegangen war. Sie wußte, daß es eine Zeit gegeben hatte, in der ſie dem Hauptmann ein ganz zufriedenes „Ja" erwiedert haben würde. Es

wäre ihr damals vertrauenerweckend und behaglich erſchienen, einen Mann zu wählen, der ihr herzlich zugethan war und den ſie ſo genau kannte, daß ſie ſich an ſeine Eigenart nicht erſt zu gewöhnen brauchte. Wie ihr das nun fern lag, wie jede Erinnerung an den Freund ihr verblaßt war, wie es ihr nun graute vor einer ſolchen, einſt für möglich gehaltenen Ehe, ohne Begeiſterung, ohne heißere Liebe, ohne Sehnſucht nach Glück.

Sie fühlte, daß ſie den Mann nicht mit einem kurzen „Nein" abweiſen durfte; daß ſie ihm rückhaltloſe Offenheit ſchuldete. Es war wie eine Beichte, die ſie vor ſich ſelber ablegte.

— — — — — — — — — — — — —

Mehrere Wochen waren ſeitdem vergangen. Es war Abend, ein kalter, düſterer Winterabend; wenn ein Wagen vorüberfuhr, hörte man die Räder knirſchen. Die Kinder waren im Bett; in dem Wohnzimmer herrſchte ſtets eine ganz ungewohnte, feierlich wirkende Ruhe, wenn die lauten Plappermäulchen ſchliefen. Erna pflegte dann mit einem Buche oder einer häuslichen Arbeit auf dem Sopha zu ſitzen, während ihr Schwager, in ſeinen Seſſel zurückgelehnt, die Zeitung las und ſeine Cigarre rauchte. Während des ganzen Tages freute ſie ſich oft auf dieſe ſtille Stunde und empfand ſie doch immer wieder als eine ſchmerzliche Qual; denn das Herz hämmerte ihr vor Verlangen, irgend ein perſönliches, vertrauliches Wort zu ſprechen, ihn nach ſeiner Stimmung zu fragen, ihm wenigſtens geiſtig näher zu rücken, und ſie fand doch nicht den Muth, den Verſuch zu wagen, ſondern berührte ſtets ein gleichgiltiges Thema, wenn er Luſt zu plaudern verrieth.

An dieſem Abend ſchien Karl auffällig zerſtreut. Er nahm wohl die Zeitung, aber Erna bemerkte, daß ſeine Augen über die Spalten hinglitten, ohne zu leſen. Dann ſprang er auf, ſchritt einige Male im Zimmer auf und

ab, warf die Cigarre weg und blieb darauf neben ihr ſtehen.

„Sag' einmal, Erna, haſt Du keine Sehnſucht, in die früheren Verhältniſſe zurückzukehren?“ fragte er, ihr die Hand auf den Arm legend.

„Wie meinſt Du das, Karl?“ Sie ſtarrte ihn mit großen, erſchrockenen Augen an. „Soll ich — möchteſt Du, daß ich euch verlaſſe — von den Kindern fortgehe?“

„Nein, Erna, gewiß nicht. Wie ſollte ich etwas wünſchen, was für mich, für die Kinder ein unerſetzlicher Verluſt wäre. Es handelt ſich aber nicht um mich. Ich möchte einmal ein wenig in Deinem Herzen leſen. Bitte erlaube es mir und laß uns recht offen miteinander ſprechen. Du biſt mir eine treue Helferin geweſen in ſchweren Tagen; Du haſt ganz bewunderungswürdig Deine Freiheit weggeworfen und mühevolle Pflichten auf Dich genommen. Aber es wäre ja doch möglich, daß Du mir und den Kindern Deiner armen Schweſter noch ein größeres, ein innerliches Opfer gebracht, daß Du nicht blos häusliches Behagen, nein auch eine glückverſprechende Neigung in der Heimath zurückgelaſſen hätteſt.“

Sie ſchüttelte den Kopf; ſie brachte kein Wort hervor. Eine namenloſe Angſt ſchnürte ihr die Kehle zu. Was wollte er ihr ſagen? Wozu dieſe Einleitung?

Der Staatsanwalt aber tändelte mit einer gewiſſen Befangenheit mit dem Wollknäuel, das vor ihr lag. Er ſuchte nach Worten. Die Frage, die er ihr zu ſtellen hatte, wollte ihm nicht über die Lippen.

„Es war einmal die Rede — meine arme Frau ſprach noch darüber,“ ſagte er endlich, ohne Erna anzublicken, „daß ein alter Freund eurer Familie, Hauptmann Mühleck, Dir gut ſei, und daß die Mutter dieſe Verbindung wünſchte?“

Noch vor einer Stunde hätte ſich Erna bei dem bloßen Gedanken entſetzt, Mühleck's Werbung irgend einem Menſchen

zu verrathen. Aber sie fühlte nun, daß sie Karl gegenüber nicht schweigen konnte, ja daß rückhaltlose Offenheit gegen ihn Seligkeit sei.

„Er war mir gut," sagte sie leise.

„Und Du?" frug er rasch und sah sie nun forschend an mit seinen ernsten, dunklen Augen.

„Ich habe ihm gesagt, daß ich niemals seine Frau werden kann."

Wieder eine Pause. Blaß, mit einem Ausdruck quälender Erwartung auf den Zügen, starrte Erna auf das hellblaue Kinderjäckchen, an dem sie gehäkelt hatte. Ihre Hände zitterten.

„Das war also zu Ende — schon ehe Du kamst."

„Nein, Karl. Er schrieb mir — erst vor Kurzem. Aber ich hätte mich ja nie entschließen können, die Kinder zu verlassen."

„Ich danke Dir, Erna." Seine Stimme klang bewegt und er athmete rascher als sonst. „Das gibt mir Muth zu der Frage, die ich an Dich richten will. Du weißt, ich habe Dir kein Glück zu bieten, wie Du's vielleicht verdientest. Ich bin nicht jung, und mein Herz hat tiefen Schmerz erfahren; ich bin sehr ernst geworden; vielleicht sogar vor der Zeit. Ich muß Dir auch mehr Pflichten auferlegen als ein Anderer. Aber da Du frei bist von jeder Neigung, da Du Dich in der schlimmsten Zeit so tapfer bei uns eingelebt hast, wirst Du wohl nicht erschrecken über meine Bitte: werde meine Frau!"

Es war fast eine Geberde des Schreckens, mit dem sie den Kopf zu ihm emporhob und die Lippen öffnete, als müsse ein Schrei hervorbrechen. Karl aber faßte rasch ihre Hände und fuhr in wachsender Bewegung fort: „Keinen raschen Entschluß, Erna! Ich will heute noch keine Antwort von Dir fordern. Du sollst es Dir ruhig überlegen. Du warst ein so guter, treuer Kamerad für mich, Mädchen!

Beſinne Dich, ob Du das bleiben magſt! Bis an's Ende! Für immer!"

„Ich will mich beſinnen, Karl," murmelte ſie leiſe.

Er drückte ihr noch einmal die Hände; dann war ſie allein.

Nun fluthete ihr eine wilde Freude durch alle Adern und mit leidenſchaftlichem Beben flüſterte ſie vor ſich hin: „Sein! ſein!" Als ob es für ſie noch ein Beſinnen gäbe!

Dann erſt überdachte ſie ſeine Worte. Sie erinnerte ſich, wie ihr das Herz auf der Zunge gelegen, wie nahe ſie daran geweſen war, ihm ihr tiefſtes Geheimniß, ihre ganze Liebe zu verrathen. Aber er hatte ſie nicht gefragt, ob ſie ihn liebte! Sie fühlte wohl, daß ſie es ihm auch verbergen müſſe, daß er nicht ahnen dürfe, wie ſie jubeln, jauchzen möchte. Olga's ſchönes, blaſſes Todtengeſicht, auf das er ſich mit ſo herzzerreißendem Weh herabgeneigt hatte, ſtieg vor ihr empor.

„Ob er ſie noch liebt — die Todte! Immer noch liebt! Ob er alle Wärme ſeines Herzens mit ihr begraben hat!" fragte ſie ſich angſtvoll.

Aber in all' der Angſt durchrieſelte ſie doch wieder das ſüße Bewußtſein des Lebens. Sein Herz wird an dem ihren pochen; ſie wird ihm die Arme um den Hals ſchlingen und dann, wenn jede Schranke zwiſchen ihnen gefallen, dann wird ſie es ihm einmal zu ſagen wagen, was er ihr iſt. Können warme Lippen nicht einen Schatten verdrängen? Iſt die Gegenwart nicht mächtiger als ein Grab? —

„Ich habe mich beſonnen, Karl. Ich will thun, was ich kann, um Dir eine gute Frau, Deinen Kindern eine Mutter zu ſein," ſagte ſie ihm am nächſten Morgen und reichte ihm ihre Lippen mit demſelben kühlen, ſchweſterlichen Kuß, wie ſie ihn einſt, als halberwachſenes Mädchen, an Olga's Hochzeitstag auf ſeinen Mund gedrückt hatte.

Aber während ſie ſich äußerlich mit gelaſſener Ruhe in

die veränderten Verhältniſſe ſchickte, träumte ſie ſich immer heißer in die Hoffnung hinein, die Vergangenheit zu beſiegen, auch für ihn ein neues Glück zu ſchaffen und ſein Herz zu erwecken zu einem zweiten berauſchenden Liebesfrühling.

3.

Sie wollten ſich ſo raſch als möglich verheirathen, und während der kurzen Zeit der Verlobung kam Erna's Mutter zu Beſuch, um das Zuſammenbleiben des Brautpaares, das ja eigentlich der Sitte widerſprach, zu ermöglichen. Es gab viel zu denken, zu beſprechen, zu beſorgen, Erna hatte Mühe, die Aufregnng zu beherrſchen, die ihr durch alle Adern klopfte.

Jede kleinſte Vorbereitnng, jede Beſprechung über äußerliche Veränderungen, welche die Zukunft erheiſchte, war für ſie wie ein neuer Schluck eines berauſchenden Trankes, der ihr immer mehr die Sinne und die Gedanken verwirrte. Sie wußte nur noch, daß ſich ihr eine im tiefſten Herzen verſteckte Hoffnung erfüllt hatte, daß ſie in wenigen Wochen fortreiſen ſollte, allein mit ihm, mit vollem, unbeſtreitbarem Recht an ihn. Sie vergaß ſeine ruhige, ernſte Werbung, vergaß, daß er nicht mit ſo freier Seele dieſer neuen Ehe entgegenblicken konnte wie ſie, daß ihn wehmüthige Erinnerungen überfluthen mußten, träumte ſich immer mehr in die Ueberzeugung hinein, daß ſeine Augen mit Liebe die ihren ſuchten, ſein Händedruck ihr warme Neigung bekenne, daß ſein Herz dem Tag der Vereinigung ſo ſehnſüchtig entgegenpoche, wie das ihre. Gerade weil ſie den Boden der Wirklichkeit aus den Augen verloren hatte und ihre Phantaſie ſie auf leuchtenden Schwingen in ein Wunderland emportrug, dem ſie entgegeneilen ſollte, war der Sturz um ſo grauſamer, um ſo erſchütternder.

An dem Morgen vor dem bereits beſtimmten Hochzeitstage fiel ihr ganzes Traumglück in Trümmer.

Karl, der noch bis zuletzt arbeiten mußte, um ſich für etliche Tage frei machen zu können, hatte es ihr überlaſſen, einige Glückwunſchbriefe auswärtiger Verwandter zu beantworten, ihr die Schublade ſeines Schreibtiſches geöffnet, in dem er die Briefſchaften verwahrte und ſie gebeten, das ganze Packet, wenn ſie es durchgeſehen, zu verbrennen, wie er zu thun gewohnt war. Es machte ihr Freude, in ſeinem Studirzimmer ſich aufzuhalten, das ſie ſonſt nur ſelten betreten hatte, mit einem gewiſſen Recht an ſeinem Schreibtiſch ſchalten zu dürfen, der ihr immer ein Heiligthum geweſen war. Die Worte floſſen ihr leicht aus der Feder; ſie war in einer ſo glücklichen Erregung, daß ſie allen Menſchen gerne etwas Liebes und Freundliches geſagt hätte. Sie war mit ihrer Aufgabe zu Ende und warf nun Brief für Brief in die hell aufflackernde Flamme des Ofens. Während ſie vor demſelben kniete, fand ſie in dem Packet, zwiſchen gleichgiltigen Briefen und Anzeigen, auch ein Schreiben ihrer Mutter. Karl pflegte ihr ſolche Briefe aus der Heimath ſtets zu zeigen, und ſie wollte die Blätter, nachdem ſie die erſte Seite überflogen hatte, eben in die Gluth ſchleudern, als ihr der eigene Name auffiel.

Dieſen Brief hatte Karl ihr nicht gezeigt! Er handelte ja von ihr, nur von ihr! Daß es richtiger wäre, ihn wegzulegen, daran dachte ſie gar nicht mehr. Die Worte trafen ſie zu perſönlich. Noch immer auf den Knieen kauernd, las ſie mit brennenden Wangen und ſtieß nur zuweilen einen kurzen Laut der Empörung zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen hervor.

„Lieber Karl," ſchrieb ihre Mutter nach einem Berichte über ihre und ihres Mannes ſchwankende Geſundheit, „Du wirſt es mir nicht verdenken, wenn ich ein ernſtes Wort über Erna mit Dir reden möchte. Du weißt ja, wie viel wir von Dir halten, wie wir Deinen Charakter hochſchätzen, wie wir immer noch die Stunde ſegnen, die Dich in unſer Haus führte, trotz des ſchweren Leids, das ſeitdem über

Dich, auch über uns gekommen iſt. Als der unerſetzliche Verluſt Dich traf und meine arme Olga von ihren drei Kindern wegſtarb, habe ich auch keinen Augenblick gezögert, Dir Erna zur Stütze und zur Pflege der armen Kleinen zu überlaſſen, obwohl ſie ja, wie Du weißt, die Einzige war, die uns alten Eltern noch gehörte. Aber ſeitdem ſind faſt zwei Jahre vergangen, und ich frage mich: ſoll das immer ſo weitergehen? Am Anfange äußerten die Bekannten und Verwandten auf's Lebhafteſte ihre Verwunderung, daß Erna nicht mehr zurückkehre; nun ſind ſie Alle verſtummt. Gerade daraus ſchließe ich, daß ſie hinter meinem Rücken reden und Erna's Verweilen in dem Hauſe ihres Schwagers als eine peinliche Angelegenheit betrachten, an die man aus Taktgefühl nicht rühren darf. Die Welt urtheilt eben nicht nach dem Charakter der Perſonen, ſondern nach ihren hergebrachten Anſichten. Meine Tochter Marianne, mit der ich geſtern über Erna ſprach, war auch der Anſicht, daß ſich meine arme Jüngſte ihren Ruf und ihre Zukunft verderbe, wenn das ſo weitergehe. Erna opfert Dir ihre Jugend, ihre beſten Jahre; und wer weiß — eines Tages wird ſie dann vielleicht einer fremden jungen Frau den Platz in Deinem Hauſe räumen müſſen. Ich weiß ja, wie treu Du Deine Frau geliebt haſt; aber Du biſt noch nicht in dem Alter, in dem ein Mann vollſtändig mit dem Wunſch nach Glück abgeſchloſſen haben kann. Du wirſt es mir nicht verdenken, daß ich Erna's wegen beſorgt bin und es Dir an's Herz legen möchte, Dir das Verhältniß, in dem ihr zu einander ſteht, klar zu machen und Dich zu einem entweder — oder zu entſchließen."

Erna hatte das Blatt auf den Boden ſinken laſſen und ihr glühendes Geſicht mit den Händen bedeckt.

Das hatte ihre Mutter geſchrieben! Ihre eigene Mutter! Dieſen Brief hatte er geleſen! Es war ihr, als müſſe ſie zuſammenbrechen vor Scham.

Noch einmal hob ſie das Schreiben auf, ehe ſie es mit einem bitteren Auflachen in das Feuer ſchleuderte. Es trug das Datum des 12. Februar und am 15. hatte Karl ſie um ihre Hand gebeten!

Sie ſprang auf, wie außer ſich. In einer wilden Empörung, in der ſie, fiebernd vor gekränktem Stolz, kaum einer Schmerzempfindung Raum geben konnte, lief ſie in ihr Zimmer, taſtete nach Mantel und Hut, um ohne Säumen zu Karl zu eilen, ihm zu ſagen, daß dieſe Ehe, in die man ihn hineingetrieben hatte, nie zu Stande kommen dürfe, daß er frei ſei, daß ſie das Urtheil der Welt und ihre Klatſchbaſereien verachte, daß Alles beim Alten bleiben müſſe, und ſie ſeine Hand nicht annehmen könne, als einen Lohn für ihr Opfer.

Erſt nach einer Weile war ſie wieder klarer Ueberlegung fähig. Der Hut, den ſie ſchon auf den Kopf drücken wollte, ſank ihr aus der Hand, und ſie ließ ſich auf einen Stuhl niederfallen in einer muthloſen Erſchöpfung, die auf den Moment der Erregung folgte. Eine abgebrochene Verlobung am Tage vor der Hochzeit, das war ja ein Skandal, nach welchem ſie nicht mehr in ſeinem Hauſe verweilen konnte. Dann blieb ihr nichts übrig, als mit ihrer Mutter abzureiſen — für immer.

„Nur das nicht! Nur nicht fort!“ ſtöhnte ſie auf, die Hände ringend. Jeder Blutstropfen in ihr empörte ſich gegen die Trennung von ihm, von ſeinen Kindern.

Es gab kein Zurück mehr. Es gab nur Eines: alle die Träume und Hoffnungen und Wünſche, die ſie auf dieſen morgigen Tag geſetzt hatte, zu vergeſſen und zu ringen mit ſich ſelber, um ihm das zu werden, um was er ſie gebeten hatte: ſein guter Kamerad. Nun glaubte ſie erſt die Bedeutung der Worte zu verſtehen: er gehorchte dem Zwang der Verhältniſſe; er heirathete ſie, um die Kinder nicht fremden Händen anvertrauen zu müſſen — aus Vernunft,

aus Pflicht. Und an ihr war es, ihm dieſe Pflicht leicht zu machen.

Sie dachte wieder an jene Stunde am Sterbebette der Schweſter — es war eine Schickſalsſtunde für ſie geweſen — in der es ihr ſo leicht erſchienen war, auf jedes eigene Glück zu verzichten, um ihm ſeine zertrümmerte Exiſtenz tragen zu helfen. Jenes große Gefühl der Entſagung, das ſie damals durchſchauert hatte, mußte ſie wiederfinden und ihre Liebe zu ihm weitertragen in Verborgenheit wie ein Märtyrerthum.

Als ſie nach Stunden einſamer Qual ihr Zimmer verließ, war ſie ſtark genug, der Mutter, die ihr ſo Schlimmes angethan hatte, und dem Bräutigam, der ſie in heiterer Stimmung auf den Mund küßte, ihre gewohnte, ruhige Miene zu zeigen. Aber ihr Herz war krank und ſchmerzte bei jeder leiſeſten Berührung. Das fühlte ſie, als Karl am Abende mit einer weichen, leiſen Stimme erzählte, er ſei an Olga's Grab geweſen. Vor einem Tage noch hätte dieſer Gang auf den Friedhof ihr nur eine wehmüthige Rührung erweckt. Nun aber ſuchte ſie ſich mit ſelbſtquälender Bitterkeit die Zwieſprache auszumalen, die er mit ſeinem todten Weibe gehalten.

„Er wird ihr gelobt haben, daß ſein Herz ihr treu bleibt, auch wenn er den Kindern das Opfer bringen muß, eine neue Ehe einzugehen; er wird ſeinem verlorenen Glück nachgeweint haben — vielleicht aufſeufzend vor dieſer Zukunft, die ihm nun bleibt.“

Nicht mehr mitleiderregend und traurig erſchien ihr Olga's marmorblaſſes Todtengeſicht; nein, triumphirend in ewiger Jugend und Schönheit, die den Todten zu eigen bleibt in der Erinnerung.

„Ob er mich lieben könnte, wenn ich ſchön wäre wie Olga!“ frug ſie ſich in ihrem Zimmer, mit verzweifelten Augen ihr Spiegelbild anſtarrend; dann ſank ſie in die

Kiſſen und ſchluchzte, als müßte ſie alle leidenſchaftliche Gluth ihres Herzens fortlöſchen mit dieſen Thränen.

Am nächſten Tage waren ſie Mann und Frau und auf der Hochzeitsreiſe.

Erna war kein überſpanntes Geſchöpf, das ihrem Gatten in einer rührenden Scene erklärt hätte, daß ſie wie Bruder und Schweſter nebeneinander hinleben wollten, da er ſie nicht liebe.

Sie hätte niemals den Muth gefunden, nur mit einem Wort an ihre Beziehungen zu einander zu rühren. Er hatte ihre Hand genommen, nun ſollte er ſie führen, wie es ihm gut ſchien. Sie weigerte ihm ihre Lippen nicht; aber ſie hatte nicht die kleinſte Zärtlichkeit für ihn, um die er ſie nicht bat. Sie gab ſich ihm in paſſiver Scheu, als erfülle ſie eine Pflicht. Auch unter der wärmſten Berührung ſeiner Lippen vergaß ſie keinen Augenblick, daß ein Schatten zwiſchen ihnen ſchwebe, und ſein Herz einer Verlorenen gehöre. In dem Beſtreben, das ſie ganz erfüllte, ihm ihre leidenſchaftliche Sehnſucht zu verbergen, erſchien ſie von einer eiſigen Zurückhaltung.

Ein weicheres, ſchmiegſameres Weſen mit zärtlichen Augen und einer rührenden, ſanften Stimme hätte in dieſen Tagen völligen Alleinſeins wohl keinen ſo dichten Schleier über ihr eigentliches Empfinden zu breiten vermocht. Aber Erna's ganze Erſcheinung hatte etwas Herbes, Trotziges. Man hatte ſie immer für gefühllos gehalten, weil ihr Geſicht ruhig, und ihre Nerven ſtark waren. Niemand ahnte, welch' glühende Zärtlichkeit in ihr ſchlummerte, und nur das Bewußtſein des Geliebtwerdens hätte ihr den Ausdruck dieſer tiefverſchloſſenen Wärme auf die Lippen zwingen können.

Manchmal war es ihr freilich, als müſſe ſie den Bann des Schweigens brechen und Karl mit einem Aufſchluchzen in's Ohr flüſtern: „Ich hab' Dich ja wahnſinnig lieb! Fühlſt Du es denn nicht? Ahnſt Du es nicht!“

Aber sie glaubte, daß er erschrecken, daß er sich wie ein Bettler erscheinen würde, ihr gegenüber, wenn sie ihm ihre Leidenschaft offenbarte; sie fürchtete sich vor dem tieftraurigen Blick, mit dem er ihr sagen müßte: „Mein Herz ist ja todt, arme Erna! Warum hast Du Dich an mich müden, schicksalgebeugten Mann gekettet, wenn das Deine so jung ist, so voll von Gluth?“

So blieben sie sich fremd, und es wollte keine rechte Sonne durchdringen, so wenig wie an dem Frühlingshimmel draußen. Es blieb frostig zwischen ihnen und um sie, auch im schönen Süden, auch am Gardasee und in Venedig.

In Karl's Augen erlosch allmälig der junge Glanz, mit dem er die Reise angetreten hatte. Er ward düster und in sich gekehrt, und wenn ihn Erna mit ernsten Augen vor sich sah, dann dachte sie: die Sehnsucht nach dem verlornen Glück zermartert ihn; er stellt Vergleiche an zwischen Olga und mir, zwischen Einst und Jetzt, und das macht ihn elend und krank.

Sie drängte ordentlich zur Rückkehr in ihr Heim, zu ihren Pflichten. Hier war sie ihm wenigstens unentbehrlich; hier konnte sie ihm wirklich etwas sein. Er hatte sie geheirathet der Kinder wegen; also mußte sie seinen Kindern all' die Liebe fühlen lassen, die sie für ihn im Herzen trug.

Sie war wo möglich noch zärtlicher, noch hingebender für ihre Schützlinge als früher, als wollte sie ihnen zeigen, daß sie nun wirklich eine Mutter hatten. Immer, wenn Karl nach Hause kam, saß eines der Kinder dicht neben ihr, machte seine Aufgaben oder ließ sich eine Geschichte erzählen. Die kleine Alma, die sich hätte gewöhnen sollen, allein zu schlafen, vergoß darüber so bittere Thränen, daß Erna sie wieder wie früher zu sich in das Zimmer nahm.

„Sie hängt an den Kindern, als wären es ihre eigenen!“ dachte Karl mit tiefer Dankbarkeit; aber doch mit einem schweren Seufzer.

Ohne Streit, ohne Mißklang lebten dieſe Beiden nun nebeneinander hin; voll Güte und Beſorgniß, Jedes beſtrebt ſein Beſtes zu thun für das gegenſeitige Glück; und doch ſchien dieſes Glück verbannt, geſtorben, unwiederbringlich dahin, und der Druck ernſter Reſignation laſtete auf dem Heimweſen, dem nur die luſtigen jungen Stimmen eine heitere Färbung gaben.

4.

Ein Jahr nach ihrer Verheirathung hatte Erna vollauf Gelegenheit, ihrem Gatten jene thatkräftige, opferfreudige Liebe zu beweiſen, die ſie ſich zur Pflicht gemacht hatte.

Die drei Kinder erkrankten faſt zur gleichen Zeit am Scharlach, und die beiden Mädchen wurden ſo ſchlimm von dem tückiſchen Uebel gepackt, daß während langer Tage und Nächte der Todesengel über dem Hauſe ſchwebte. Erna war bewunderungswürdig an Liebe und an Kraft.

Sie hatte keinen anderen Gedanken, als ihm ſeine Kinder zu retten, und wenn ſie ihr Herzblut dafür geben müßte!

Sein kummervolles Antlitz, ſeine zärtliche Stimme, wenn er ſich über ein Bettchen neigte, rief ihr immer wieder die Erinnerung wach an jene Stunde, da das große heilige Mitleid mit ihm zum Inhalt ihres ganzen Lebens geworden. So lange ſie den Ausdruck der Angſt auf ſeinen Zügen ſah, gab es für ſie keinen Schlaf, keine Schwäche, keine Ermüdung.

Das Schickſal war gnädig; die Gefahr ſchwebte vorüber; das Fieber wich, und die Kinder ſchliefen ſich wieder geſund.

In einer jener Stunden tiefer Ruhe, wohliger Befreiung von dem Druck der letzten Tage, ſtrich Karl zärtlich über die Haare ſeiner Frau: „Ich wollte, ich wüßte ein Dankeswort, das Alles zuſammenfaßte, was ich Dir ſchuldig

geworden bin," ſagte er ſehr ergriffen. „Wie kann ich es Dir denn je lohnen und vergelten, was Du an meinen Kindern thuſt."

Sie hatte ihr Geſicht an ſeine Hand gedrückt; ſie ſprach kein Wort; aber er ſah, daß ſie zitterte, und dann fühlte er plötzlich, wie ſeine Hand naß wurde von Thränen.

Aufſchluchzend lehnte ſie ſich an ſeine Schulter.

„Du biſt übermüdet; Deine Nerven fühlen jetzt die Abſpannung, mein armes Kind!" tröſtete er ſie mit einem unendlich ſanften Tone. Aber in ſeinen Augen lag eine quälende Frage, und angſtvoll ſchaute er auf ſie herab, auf ihr faſſungsloſes Weh.

Seit Langem zermarterte ihn der Gedanke, daß ſeine Frau in tiefſter Seele leide, daß er ſie nicht verſtehe.

Die kleine Olga erholte ſich am langſamſten; ſie blieb blaß und ſtill, beunruhigend ſanft und brav, nachdem ſie vorher ein kleiner Wildfang geweſen; der Hausarzt erklärte den Zuſtand für eine Schwäche der Nerven und empfahl langen Aufenthalt in einer waldreichen Gebirgsgegend.

Erna erinnerte ſich an einen reizenden Fleck am Fuße der Zugſpitze, den ſie vor Jahren einmal auf einer Sommerreiſe kennen gelernt hatte: den malachitgrünen Baderſee, rings umſäumt von dichtem Wald, von den gewaltigen Felsmaſſen überragt; ein Idyll voll Ruhe, Frieden und köſtlicher Luft, in dem ſich in den Juniwochen auch noch Einſamkeit finden ließ. Dorthin reiste ſie mit ihrer kleinen Patientin ab, während die beiden anderen Kinder, die ſchon in die Schule gingen, beim Vater in der Stadt zurückbleiben mußten.

Olga blieb immer noch blaß und ſtill, obwohl ſie von früh bis ſpät im Walde war. Ueber Erna aber, die bisher nur auf der Durchreiſe im Hochgebirge geweſen war, kam in dem ſtillen, ungeſtörten Schauen eine wahre Naturtrunkenheit.

Eine ſolche Friſche, eine ſolche Daſeinsluſt ſtrömte ihr durch alle Adern, daß ſie die Lebenskraft, die das blaſſe Kind ſich hier wieder holen ſollte, in ſich ſelber zuerſt wachſen fühlte.

Der Berghauch, die Waldluft, die ihr um die Schläfen wehte, wirkten auf ſie wie ein Jungbrunnen, daß es ihr war, als gleite die Laſt von zehn Lebensjahren von ihr fort, als könne ſie wieder ſingen und lachen wie eine Zwanzigjährige.

In dem kleinen, behaglichen Gaſthauſe waren nur wenige ſtändige Gäſte anweſend; die ſich unwillkürlich näher gerückt waren, auch wenn Keines den Wunſch hatte, Bekanntſchaften anzuknüpfen. An der Wirthstafel präſidirte ein norddeutſcher Baron, der bereits ſeit Wochen mit ſeiner Frau hier wohnte und unermüdlich fiſchte; zu den Stammgäſten gehörte auch ein penſionirter Oberſt und ein kränklicher Dichter, die ſich ſtundenlang am Schachbrett gegenüber ſitzen konnten. Außer ihnen ſaß noch eine Malerin mit am Tiſche, und an Erna's Seite ein ernſt ausſehender junger Mann, etwa in Mitte der dreißiger Jahre, der ſelten ein Wort in die Unterhaltung miſchte, nur zuweilen mit der kleinen Olga ſcherzte, aber in jeder Aeußerlichkeit die Gewohnheiten eines feingebildeten, in guten Kreiſen verkehrenden Menſchen verrieth. Er war Olga als Arzt aus Dresden bezeichnet worden, und ſie hatte mit leiſer Regung der Freude gedacht: „Ah, alſo ein Landsmann!“ Da er aber keinerlei Anſchluß zu ſuchen ſchien, und ſie weder Talent noch Bedürfniß hatte, ſchweigſame Tiſchnachbarn zum Plaudern zu bringen, ſo war es zwiſchen ihnen bei einem freundlichen Gruß und ein paar höflichen Redensarten während der Mahlzeit verblieben.

In einer Nacht aber ward Erna plötzlich von einem ängſtlichen Wimmern ihrer Kleinen aus dem Schlaf geweckt. Das Kind rang, wie verzweifelt, nach Luft; die thränennaſſen

Augen traten ihr hilfesuchend aus dem Gesicht, in der furchtbaren Angst des Erstickens, und die Händchen, die sich um Erna's Arm klammerten, krampften sich immer fester ein, in wahrer Todesqual.

Eine Weile fühlte sich Erna vollständig rathlos. Sie wußte nicht, welche Ursache diesem Anfall zu Grunde liege; sie konnte das Kind nicht verlassen, und keines der Mittel, die sie anwendete, brachte irgend welche Linderung. Ihr selbst verging der Athem, wenn sie daran dachte, das Kind könne sterben in Abwesenheit des Vaters und sie, sie müßte ihm das Entsetzliche mittheilen.

Mitten durch die düstersten Bilder, die ihre Phantasie ihr in der Nachtstunde vor Augen führte, zuckte ihr plötzlich der befreiende Gedanke: es ist ein Arzt unter einem Dache mit uns!

Sie klingelte. Nachdem endlich, nach langem, quälendem Warten, eine Dienerin erschienen war, überließ sie deren Schutz für einige Augenblicke das kranke Kind, ordnete mit hastigen Händen ihren Anzug und eilte dann mit angstvoll klopfendem Herzen die Treppe empor bis zu dem Zimmer, das Doktor Eckwald bewohnte.

Eine Sekunde lang kämpfte sie mit ihrer Scheu; dann aber besiegte die wie mit Eisenklammern ihr das Herz einengende Sorge jedes Bedenken.

„Herr Doktor," bat sie, an die Thüre pochend. „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie wecke. Meine Kleine ist sehr krank. Ich wäre Ihnen unsäglich dankbar, wenn Sie nach ihr sehen wollten."

Bei den ersten Worten hörte sie eine Bewegung; er schien sofort erwacht zu sein.

„Ich komme sofort, gnädige Frau!" klang es dann heraus.

Erst später fiel ihr ein, wie seltsam es war, daß der fremde Mann sogleich ihre Stimme erkannt hatte. Nun

ſtammelte ſie nur ein kurzes Dankeswort und eilte dann wieder an das Bettchen zurück, um das geängſtigte Kind zu tröſten, horchend auf jeden Laut in dem ſchweigenden Hauſe, bis der erſehnte Schritt vor ihrer Thür ertönte, und ihr der Anblick des ernſten, dunklen Männerkopfes jenes momentane Aufleben brachte, welches das Erſcheinen des Arztes in ſolchen Momenten der Rathloſigkeit hervorzurufen pflegt.

Es war ein Zufall, daß in demſelben Augenblicke faſt, als ſeine Hände das Kind berührten und er dem gequälten Körper eine andere Lage gegeben hatte, der Krampf ſich löste und das Köpfchen müde in die Kiſſen zurückſank. Erna's aufgeregter Phantaſie ſchien die Wirkung, die er hervorgerufen, eine geradezu wunderbare, und wenn Doktor Eckwald ihr auch lächelnd verſicherte, daß die Natur ſich auch ohne ſein Zuthun geholfen hätte, daß der Anfall überhaupt lange nicht ſo gefährlich ſei, als ſie ſich vorgeſtellt habe, ſondern ſich auf eine nervöſe Störung zurückführen laſſen müſſe, ſo blieb ihr doch der Eindruck unverwiſchbar, daß ſeine Nähe ihr geradezu eine Erlöſung geweſen.

Doktor Eckwald verordnete einige erleichternde Mittel für den Fall, daß der aſthmatiſche Krampf ſich wiederholen ſollte und blieb dann noch eine Weile über das Bettchen gebeugt, um das nun wieder ruhig athmende Kind zu beobachten.

Es war ſo ſtill in dem Haus, in dem Gemach; man hörte vor dem Fenſter, das er geöffnet hatte, die Waldbäume rauſchen. Von dem Kinde weg glitten ſeine Augen über die Geſtalt, über das Geſicht der jungen Frau.

„Wie blaß Sie ſind," ſagte er theilnehmend.

Unwillkürlich ſtieg eine leiſe Röthe bei dieſen Worten in ihre Wangen.

Sein Blick hatte etwas ſo Seltſames, als fühle er,

mehr als es dem Arzte ziemt, die intime Nähe, in welche ihn dieſe Stunde zu ihr geführt, das Alleinſein in der Nachtſtunde, in welche die Poeſie des Waldes hereinwehte.

„Wie ſoll ich Ihnen danken, daß Sie mir Ihre Ruhe geopfert haben!“ ſagte Erna, als er ſie verließ, da die kleine Olga nun ruhig ſchlief.

„O bitte, gnädige Frau, das war das kleinſte Opfer, das ich Ihnen brachte.“ —

Am andern Morgen, als er noch einmal nach dem Kinde ſah, das wieder ganz munter war, erzählte er ihr, daß er ſeit einem Jahre ſeine ausgedehnte Praxis aufgegeben und jeder Ausübung ſeines ärztlichen Berufes entſagt habe. Aber ihre Stimme, als ſie ihn weckte, habe ſo hilfeflehend, ſo herzbewegend geklungen, daß er in dieſem Moment ſeinen feſten Entſchluß vergeſſen und ſich ſelber das Wort brechen mußte, um ihr kein „nein“ zu erwiedern.

„Ich muß Ihnen Ihre Bereitwilligkeit in ſolchem Fall doppelt hoch anrechnen, Herr Doktor,“ erwiederte Erna, „aber, verzeihen Sie mir, ich muß Ihnen ſagen, daß mir ein ſolcher Verzicht vollſtändig unbegreiflich erſcheint. Wenn ich ein Mann wäre, wie gerne wäre ich Arzt geworden! Wie denke ich es mir ſchön, das große, ewige Leiden der armen Menſchheit lindern zu helfen! Welche Befriedigung muß in Ihrem Berufe liegen, auch wenn er faſt einen Einſatz der perſönlichen Freiheit fordert, auch wenn er unſagbare Opfer und Mühen koſten mag!“

Er ſeufzte tief auf.

„Und wenn Sie jahrelang gearbeitet hätten, gnädige Frau, jahrelang wirklich jeder Lebensfreude, jeder Zerſtreuung entſagt hätten, um immer weiter vorzudringen in die großen Räthſel, die uns Leben und Sterben aufgibt, wenn es Ihnen wirklich Zweck und Endziel des eigenen Daſeins geweſen wäre, zu lindern, zu helfen, zu retten, und Sie müßten am Beginn Ihrer Laufbahn erleben, daß Sie rath-

los, hilflos, liebe Augen brechen ſehen, daß unter Ihren Händen ein Glück in nichts zerrinnt, würden Sie dann nicht auch irre werden an dem kargen Wiſſen, an ſich ſelbſt, wie ich es geworden bin!"

Erna hatte die Ueberzeugung, daß der bisher ſo verſchloſſene Mann nicht leicht vor irgend Jemand dieſe geheime Wunde ſeiner Seele offenbarte. Sein Vertrauen ſchmeichelte ihr, und ſie, die ſonſt ſo ſcheu war, nach fremden Verhältniſſen zu forſchen, fühlte ſich getrieben, ihn mit warmer Theilnahme zu fragen: „Sie haben Ihre Braut, Ihre Frau verloren? Ein theures Leben nicht retten können?"

Ein ſolches Unglück, das ja ſo tief in ihr eigenes Daſein eingegriffen hatte, verſtand ſie wohl, und der ſchmerzliche Gedanke, wie wenig es für ſolches Weh Heilung gebe, fuhr ihr wieder wie ein Stich durch's Herz.

„Ja und nein, gnädige Frau," ſagte er nach einer Weile, und die tiefe Müdigkeit, die häufig ſeine Augen umflorte, lag ihm wieder auf den Zügen. „Ich habe nie eine Braut gehabt. Aber ich hatte einen Freund, der mir theurer war als ein Bruder, und der wirklich ein Glück gefunden hatte, wie es wohl ſelten iſt auf der Welt. Er liebte ſeine Frau und ſein Kind mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeines ſüdlichen Temperamentes. Mir bedeutete die ſchöne, heitere Häuslichkeit Heimath, Familie, vollſten Seelenfrieden. In wenigen Wochen brach Alles zuſammen. Der kleine Junge ſtarb an Diphtheritis — ich hatte ihn behandelt, gnädige Frau; die arme Mutter, die demnächſt einem zweiten Kinde das Leben ſchenken ſollte, erkrankte ſo heftig, daß eine Operation nöthig wurde, und ſie blieb — blieb unter der Chloroformnarkoſe. Ich hatte wohl einen Kollegen beigezogen; ich hatte die Doſis genau berechnet, das Herz der armen Frau eingehend geprüft — dennoch trat die plötzliche Lähmung ein, durch eine jener geheimnißvollen Komplikationen, die der Vorſicht des Arztes ſpotten. Mich traf

die ganze Schwere der Verantwortung. Mein Freund, halbwegs dem Trübsinn verfallen, wollte mich nie wieder sehen: ein Beweis, daß er mich der Schuld an seinem Unglück anklagt; mich, dem er einst grenzenlos vertraute! Seitdem habe ich den Muth verloren, an ein Krankenbett zu treten. Es wäre vielleicht besser für mich gewesen, wenn ich verdienen müßte, um zu leben. Aber ich brauche, auch ohne Arbeit, keine Noth zu leiden. Freilich — wie könnte man solch' ein nutzloses, verfehltes Dasein ertragen, mit all' den düsteren Gedanken, die sich nächtlicher Weile im Kopfe einnisten, ohne jenes zeitweilige Vergessen, das ein Tropfen Narkose gewährt! Ich bin hierher gekommen, auf dringendes Bitten meiner Freunde und Kollegen, um mich des Morphium's zu entwöhnen, zu dem ich nach jenem Zusammenbruch eines Menschenglücks meine Zuflucht nahm. Aber ich kann es nicht; es fehlt mir die nöthige Willensstärke. Wozu auch? Wem schadet's, wenn ich mich langsam vergifte?"

Er sah sehr abgespannt und elend aus nach seinem Bekenntniß und fügte mit einem so traurigen Lächeln hinzu: „Ich weiß nicht wie ich dazu kam, Ihnen Dinge anzuvertrauen, die ich bisher verbarg wie ein Verbrechen."

Erna konnte ihm in diesem Augenblicke nicht zeigen, wie sehr sein Sichgehenlassen, seine Kraftlosigkeit ihrer energischen Natur widersprach. Aber sie hatte so viel Theilnahme und Interesse an ihm gewonnen, daß sich der Wunsch in ihr regte, ihn aus seiner krankhaften Gemüthsstimmung aufzurütteln. —

Da sie ihr eigenes Herz so wohl gewappnet wußte und so über die Maßen bescheiden über ihre äußere Erscheinung dachte, fand sie nicht das geringste Bedenken darin, wenn der junge Mann häufig die Bank im Walde aufsuchte, auf welcher sie mit der kleinen Olga die Morgenstunden zubrachte, wenn er oftmals bat, sie auf ihren Spaziergängen

begleiten zu dürfen. Es gab ihnen ſo manchen Berührungspunkt, daß ſie Landsleute und Beide in Dresden geboren waren. Wenn Erna auch nur an ihrer kleinen Patientin, die nach den paar Anordnungen, die Eckwald gegeben, auffallend friſcher und heiterer wurde, ſeinen Rath erprobt hatte, ſo glaubte ſie doch unbedingt an ſein Können; ſie fand, daß der junge Mann mit den tiefblickenden, Vertrauen erweckenden Augen, der weichen milden Stimme und der ſicheren Ruhe des Weſens wie geſchaffen ſei zum Arzt; daß er an Anderen, vor allem aber an ſich ſelbſt ein großes Unrecht beging, indem er ſich dieſer erſchlaffenden Unthätigkeit hingab. Sie machte ihm aus dieſer Anſicht kein Hehl und kämpfte gegen ſeine Gründe mit der heiteren, geſunden und überzeugenden Kraft, die ſie in dieſer Landſtimmung in ſich fühlte. Es ſchien ihr ein wahrer Triumph, als ſie ihn endlich überredet hatte, in eine Hütte des weltverlorenen Dorfes Hammersbach zu treten, in der ſie eine arme kranke Frau entdeckt hatte, die mit Hausmitteln an ſich herumpfuſchte, und der ein Arzt, der nichts koſtete, natürlich wie ein rettender Engel erſchien.

Doktor Eckwald's Heilmittel mußten der Alten gut bekommen ſein, denn nach kurzer Zeit näherte ſich eines Morgens, als er neben Frau Erna auf der Terraſſe beim Frühſtück ſaß, ſchüchtern und verlegen eine Bauersfrau, um ihn bei allen Heiligen anzuflehen, doch auch ihre Tochter zu kuriren.

Der junge Arzt wollte davon nichts wiſſen, aber Erna hob die klugen Augen bittend zu ſeinem Geſicht empor und bat: „O, gehen Sie doch!“

Da ſtand er bereitwillig auf und verſprach der Bäuerin zu folgen.

„Ich kann Ihrer Stimme nicht widerſtehen. Sie klingt ſo heimathlich; ſie ruft mir Erinnerungen wach, die ich nicht deutlich faſſen kann, und ſo zwingt ſie mich zum Gehorſam,“ erwiederte er.

„Ich wollte, das wäre mehr als eine Redensart," erwiederte Erna unbefangen. „Ich würde dann, wenn ich des Erfolges sicher wäre, eine große Bitte aussprechen."

„Eine große Bitte, gnädige Frau?"

„Ja." Sie sah ihn mit einem ernsten Lächeln an. „Ich würde Sie ersuchen, mir das Fläschchen auszuliefern, mit dem Sie sich allabendlich vergiften."

Er sah sie zögernd, fast erschrocken an.

„Ich fühle, wie gut Sie es mit mir meinen und muß Ihnen ja herzlich dankbar sein. Wenn Sie mich bitten, so kann ich auch das Fläschchen nicht weigern. Ich fürchte nur, wenn die Schwäche über mich kommt, das große unwiderstehliche Verlangen, mich zu betäuben, so eile ich zu Wagen oder zu Fuß in die nächste Apotheke und hole mir mein geliebtes Gift."

„Nein, das werden Sie nicht!" rief sie fast heftig. „Haben Sie denn gar keine Kraft der Selbstbeherrschung, Sie, ein Mann!"

„Vielleicht kann ich jene qualvollen Stunden überwinden, wenn Sie meine Gesellschaft ertragen während jenes Zustandes tiefster Verstimmung, wenn Sie mich vor dem Alleinsein retten."

„Ich will es versuchen," versprach sie nach einem kurzen Bedenken. „Sehen Sie, ich glaube, ich habe eigentlich meinen Beruf verfehlt, den einzigen, zu dem ich vielleicht wirkliche Begabung hätte: den Beruf der barmherzigen Schwester. Ich möchte ihn ausüben, so oft ich kann."

Sie sah den überraschten heißen Blick nicht, mit dem er sie nach diesen Worten umfaßte. Es kam ihr nicht in den Sinn, wie seltsam dieses Bekenntniß klingen mußte von den Lippen einer kaum zwei Jahre verheiratheten Frau; es fiel ihr nicht ein, daß er daraus die Ueberzeugung gewinnen mußte, sie sei ungeliebt und glücklos.

Erna dachte nur an die Erfüllung einer rein menschlichen

Aufgabe, wenn ſie allabendlich, wenn ihr Begleiter bleicher und bleicher wurde und ſeine Lebensgeiſter herabſanken wie bei einem Fiebernden, über den Froſt kommt, nicht müde ward, zu ſprechen, ſeine Gedanken zu zerſtreuen, ſeine Augen auf die leuchtende Schönheit zu lenken, die dann in der letzten Sonnengluth die Zugſpitzgipfel überfluthete. Es war wie ein Kampf gegen einen Feind, gegen eine tückiſche Macht, die nach ihm die Hände ausſtreckte, und zuweilen ſah ſie, daß er nahe daran war zu erliegen und daß nur ein bittender Blick von ihr ihn zurückhielt.

Zuweilen beſchlich ſie wohl eine leiſe dunkle Empfindung, daß ihr häufiges Beiſammenſein mit dem jungen Mann zu Mißdeutungen Anlaß geben könnte, ja daß ihr warmes Intereſſe an ſeiner Geneſung am Ende wirklich nicht ziemend ſei für eine verheirathete Frau. Aber ſie war ſich vollſtändig der reinſten und ſelbſtloſeſten Abſichten bewußt und ſchob jedes etwaige Bedenken, als könnte ihre Nähe dem jungen Arzte gefährlich ſein, als eine lächerliche Anmaßung von ſich fort.

5.

So war manche Woche in der ſchönen Waldeinſamkeit vergangen, es war ſommerlich heiß geworden mittlerweile. Die Reiſezeit hatte begonnen, und Erna durfte in Bälde ihren Mann und die beiden Kinder erwarten. Sie freute ſich auf den Augenblick, da Karl ſeine wieder roſig aufgeblühte kleine Olga ſehen würde.

„Ob er wohl auch für die friſcheren Farben und runderen Wangen ſeiner Frau einen Blick haben wird?“ fragte ſie ſich mit einer leiſen Bitterkeit.

Es war ein heißer Morgen. Olga war auf einem, auf den Waldboden gebreiteten Plaid eingeſchlafen. Erna ſaß auf einer Bank am Seeufer, über die eine Buche ihre Zweige breitete. Das Waſſer des Baderſee's iſt ſo durch-

sichtig klar, daß man den sammtenen Moosboden in der Tiefe sieht, daß man jeder Forelle folgen kann, die vorüberschwimmt. In Regenbogenfarben schießen die Sonnenlichter durch das smaragdene Grün. Leise rauscht der Wald.

Doktor Eckwald hatte sich der Bank genähert und einen Strauß Alpenrosen vor der jungen Frau niedergelegt.

„Ich war heute schon weit dort oben in dem Gestein," erzählte er mit frischen Augen. „Sie glauben gar nicht, gnädige Frau, welch' ein anderer Mensch ich geworden bin! Sie haben mich mir selber zurückgegeben. Eine ganze Woche habe ich gelebt ohne Morphium! Das heißt: ich bin geheilt, bin gerettet! Und Ihnen danke ich es."

„Nicht doch," erwiederte Erna abwehrend, von dem warmen Blick des jungen Freundes zum ersten Male seltsam berührt. „Sie danken es dieser Bergluft, Ihrer kräftigen Jugend, sich selber. Aber da ich Ihnen vielleicht ein wenig zu der Ueberwindung geholfen habe, so möchte ich Sie auch ferner noch schützen gegen neue Versuchung. Wissen Sie was. Versprechen Sie mir mit einem feierlichen Handschlag, daß Sie nicht wieder zum Morphium greifen werden, den Fall heftiger körperlicher Schmerzen ausgenommen!"

Er besann sich eine Weile. „Sie fordern viel," sagte er leise. Dann aber legte er seine Hand in die ihre.

„Mein Wort, mein Ehrenwort!" gelobte er. Er ließ sich auf die Bank neben ihr nieder und sie blickten Beide auf den entzückenden, grünumsäumten Uferwinkel.

„Es war eigentlich kühn, diesen Schwur von Ihnen zu begehren," sagte Erna nach einer Weile. „Aber ich freue mich von Herzen, daß Sie ihn gaben, denn ich ersehe daraus, daß Sie wieder Zutrauen zu sich selber gewonnen haben."

Er schüttelte den Kopf. „Sie können eben fordern von mir, was Sie wollen," betheuerte er in einem Ton, der Erna so beklommen machte, daß sie unruhig nach dem

ſchlummernden Kinde blickte, als fühle ſie zum erſten Male das Alleinſein mit ihm, dem ſie doch nicht entrinnen konnte.

„Glauben Sie mir doch, nur um Ihretwillen iſt der Wunſch, wieder ein geſunder, friſcher Menſch zu werden, in mir erwacht," fuhr er fort. „Nur Sie haben mir wieder Luſt am Leben eingeflößt. Das böſe Gift iſt durch ein Gegengift verdrängt worden, das mir verjüngend durch alle Nerven zittert. Sie haben es fertig gebracht, die furchtbare Erinnerung aus meinen Gedanken zu bannen, wozu ich ſelbſt nicht ſtark genug war, weil Sie eben mehr Macht über mich haben, als ich ſelber, die Macht einer Frau, die man liebt, mit tiefſtem Ernſt —"

Mit einem Ausdruck erſchrockenen Staunens hatte Erna dieſe Worte mit angehört und ſtreckte nun mit einer Geberde der Beſtürzung die Hand aus, um ihm Einhalt zu gebieten. Ein jäher Schmerz wühlte ihr durch das Herz; ſie fühlte all' ihr hoffnungsloſes Sehnen, all' ihre unerwiederte Gluth in ſich auflodern vor dieſem Bekenntniſſe eines Anderen, und in ihre Ueberraſchung miſchte ſich warmes Mitleid, die Angſt, ihn zu verletzen.

Sie ſuchte nach einem ſchonenden Wort, doch ehe ſie nur die leiſeſte Erwiederung gefunden hatte, rief hinter ihr eine Kinderſtimme: „Mama, Mama!" und die kleine Alma ſtürzte, gefolgt von ihrem Bruder Richard, auf ſie zu und ſtieß athemlos hervor: „Wir ſind da! Wir haben Dich überraſcht! Wir haben heute ſchon um fünf Uhr aufſtehen müſſen! Und der Vater hat geſagt, wir dürfen jetzt gleich im Kahne fahren!"

Erna hatte ihre Verwirrung noch nicht überwunden, als ſie ihrem Gatten die Hand entgegenſtreckte, die Lippen küßte. Sie hatte niemals gelernt, ihr Geſicht zu verſtellen und einen mächtigen Eindruck zu verbergen. Erſt nach einer Weile fand ſie den ruhigen Ton, um den jungen Doktor, der mit finſterem Geſicht zur Seite ſtand, mit der peinlichen

Empfindung, daß er bei der Familienbegrüßung ſehr überflüſſig ſei, ihrem Gatten vorzuſtellen.

„Ich ſchrieb Dir ja, Karl, welcher Troſt mir Herr Doktor Eckwald war in meiner Angſt um Olga," bemerkte ſie in einem Ton und einem Blick, die den Staatsanwalt auffordern ſollten, ſeinen Dank auszuſprechen. Aber dieſer ſtreichelte nur die wieder rund und roth gewordenen Wangen ſeiner Kleinen, murmelte eine höfliche Redensart und verbeugte ſich förmlich vor dem Arzte, ohne ihm die Hand zu reichen. In einem bedrückenden Schweigen ſtanden ſich die beiden Männer einen Moment gegenüber, bis Doktor Eckwald ſich mit dem raſch hingeworfenen Satz: „Ich will nicht länger ſtören," entfernte.

Sein Platz an der Mittagstafel blieb leer; die Familie aber unternahm am Nachmittage einen Spaziergang an den Eibſee und kehrte erſt ſpät Abends zurück. Auf Erna laſtete eine tiefe Verſtimmung. Karl hatte ſich in all' den Stunden des Zuſammenſeins ausſchließlich mit den Kindern beſchäftigt, an ſie kaum das Wort gerichtet. Es war ein fremder, düſterer Zug in ſeinem Geſicht, und ſie fühlte mehr als je die beklemmende Scheu ihm gegenüber, die jede offene Ausſprache, jede vertrauliche Frage unmöglich machte. Und doch dürſtete ſie nach Liebe, nach Wärme, nach Glück, wie nie zuvor. Zu dem Druck dieſes fremden Schweigens zwiſchen ihr und dem Gatten geſellte ſich die Beſorgniß um den Mann, für den ſie wirkliches freundſchaftliches Intereſſe gewonnen, und der ihr nun einen Sturm in der Seele wachgerufen hatte.

Keine Frau bleibt gleichgiltig gegen die leidenſchaftliche Liebe eines Mannes, der ihr nicht gänzlich unſympathiſch iſt. Und Erna hatte zum erſten Male ein ſolches Bekenntniß vernommen. Hauptmann Mühleck hatte ihr freilich auch ſeine Neigung bewieſen, indem er ſie zu ſeiner Frau machen wollte. Aber ſie hatte nie in ſeinen Augen jenes heiße

Begehren geleſen, das ihr heute, auf der ſchönen Uferbank, ein langer, tiefer Blick verrathen; nie hatte ſeine Stimme in wirklicher Ergriffenheit an ihr Ohr gebebt.

Es war alſo doch möglich für ſie, leidenſchaftlich geliebt zu werden! Sie war nicht ſo reizlos, daß ſie die Phantaſie eines Mannes nicht zu beſtricken vermocht hätte! Sie wäre nicht verdammt geweſen, auf immer vor den geſchloſſenen Pforten des Glückes zu ſtehen!

Nun mußte ſie freilich dieſe Erkenntniß nur elend machen, elender als je! Für Karl blieb ſie ja nach wie vor nur der karge, unzureichende Erſatz für ſeine verlorene Vergangenheit. Der arme Doktor aber griff wohl wieder zu ſeinem gefährlichen Betäubungsmittel, weil ſeine Hoffnungen auf ihre Gegenliebe ſo grauſam getäuſcht wurden.

Sie lag ſchlaflos, faſt während der ganzen Nacht, und überlegte die Worte, die ſie ihm ſagen wollte, um ſeine Leidenſchaft zu dämpfen, ohne doch das gute Werk zu zerſtören, das ſie an ihm gethan, auf das ſie ſo ſtolz geweſen war.

Es war ihr, als höre ſie ihren Gatten, der über ihr einquartirt worden war, da die beſtellten Zimmer erſt in ein paar Tagen frei wurden, ruhelos auf und ab gehen, an's Fenſter treten, es öffnen, es wieder ſchließen, um es gleich darauf abermals haſtig aufzureißen. Sie ſah beſtändig ſein düſteres, verſchloſſenes Geſicht vor ſich, aus dem ſie nur den alten Jammer über ſein Geſchick herausgeleſen hatte, der ihr ſo weh that.

Sie athmete auf, als Karl beim Frühſtück ankündigte, er müſſe des Gepäckes halber noch einmal an die Bahnſtation nach Garmiſch zurück; die Kinder, die voll Seligkeit im Walde ſpielten, konnte ſie getroſt der Obhut der Bonne überlaſſen, und ſelbſt eine einſame Morgenwanderung antreten.

Einmal völlig allein! Es ſchien ihr ein Labſal.

Sie schritt durch die wohlgepflegten Waldwege einen Hügel empor, von dem aus man, mit den stolzen Felszinnen der Zugspitze und des Wettersteins vor sich, das ganze Thal überblicken konnte.

In dieser Ruhe, in dieser herzbewegend schönen Landschaft mußte sie das Gleichgewicht ihrer Seele wiederfinden. Im Gras sitzend, die Hände im Schoß gefaltet, ließ sie sich den wonnigen Bergwind um die Stirne wehen und predigte sich, wie so oft, die alte Lehre vom Entsagen, vom Selbstvergessen für Andere. Aber sie konnte die Wünsche nach eigenem, wärmerem Glück nicht zum Schweigen bringen, wie sonst, und quälend, beunruhigend fühlte sie die heiße Jugend, die in ihr pochte.

Ein Schatten, der vor ihr auf das Gras fiel, schreckte sie aus ihrem Sinnen auf.

Ihr erster Gedanke war, der Doktor könne ihr gefolgt sein und von ihr eine Erklärung verlangen, und es überkam sie in diesem Augenblicke plötzlich eine muthige Sicherheit zu dieser Unterredung, vor der ihr so bange gewesen war.

Aber ihr Gatte stand vor ihr, bleich, obwohl er sich die Schweißtropfen von der Stirne wischte und seine Brust athmete wie nach einem hastigen Marsch.

„Du bist allein?“ fragte er, sie durchbohrend anblickend. „Allein vom Gasthause fortgegangen?“

Sie sah ihn starr an. Sein Ton klang so ganz ungewöhnlich aufgeregt; sie hatte ihn nie so gesehen, wie jetzt; mit brennenden Augen, in einer Unruhe, die er gar nicht zu bemeistern vermochte.

„Aber die Kinder waren so vergnügt bei Amalie, und da wir sie doch einmal haben, muß man ihr die Kinder doch für ein paar Stunden anvertrauen dürfen,“ erwiederte sie.

„Es handelt sich jetzt nicht um die Kinder! Einmal

ausnahmsweiſe nicht um die Kinder; ſondern um uns!" rief er mit einer ſo zornigen Miene, daß ſie beſtürzt vom Boden aufſprang und näher zu ihm hintrat.

„Was haſt Du nur, Karl?" fragte ſie voll Angſt.

„Halte mich nicht für blind, Erna! Ich habe wohl geſehen, wie Du geſtern über unſer unangemeldetes Kommen erſchrakſt! Glaubſt Du, Deine Verwirrung, Deine Unruhe wären mir entgangen, oder ich verſtände die Augen, mit welchen jener Menſch Dich anblickte, nicht zu deuten! Ich wollte nicht mehr daran denken. Ich lief fort heute Morgen; aber ſeinen eigenen Gedanken entläuft man nicht. Als mir plötzlich wieder das Bild vor Augen trat, wie Du neben ihm auf der Bank geſeſſen hatteſt, da konnte ich keinen Schritt weiter vorwärts; ich rannte zurück! Ich mußte ſehen, wo Du warſt und als ich Dich in dem Gaſthauſe nicht fand, da — o Erna! ich werde dieſe Viertelſtunde nicht vergeſſen, in der ich Dich ſuchte auf all' dieſen lauſchigen Waldplätzchen, mit der toll machenden Vorſtellung, daß ich Dich nicht allein treffen würde —"

„Und wenn Du mich nicht allein getroffen hätteſt, Karl?" unterbrach ſie ihn ſtolz. „Ich meine —"

Aber er ließ ſie nicht weiter ſprechen.

„Ich weiß nicht, was dann geſchehen wäre!" ſtieß er hervor. „Ich fühle, daß ein Mann in einer ſolchen Stimmung, wie ich, zu Allem fähig wird. Ich hatte mich ja ſchon in Deinen Briefen über dieſen Doktor geärgert, deſſen Name ſo oft erwähnt wurde. Aber als ich ihn dann geſtern ſah, jung und hübſch — und Dich in ſeiner Nähe mit einem heißen, verwirrten Geſicht — ich wundere mich jetzt, daß ich mich in dem Augenblick wenigſtens zur äußerlichen Ruhe zwingen konnte! Und wochenlang biſt Du mit dieſem Menſchen zuſammen geweſen in dieſer Einſamkeit —"

Sein Fuß ſtampfte den Boden; er preßte knirſchend die

Zähne zuſammen, als wollte er einen Aufſchrei wilden Zornes erſticken, und ſein ganzer Körper bebte wie im Fieber.

„Ich begreife Dich nicht, Karl! Begreife Deine maßloſe Aufregung nicht!“ ſagte nun Erna, ſehr bleich, ſehr erſchüttert. „Iſt es denn möglich! Du glaubſt — hältſt es nur einen Moment für denkbar, daß ich — ich ſo ſchlecht ſein könnte, daß Du für Deinen Namen fürchten müßteſt! Daß ich vergeſſen würde, was ich Dir und mir ſchuldig bin! So wenig Vertrauen haſt Du zu mir! Ich meine doch, ich hätte Dir bewieſen, daß ich nicht leichtſinnig über meine Pflichten denke.“

„Vergib!“ bat er nun in ſanfterem Ton, und ſeine heiße Hand umklammerte ihre Finger. „Das habe ich mir ja unzählige Male ſelbſt geſagt in dieſer ſchrecklichen, letzten Nacht. Sie iſt zu ſtolz, um ihr Wort zu brechen; zu pflichtgetreu, um treulos zu ſein. Aber der quälende, furchtbare Gedanke wollte nicht weichen: wenn dieſe Treue ihr nun ſchwere Opfer koſtet; wenn ſie nun den Anderen liebt und nur aushält auf ihrem Poſten, weil es nun einmal ſein muß; vielleicht nur aus Mitleid für mich und die Kinder, während eine heimliche Leidenſchaft ſie verzehrt, und ihre Sehnſucht fortſtrebt!“

Erna's Augen waren feucht geworden, bei dem weicheren Klang ſeiner Stimme, bei dieſem Schmerzenslaut, der ſeine zornige Erbitterung verdrängt hatte. Sie ſah ihn an, glühend, verwirrt. Es war ihr wie ein Traum, dieſe erregte Sprache aus ſeinem Mund zu hören.

Wie in einer Gewiſſensforſchung, mit dem unendlichen Verlangen nach rückhaltloſer Wahrheit zwiſchen ihnen, das ſie ſo lange bekämpft, ſagte ſie leiſe: „Eine heimliche Leidenſchaft für ihn! O Karl! Was ſollte mir der fremde Mann bedeuten? Es iſt wahr: er intereſſirte mich und that mir leid. Aber daß er mich lieben könnte, mich! Das kam mir gar nicht in den Sinn, bis er mir's geſtern ſagte,

gerade in der Stunde, da ihr ankamt! Ich leugne nicht, daß mir die Worte Eindruck machten, daß ſie mich traurig ſtimmten. Ja, ſie haben mir Sehnſucht erweckt, Karl! Aber nicht nach ihm, nein, nur Sehnſucht nach dem Geliebtwerden! Nach dem großen, niegekannten Glück einer glühenden Neigung, nach heißen Lippen, welche die meinen ſuchen, nach leidenſchaftlichen Blicken, die mich umfaſſen würden, nach der Seligkeit, nur einmal das Einzige, das Liebſte, das Schönſte in der Welt zu bedeuten für einen Mann!"

„Und das ſagſt Du mir! Mir, vor dem Du ſtets mit wahrer Scheu zurückgewichen biſt!" unterbrach er ſie. „Du ſelber haſt eine Atmoſphäre der Kälte um Dich gebreitet, haſt alle Deine Zärtlichkeit und Liebe an die Kinder verſchwendet und für mich nie Anderes übrig gehabt als ein kühles Wohlwollen."

„Weil ich wußte, daß Du meine ſchöne Schweſter niemals vergeſſen konnteſt; daß Du mich nur geheirathet hatteſt, der Kinder wegen und — weil meine Mutter Dich förmlich zu dem Schritte zwang. Der Brief, den ſie Dir drei Tage vor unſerer Verlobung ſchrieb, iſt mir ſpäter in die Hände gerathen, und von der Stunde an wußte ich, daß ich mir über unſere Ehe keine ſchwärmeriſchen Illuſionen machen durfte."

„Jener Brief!" wiederholte er nach einem Moment der Beſtürzung. „Ich will nicht ableugnen, Erna, daß er mich zu der Entſcheidung gedrängt, meinem Zögern ein Ende gemacht hat. Aber glaube nur nicht, daß ein Mann mit einem Mädchen von Deinen Vorzügen faſt zwei Jahre zuſammenwohnt, ohne daß ihm der Gedanke, ſie ſich auf immer zu verbinden, nahe treten mußte. Da ahnſt gar nicht, wie oft mir ein warmes Wort, eine liebe Frage auf den Lippen ſchwebte, wenn Du Abends neben mir ſaßeſt, wie oft Deine ruhige Miene, Deine faſt ängſtliche Zurück-

haltung mich wieder verstummen ließen. Du kannst so merkwürdig spröde und unnahbar aussehen, Erna. Bei den Vorstellungen Deiner Mutter packte mich plötzlich der Schrecken, Du könntest mich verlassen. Dieser Schrecken gab mir endlich den Muth, zu sprechen. Ich mußte Dich festzuhalten suchen, so fest, daß Dich mir Niemand mehr rauben konnte."

Sie hatten sich während des Sprechens fast mechanisch vorwärts bewegt und standen nun vor einer Bank, auf die ein Ahorn seinen Schatten warf.

„Es ist ein Irrthum, Erna," fuhr Karl fort, sie an seine Seite auf die Bank niederziehend und wieder ihre Hand fassend, „ein Irrthum, daß ich bei meiner Ehe nur an die Kinder gedacht hätte. Nein! Ich hoffte auch auf Glück für mich selber! Ich habe ja die Todte nicht vergessen, aber wenn ein Mensch noch nicht ganz alt und müde geworden ist, dann kann ihn die theuerste Erinnerung nicht auf die Dauer ausfüllen; neben dem heiligsten Schmerz erwacht wieder neues Wünschen, neues Begehren. Nur der Glaube an die eigene Macht, zu beglücken, ist nicht mehr so fest und unerschütterlich wie in der Jugend. Ein Mann in meinen Jahren schämt sich, zurückgewiesen zu werden; er muß seine Zärtlichkeit, sein Bedürfniß nach Liebe mit einer gewissen Scheu verbergen; er fühlt, daß es ihm nicht mehr ziemt, wie ein Jüngling zu schmachten. Nur vor einem Weibe, das ihn liebt, das ihn ganz versteht, findet er seine Jugend wieder, wagt er wieder warme, tolle Worte in ein geliebtes Ohr zu flüstern.

Ich habe nie vergessen, Erna, daß Du fast um zwanzig Jahre jünger bist, als ich. Schon auf der Hochzeitsreise mußte sich mir, Deinem ganzen kühlen Verhalten nach, die Ueberzeugung aufdrängen, daß Du den Verhältnissen ein Opfer gebracht, den Kindern Deiner Schwester zu Liebe mich geheirathet hattest, daß ich Dir, nach wie vor, nur der alte Schwager war, dessen Zärtlichkeit Dich nur befremdete.

Ich war Dir zu so vielem Dank verpflichtet, Erna, Du hast nach wie vor so musterhaft für uns Alle gesorgt — wie hätte ich Dir einen Vorwurf machen dürfen, daß Du mich nicht lieb hattest? Aber glaube mir, ich habe schwer gelitten in unserer kühlen, stillen Ehe. Und während wir uns immer ferner rückten, immer nur vereint durch die Kinder, ist von Tag zu Tag die Sehnsucht gewachsen, einmal nur einen Funken Wärme in Dir zu erwecken. Aber nie in all' den Jahren hatte ich Dich so lieb wie jetzt, während der Trennung. In meiner Einsamkeit, in der sich das Verlangen nach Dir förmlich krankhaft steigerte, beschloß ich, endlich einmal das frostige Schweigen zu brechen, Dich zu zwingen, mit ganzer Seele mein zu sein! So kam ich an mit ungeduldiger Freude und fand einen Anderen in intimem Gespräch an Deiner Seite — und Dein Gesicht heiß und roth und Deine Augen glänzend in fremder Erregung. Mit allen Qualen der Eifersucht sagte ich mir: sie ist nicht kalt von Natur! Nur kalt für mich —"

„O Karl! Karl!" brach es nun aus Erna's übervollem Herzen hervor, das zum Zerspringen pochte vor Glück. „Ich war ja nur kalt, weil ich Dir nicht verrathen wollte, daß mein Herz Dir gehörte, so lange, lange schon! Seit ich bei Dir bin. Ihr spracht Alle von Opfern, von Pflichten, von einer schweren Verantwortung, die ich übernommen! Ich habe sie nicht gefühlt! Ich war gut gegen die Kinder, weil es die Deinen sind — und weil ich Dich grenzenlos lieb hatte, Karl!"

Zum ersten Male fühlte er auf seinen Lippen die Gluth der großen, heißen Liebe, die so lange stumm an seiner Seite gewesen war.

Sie begriffen es Beide nun nicht mehr in dem Glück dieser Stunde, wie sie sich so lange hatten mißverstehen können.

Um die Bank unter dem Ahorn wehte köstliche Bergluft; über dem weiten Thal unter ihnen strahlte die Sonne;

nur leichte flüchtige Wolkenſchatten flogen über die höchſten Felsſpitzen hin.

Mit dem Egoismus der Glücklichen empfand Erna es wie eine Befreiung, als ſie hörte, der junge Arzt ſei abgereist. Sie hätte in ihrer ſeligen Stimmung ungern traurige Augen geſehen. In den wundervollen Tagen, die ſie nun durchlebte, in einem Sonnenſchein, den voll erwiederte Liebe ihr nur um ſo leuchtender machte, trat ihr zuweilen das Bild des Doktors vor die Seele, mit leiſer Kümmerniß, wie ein flüchtiger Wolkenſchatten. Nach einer Woche etwa empfing ſie einen Brief von ihm.

„Verehrte Frau!

Das Schickſal hat es ſo gewollt, daß mir gerade in dem Augenblick, da ich mich hinreißen ließ, Ihnen meine Liebe zu geſtehen, die niederſchmetternd deutlichſte Antwort zu Theil wurde; denn Ihr Gatte breitete die Arme nach Ihnen aus. Zugleich fielen alle meine Illuſionen in ein Nichts zuſammen. Ich ſah es klar, daß Sie nicht die vernachläſſigte, glückloſe Frau ſeien, für die ich Sie in einem ſelbſtſüchtigen Irrwahn gehalten hatte. Genug von jener Stunde! Ich geſtehe, daß ich es für eine Grauſamkeit von Ihnen hielt, daß Sie mir das Wort abgenommen hatten, nicht zu der ſüßen Betäubung zu greifen, die mir allein Vergeſſen bringen konnte! Ich ſah wieder die alte Leere vor mir, ſah mich wieder zurückſinken in jene Erſchlaffung, in jenen Lebensüberdruß, dem es nutzlos erſcheint, auch nur den Finger zu rühren in dieſem erbärmlichen Daſein. In dieſer Stimmung verließ ich Ihre Nähe und trieb mich in Partenkirchen herum, ein in ſich zerfallener kranker Menſch, wie zuvor. Als ich mich bereits entſchloſſen hatte, abzureiſen, gleichviel wohin, kam eines Morgens eine ſchlichte Bäuerin, die mich ſprechen wollte, die ſeit Tagen nach mir geſucht und ſich müde gelaufen hatte in der Julihitze. Erſt ſagte ſie gar nichts, ſondern packte allerlei ſeltſames Zeug

aus ihrem Korb: Nudeln, ein Stückchen Butter, einen Teller mit kleinen Kirschen, ein Gläschen Honig und einen großen Strauß Alpenblumen. Dabei sagte sie, sie wüßte wohl, daß sie mich nicht bezahlen könnte, aber undankbar möchte sie auch nicht sein, und nun hätte sie mir gebracht, was sie haben, weil ich ihre alte Mutter wieder gesund gemacht.

Ich kann Ihnen kaum schildern, welchen Eindruck mir diese groben, schüchternen Hände hervorriefen, die mir die naiven Gaben entgegenstreckten, wie mich die nassen Augen rührten in dem braunen, erhitzten Gesicht der Bauersfrau. In dieser Stunde fühlte ich wirklich, was Sie mir so oft wiederholt hatten: das Bewußtsein, nur ein Menschenkind von Schmerzen befreit zu haben, sei für den Arzt der Trost für die traurigen Momente, in welchen er rathlos den dunklen Räthseln der Natur gegenübersteht.

Ich glaube, ich habe Muth gefunden zu meinem Beruf.

Darum gestatten Sie mir, daß ich Ihnen beim Scheiden aus diesem Thal noch einmal Dank sage. Sie waren für mich eine Retterin im höchsten Sinne des Wortes. Wenn ich Ihnen einmal mit ruhiger Seele und mit dem Bewußtsein entgegentreten kann, daß diese Rettung eines fast schon Verlorenen für mich und Andere von Segen gewesen, dann darf ich Sie wohl wieder begrüßen.

In höchster Verehrung Ihr ergebener

Emanuel Eckwald."

Erna hatte ihrem Gatten den Brief gereicht. Als er den letzten Satz las, sah sie ihm mit leiser Beunruhigung in die Augen; aber er sagte lächelnd: „Er möge kommen, Erna. Ich will ihm sogar den Händedruck geben, zu dem ich mich bei der ersten Begegnung nicht zwingen konnte. Weißt Du, Schatz, zuversichtliche Liebe kennt keine Eifersucht."

Aus der Reſidenz des Schah-in-Schah.

Wanderungen durch Teheran.

Von

Alexander Ritter.

Mit 8 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten)

Von poetiſchem Zauber umwoben erſcheint uns Abendländern in unſerer Vorſtellung Perſien, das Land Iran, mit deſſen ſagenhafter Vorzeit uns ſchon die anziehenden Erzählungen Herodot's und ſpäter die epiſchen Schilderungen in Firduſi's „Königsbuch" bekannt gemacht haben. Gern ſtellen wir uns die ſo oft dichteriſch verherrlichte Heimath des Hafis und des Mirza Schaffy als ein echt orientaliſches Wunderland vor, das zu beſuchen ein großer Genuß ſein müſſe, doch entſpricht auch in dieſem Falle die Wirklichkeit nicht ganz dem von der Phantaſie geſchaffenen Bilde.

Ein großer Theil des Landes, das der Reiſende auf den ſonnigen, langen Karawanenſtraßen durchzieht, das dem Umfange nach dreimal ſo groß iſt als Deutſchland, dabei aber nur etwa acht Millionen Bewohner zählt, iſt gänzlich unbenutzt und liegt wüſt und öde. Die inneren Verhältniſſe des Reiches ſind zerrüttet, Räuberbanden bedrohen die Karawanenzüge, und das Reiſen iſt daher wahrlich kein Vergnügen in den „geſegneten Königreichen Iran's".

Eine Eiſenbahn gibt es bisher nur auf der zehn Kilo-

Teheran und das Elburzgebirge.

Digitized by Google

meter langen Strecke von Teheran bis Chah-Abdul-Azien, Postwagen rollen nur auf der Strecke Teheran - Kaswin dahin, dann gibt es noch einzelne „Tschaparhanes" oder Stationen, wo von Privatunternehmern Pferde gegen bestimmte Taxen an Reisende vermiethet werden, im Uebrigen ist in dem ganzen ungeheuren Reiche noch gar nichts für den Verkehr und die Erleichterung des Reisens geschehen.

Persische Frau aus dem Volke im Straßenanzug.

Die Hauptverkehrsader des Landes ist die große Karawanenstraße, die von Poti über Tiflis, Eriwan, Täbris und Kaswin nach Teheran führt.

Bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts war das heute größtentheils in Ruinen liegende Ispahan oder Isfahan die Hauptstadt von Persien, seitdem aber beansprucht

Teheran die Ehre, die Residenz des „Schah-in-Schah", d. h. des Königs der Könige zu sein.

Die Stadt, deren persischer Name auf deutsch „die Reine" bedeutet, liegt in der Provinz Irak Adschmi auf einer baumlosen Hochebene, südlich vom Elburzgebirge. Ihre nächste Umgebung, die früher durchaus steppenartig war, hat sich in den letzten Jahrzehnten durch Neuanlage vieler unterirdischer Wasserleitungen in bebautes Land mit zahlreichen Ansiedelungen, Dörfern und Palästen umgewandelt.

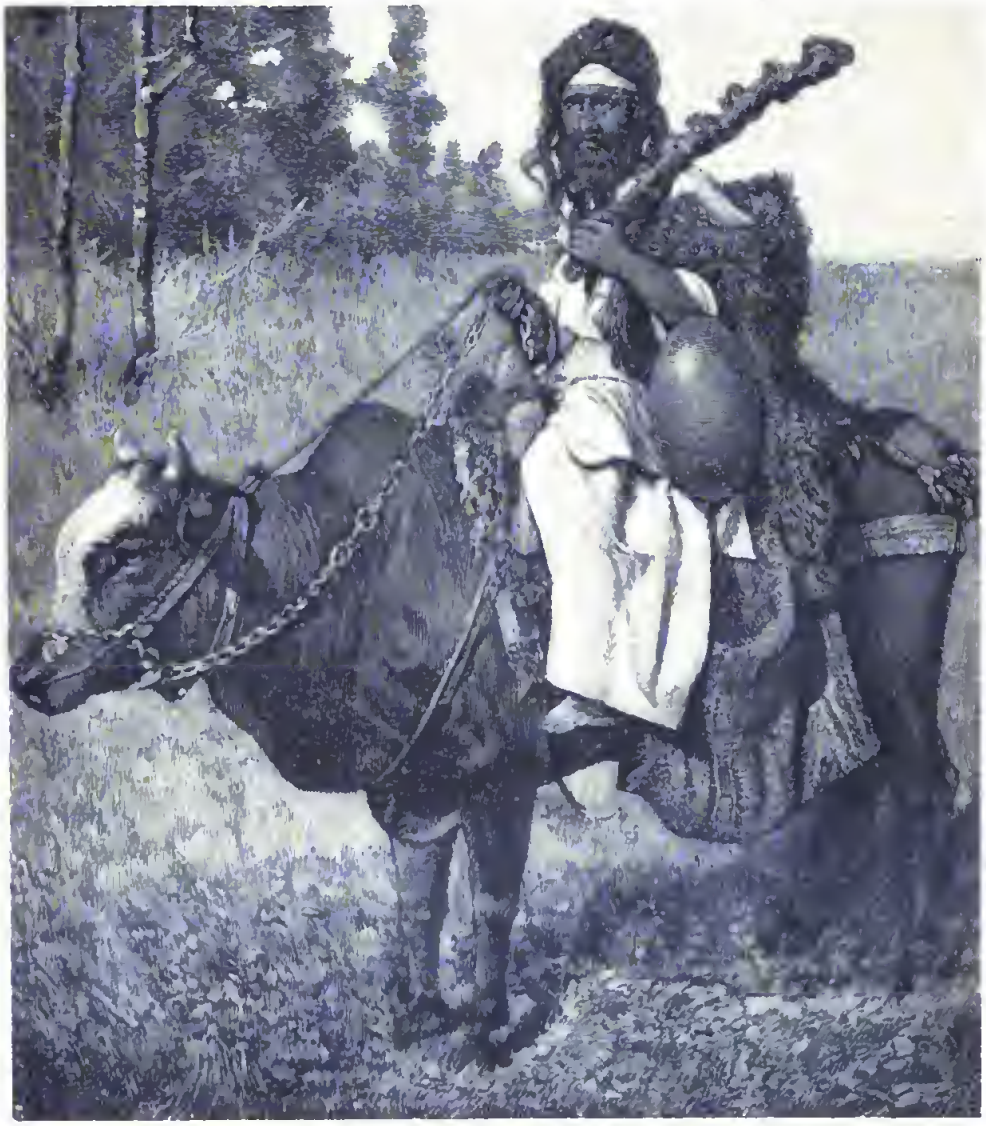
Die Stadt ist von Ringmauern umgeben und hat in ihrem Aeußeren eigentlich nichts von einer königlichen Residenz; trotzdem bleibt ihr Anblick, wenn man sich ihr von Kaswin her nähert, für jeden Reisenden ein unvergeßlicher durch den großartigen Hintergrund des Elburzgebirges, dessen im Demawend bis zu 5630 Meter emporsteigende Felsenmauer sich in nur zweistündiger Entfernung nordwärts von der Hauptstadt über dem Boden erhebt. Weißglänzende Schneelager bedecken die höchsten Kämme, während die auf dieser Seite des Gebirges fast ganz vegetationslosen Abhänge von den Sonnenstrahlen in ein Farbenmeer getaucht werden.

In der kühleren Jahreszeit, so lange der Hof in Teheran weilt, beträgt dessen Einwohnerschaft gegen 200,000 Seelen, wovon jedoch im Sommer wegen der unerträglichen Hitze ein großer Theil, so auch die europäischen Gesandtschaften, nach der unmittelbar am Fuße des Elburz gelegenen gesünderen Landschaft Schemiran übersiedelt.

Zu allen Jahreszeiten aber ist das Straßenleben in der Residenz des Schah-in-Schah ein überaus lebhaftes, buntes und für den Abendländer wegen der seltsamen Gestalten, denen man darin begegnet, höchst anziehendes. Es ändert sich fortwährend in entsprechender Weise, je nach den Tageszeiten. In der Frühe erschallen langgezogene

Posaunentöne durch die Straßen und Gassen, um den Bewohnern anzukündigen, daß die Bäder geheizt sind.

Alsbald wird es rege in den Straßen, wo sich das



Reitender Bettler.

Leben eine Stunde später bis zum gewaltigsten Lärm entwickelt.

Erschallt von den Moscheen her das Mittagsgebet des Muezzin, so wird es allmälig stiller, denn die Residenzbewohner nehmen jetzt ihr Nahâr (Mahl) ein. Nachher

nimmt der Lärm abermals ſeinen Anfang, bis gegen vier Uhr der Ruf zum Gebet wiederum eine größere Ruhe eintreten läßt. Wenn die Sonne zur Rüſte geht, ſo erſchallen nach altem Brauche von der Höhe des königlichen Burgthores Trompetenfanfaren und Keſſelpauken. Dann wird es leer und ſtill auf den Plätzen, die Bazars werden geſchloſſen, und nachdem gegen neun Uhr Abends abermals von der Burg her der nach fränkiſcher Sitte getrommelte und geblaſene Zapfenſtreich erklungen iſt, zieht ſich alle Welt in das Innere der Häuſer zurück. Tiefe Stille herrſcht, die nur unterbrochen wird durch das Gebell der Hunde, welche von den Kaufleuten der Bazars als Wächter unterhalten werden.

Unter den Straßentypen erregen zunächſt die Frauen die Aufmerkſamkeit des Fremden. Ihre Stellung und ihr Anzug iſt nach den Ständen verſchieden. In den unteren Klaſſen iſt die Frau die Gehilfin des Mannes und trägt keine Scheu, ſich im Hauſe mit einem Fremden zu unterhalten und auf der Straße unverſchleiert zu erſcheinen. In den höheren Ständen dagegen, wo Vielweiberei herrſcht, zeigen ſich die Frauen nicht blos öffentlich dicht verſchleiert, ſondern halten ſich auch daheim ganz zurückgezogen. Die Frauen aus dem Volke verlaſſen ohne Scheu ihr Enderun (ſo heißt der Harem auf perſiſch), um ihren Geſchäften nachzugehen, ſich in's Bad zu begeben, oder in den Bazars Einkäufe zu machen. Dabei ſind ſie dann freilich mit einem blauen Mantel (Tſchader) bekleidet, der bis über den Kopf geht, über den ſie auch noch ein weißes, ſchleierartiges Tuch ziehen, wenn ſie einem Frengi (Franken, d. h. einem abendländiſchen Fremden) begegnen. Ueber die Unterkleider wird beim Ausgehen eine grünliche oder bläuliche Seidenhoſe gezogen, und die Füße ſtecken in Schlappſchuhen.

Die perſiſche Männertracht iſt maleriſch. Auf dem

Kopfe trägt man — mit Ausnahme beſtimmter Stände, die den Turban haben — allgemein die ſpitze, ſchwarze,

Löwenführer.

tatariſche Lammfellmütze. Ueber ein kurzes Hemd (Pirahen) zieht man ein Wamms (Archeluk) und darüber den faſt immer einfarbigen Rock (Käba), der bis über das Knie

reicht und durch einen Gürtel zuſammengehalten wird. Bei kühlem Wetter wird noch ein Leibrock (Kaledſcheh) mit kurzen, nur bis zum Ellbogen reichenden Aermeln angelegt, der oft auch mit Pelz ausgeſchlagen iſt. Will der Perſer aber einem Vornehmeren ſeine Aufwartung machen, ſo wirft er noch über alle Kleider einen weiten Mantelrock (Dſchubbeh) um, der ihn vom Hals bis zu den Füßen einhüllt. Die Beinkleider (Schalwar), meiſt aus Halbſeideſtoff von blauer oder Purpurfarbe, ſind weit und ſchlotternd, Unterbeinkleider aber nicht im Gebrauch. Die Füße ſind mit kurzen, nur bis an die Knöchel reichenden Strümpfen (Dſchurab), dann mit Pantoffeln oder weit ausgeſchnittenen Schuhen (Käffſch) bekleidet. Handſchuhe trägt der Perſer nur auf Reiſen; ſonſt gelten ſie als unanſtändig.

Wie faſt alle Orientalen, ſo leben auch die Perſer faſt nur auf den Straßen und Plätzen, wenn ſie nicht ihr Geſchäft oder Gewerbe in's Haus bannt.

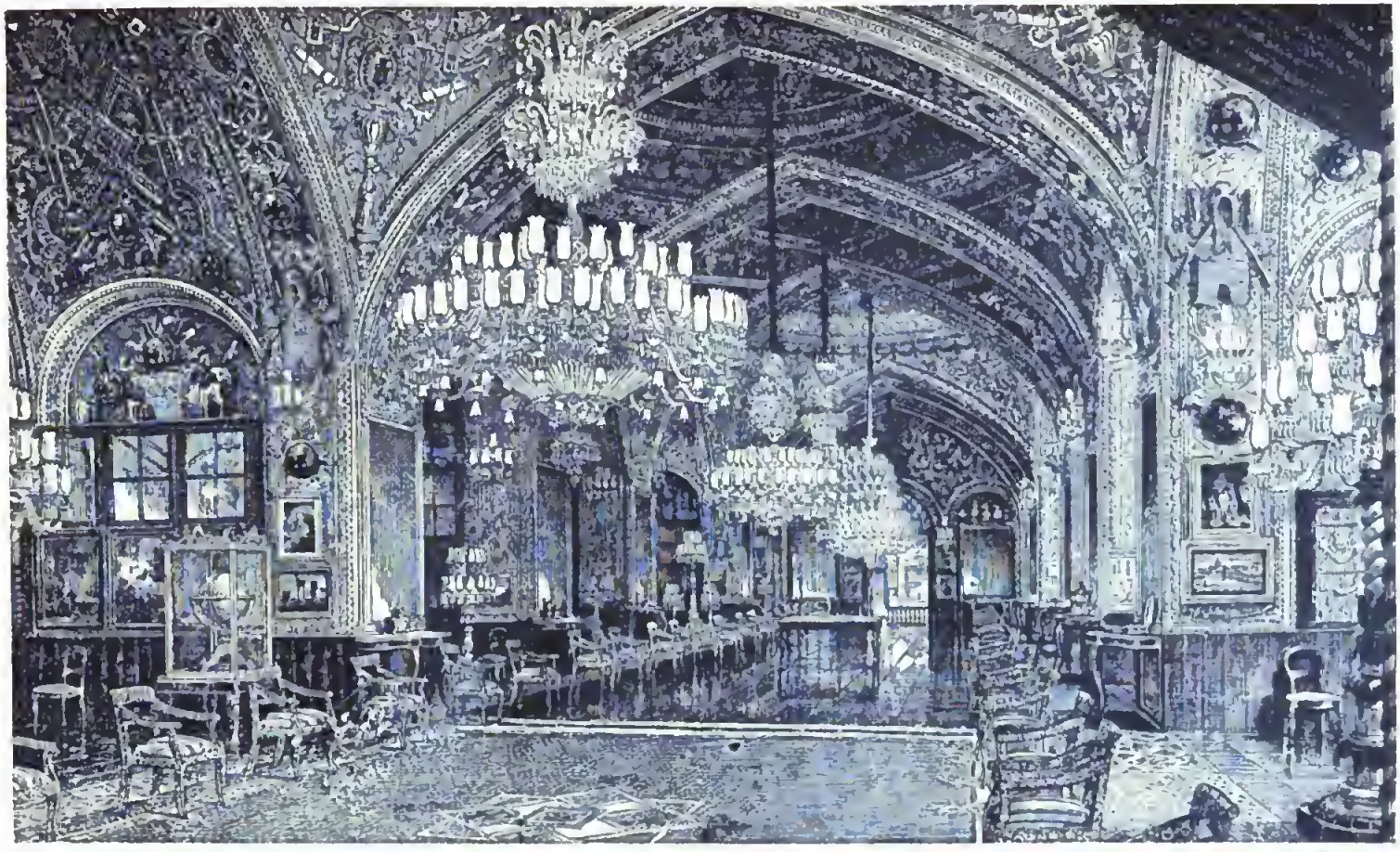
Die reichen und vornehmen Perſer erſcheinen auf der Straße meiſt ſtolz zu Pferde, häufig von einem Dienertroß begleitet, der ihnen lärmend Platz macht. Mitunter taucht aber auch die originelle Geſtalt eines jener auf einem Höckerochſen reitenden Bettler auf, denen man ſonſt nur auf dem flachen Lande begegnet, die jedoch zuweilen auch in die Städte kommen, um ihren dortigen Kollegen Konkurrenz zu machen.

Ein Bettler iſt auch jener mit einem zottigen Hammelfelle bekleidete Derwiſch mit zerzaustem Bart- und Haupthaar, der uns ſein „Ja hak!“ oder „Ja hu!“ (d. h. „Er iſt Gott!“ nämlich der Einzige) in die Ohren ſchreit und uns an einer halb verwelkten Blume riechen läßt. Einem ſolchen frommen Manne keine Gabe zu reichen, gilt als Sünde, und ſeine Einnahme iſt daher keine ſchlechte. Zu den Bettlern geſellen ſich Wahrſager, denen es niemals an

vertrauenden und gläubigen Seelen fehlt. Dort wieder erzählt ein anderer Derwisch eine je nach der Stimmung

Eine Straße in Teheran, nahe dem Palast.

lustige oder traurige Geschichte, löst aber nicht eher den geschürzten Knoten, als bis ihm die Hörer eine Geldgabe



Audienzzimmer des königl. Palastes in Teheran.

gespendet haben, dann erst läßt er den Schluß folgen, mit dem sein Publikum befriedigt ist.

Plötzlich durcheilt ein Wahnsinniger mit lautem Geschrei die Straße, aber Jedermann begegnet ihm mit achtungsvoller Nachsicht, denn er ist ja ein begnadeter Heiliger, dessen Geist Allah zu sich genommen hat, während der Körper noch auf Erden weilt.

Das bunteste Völker- und Rassengemisch kann man immer

Kronprinz Muſaffer-ed-din.

auf dem breiten Artillerieplatze zu Teheran beobachten, wo Neger und Inder, Afghanen und Türken, Armenier und Kürden, Beludſchen und Turkmenen in ihren bunten Trachten ſich ein Stelldichein geben.

In den Straßen verſperren oft beladene Kameele, Pferde, Maulthiere und Eſel den Weg; dazwiſchen erſcheinen hier und da die Löwen des Schah, welche von ihren Führern an Ketten gehalten werden, wie biſſige Hunde, jedoch keinen Maulkorb tragen.

Ueberall begegnet man dem Waſſerträger, der ſeinen Ziegenfellſchlauch in den Ciſternen mit Waſſer füllt, das er dann zum Kaufe ausbietet.

Soldaten der Garde in blutrothen Waffenröcken, andere in dunklen Koſtümen und mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe, erregen alsdann unſere Aufmerkſamkeit. Ihnen folgt ein Bürger mit langem Barte, der behaglich auf einem Grauthier reitet, die Beine weit ausgeſpreizt und die gelben Pantoffeln auf den Fußſpitzen balancirend. Oder ein Pferd kommt vorüber, hinter deſſen Reiter ſeine tief verſchleierte Ehehälfte in ſchwarzer Mantelumhüllung, mit grünen Pluderhoſen und grünen Stiefelchen rittlings ſitzt.

Wenn aber, abgeſehen von ſolchen charakteriſtiſchen Typen und Eigenthümlichkeiten, Teheran heute in ſeinem Aeußern vielfach den Eindruck einer europäiſchen Großſtadt macht, ſo iſt dies das Verdienſt des ſeit 1848 regierenden Schah Naſſr-ed-din, der ja durch ſeine verſchiedenen Reiſen auch in Europa bekannt geworden iſt. Die Wahrnehmungen, die er auf dieſen Reiſen gemacht hat, ſind für ſein Reich nicht ohne Folgen geblieben, zumal die Reſidenz Teheran hat ſeitdem breite Straßen und Plätze mit Steinpflaſter, Boulevards mit Baumalleen, Gasbeleuchtung u. ſ. w. erhalten. Namentlich führen von verſchiedenen Seiten her ſchöne und breite, mit Platanen beſetzte Straßen auf den

Palaſt zu, der im Innern mit großartigem Prunk ausgeſtattet iſt, den aber auch bereits die europäiſche Mode beinflußt hat. Stühle, Tiſche, Sophas, Gobelins, Statuen

Der Thurm des Stillſchweigens.

und Bilder, die aus Europa bezogen ſind, findet man überall, namentlich auch die beliebten Glaskronleuchter aus Paris und Böhmen, und nur die farbenreichen koſtbaren

Teppiche ſind noch echt national. Der großartigſte Prunk iſt wohl in dem Audienzzimmer des königlichen Palaſtes entfaltet; bemerkenswerth iſt ferner das Throngemach, in dem der Schah am Nauruzfeſte, auf einem indiſchen Marmorthrone aus Delhi ſitzend, die Glückwünſche der höchſten Civil- und Militärbeamten entgegennimmt.

Natürlich darf man an dieſen despotiſchen Selbſtherrſcher keinen europäiſchen Maßſtab legen; unbedingt aber iſt zuzugeſtehen, daß es ihm nicht an Intelligenz fehlt, und daß er wohl als der aufgeklärteſte und für Reformbeſtrebungen nach europäiſchen Muſtern begeiſtertſte Sohn ſeines Landes, wie ihn Brugſch Paſcha nennt, gelten kann. Auch hat Naſſr-ed-din den größten Theil der koſtſpieligen, umfaſſenden Anlagen in Teheran aus eigenen Mitteln ausführen laſſen. Für die königliche Schule in ſeiner Reſidenz ließ er Sammlungen aus Europa und europäiſche Lehrer kommen; es wurde eine Militärſchule gegründet, und das ganze Heerweſen neu organiſirt. Der Poſt- und Telegraphendienſt wurde auf eine höhere Stufe gehoben und auch in den übrigen Verwaltungen manches gebeſſert, doch können Neuerungen in Perſien nur ſehr langſam Eingang finden.

Von den Söhnen des Schah iſt der älteſte Muſaffer-ed-din, geboren am 5. März 1853, der den Thronfolgertitel „Valiahd" führt. Er iſt Hakim oder Generalgouverneur der Provinz Aſerbaidſchan und hat ſeine Reſidenz in der Stadt Täbris.

In der Umgebung von Teheran liegen noch verſchiedene Schlöſſer, in denen der Hof während der heißen Jahreszeit reſidirt, und andere bemerkenswerthe Baulichkeiten, von denen nur noch der „Thurm des Stillſchweigens" Erwähnung finden möge. Dieſe traurig düſtere Stätte ſtellt den Leichenacker der Feueranbeter oder Gebr (in Indien Parſi geheißen) dar, deren es einige Hundert in der

Hauptstadt und den umliegenden Dörfern gibt. Auf dem Boden dieses oben offenen Thurmes sind Felder abgetheilt, die zur Aufnahme von Leichen dienen. Die Körper bleiben darin unter freiem Himmel liegen, bis sie von den Raubvögeln bis auf die Gebeine abgenagt sind.

Im Uebrigen sind die Einwohner von Teheran fast ausschließlich Mohammedaner und zwar, wie alle Perser, eifrige Schiiten, und schon darum geschworene Feinde der sunniitischen Türken und Araber.

Der abendländische Fremde dagegen wird sich niemals über Unduldsamkeit der Einwohner zu beklagen haben und auch in dieser Beziehung nur angenehme Eindrücke aus der „Khalifenwohnung", wie der Perser die Residenz nennt, mitnehmen.

Fremdkörper im menſchlichen Organismus.

Mediciniſche Skizze.

Von

Dr. Fr. Parkner.

(Nachdruck verboten.)

Von jeher iſt es eine der wichtigſten Aufgaben der Aerzte geweſen, Gegenſtände, die auf die eine oder die andere Weiſe in den Körper des Menſchen eingedrungen ſind, zu entfernen.

Zu ſolchen unliebſamen Fremdkörpern gehören Gegenſtände der mannigfaltigſten Art. Dornen, Fiſchgräten, Knochen, Zahnſtocher und Steine gelangen durch die Speiſeröhre in den Magen; Nähnadeln, Stricknadeln, Stifte aus Holz und Eiſen werden abſichtlich und unabſichtlich in den Körper geſtoßen, und endlich bilden die Waffen, ſeien es Klingen von Meſſern und Degen, ſeien es Geſchoſſe, einen anſehnlichen Bruchtheil. Ein Theil der Fremdkörper, wie diejenigen, die in den Magen gelangen, verläßt ſehr oft den menſchlichen Organismus von ſelbſt wieder, während ein anderer, und zwar der bei Weitem größere, in ihm verbleibt. Die Folgeerſcheinungen, die durch die Anweſenheit von Fremdkörpern im Organismus hervorgerufen werden, ſind ſehr verſchieden. Es gibt Fremdkörper, die ohne jegliche Beeinträchtigung in den Organen verharren, wie es denn eine bekannte Erfahrung iſt, daß Staub- und Kohlen-

theilchen vollkommen reizlos in das Lungengewebe aufgenommen werden können, ohne daß die betreffenden Handwerker, wie Steinhauer, dadurch einen Nachtheil erleiden.

Dieſer völlig reizloſe Aufenthalt eines Fremdkörpers im Organismus wird hauptſächlich durch ſeine Kleinheit ermöglicht, ſo daß er keinen mechaniſchen Reiz auf das ihn umgebende Gewebe auszuüben im Stande iſt. Ferner muß aber noch der Umſtand hinzutreten, daß ihm bei ſeiner Einwanderung in das Gewebe des Körpers keine entzündlichen und zerſetzungserregenden Stoffe anhaften.

Namentlich fällt dieſe Reinheit bei größeren Fremdkörpern in's Gewicht, die wie Kugeln, Klingen und Nadeln, nur nach Durchtrennung der Haut und der Muskulatur in den Organismus eindringen können. Iſt ſchon ihre Größe und Form für die Beſchaffenheit der Wunde, die ſie verurſachen, von Bedeutung, ſo iſt es ihre Reinheit oder Unreinheit in noch höherem Grade. Ueberall da, wo unreine Fremdkörper, denen zerſetzungserregende Mikroorganismen anhaften, in den Organismus eindringen, tritt eine eiterige Entzündung auf, die eine Einheilung nicht zuläßt. Wo hingegen ein Fremdkörper, frei von allen ſchädlichen Stoffen, in die Körpertheile gelangt, wird er von einem narbigen Gewebe umſchloſſen und kapſelt ſich, wie es in der ärztlichen Sprache heißt, ein.

Einkapſelungen gehen in allen Körpertheilen vor ſich. Man hat Geſchoſſe überall im Muskelfleiſch, ſogar in der Zungenmuskulatur, eingekapſelt aufgefunden. Aber auch in den inneren Organen iſt die Einheilung von Kugeln überaus zahlreich. In der Leber, der Gallenblaſe, den Nieren und den Lungen haben die Chirurgen Geſchoſſe angetroffen, die zuweilen länger als zehn Jahre gelegen hatten. Ebenſo heilen auch in den Knochen die Fremdkörper ein und werden hier ebenfalls von den betreffenden Perſonen Jahrzehnte hindurch ohne Schaden mit herumgetragen.

Digitized by Google

Für eine der gefährlichſten Verletzungen gilt gemeinhin die Verwundung des Herzens. Bei der Bedeutung des Herzens für den menſchlichen Organismus iſt zwar eine Verwundung dieſes Organs ſelbſtverſtändlich niemals leicht zu nehmen, aber es iſt doch eine ganze Reihe von Fällen bekannt, wo nachweislich dem Herzen Verletzungen zugefügt worden waren, ohne daß daraus eine Schädigung entſtand, und es gibt auch eine Anzahl von Beobachtungen, aus denen hervorgeht, daß auch das Herz Fremdkörper zu umſchließen vermag. Man kennt ſogar Verletzungen durch Geſchoſſe, die bedeutungslos trotz ihrer Schwere blieben. Beſonders intereſſant ſind hierbei die Beobachtungen, die man auf der Jagd bei Herzſchußwunden des Wildes gemacht hat. Wie Lukas Schröck berichtet, ſchoß die Kurfürſtin Dorothea von Brandenburg auf einem Pürſchgang im Jahre 1686 einem großen Hirſch in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritt in die linke Seite. Der Hirſch lief noch 300 bis 400 Schritt langſam, ſchwankend, den linken Vorderfuß nachziehend und ſtark blutend fort, worauf ihm ein Jäger auf dreißig Schritt in das Hinterhaupt ſchoß. Als der Hirſch noch nicht ſtürzte, ging der Jäger noch einige Schritte näher heran und ſandte ihm eine dritte Kugel neben dem linken Ohr in den Kopf, worauf der Hirſch umfiel und bewegungslos liegen blieb. Faſt eine Stunde verharrte er in dieſem Zuſtand. Schließlich ſollte er auf einem Wagen weggeſchafft werden. Man hatte ihn auf den Bauch gewendet, den Kopf bereits auf den Wagen gelegt und ſuchte ihn an dem Geweih hinaufzuziehen, als er ſich plötzlich aufrichtete, ſich losriß und mit großer Schnelligkeit entfloh, die Hunde erreichten ihn erſt nach mehreren tauſend Schritten und ſtellten ihn, worauf er eine Kugel von hinten in den Rücken erhielt und nun endlich todt niederſank.

Die Aerzte der Kurfürſtin, denen dieſer wunderbare

Fall zur Unterſuchung überwieſen worden war, fanden, daß der erſte Schuß in die linke Bruſthöhle von hinten durch die rechte Herzkammer gedrungen war, die linke Herzkammer geſtreift hatte, und vorne unter dem rechten Herzohr wieder ausgetreten war. Man konnte in die Herzwunde bequem einen Finger einführen, und das Herzfleiſch war an beiden Seiten der Wunde ſehr gequetſcht und zerriſſen.

Hier handelt es ſich alſo um eine ſchwere Verwundung des Herzens, und doch blieb das Thier noch am Leben und beſaß noch ſoviel Lebenskraft, daß es nach ſeinem Erwachen aus der Betäubung einen kräftigen Fluchtverſuch ausführen konnte. Bei einer ſolchen Widerſtandsfähigkeit des Herzens wird es erklärlich erſcheinen, wenn in ihm Fremdkörper gefunden werden, die dort lange Zeit gelagert haben. In den meiſten Fällen ſind es Kugeln, namentlich bei Thieren. So hat man Kugeln im Herzen von verſchiedenen Wildarten, wie Hirſchen, Rehen und Haſen, vollſtändig eingekapſelt angetroffen und dabei die Thiere durchaus geſund befunden. Nicht ſelten iſt auch das Vorkommen von Nadeln im Herzen, die namentlich leicht von Kühen verſchluckt werden und dann die vordere Wand der Speiſeröhre durchbohren, darauf den Herzbeutel durchſtechen und nun in die Herzmuskulatur gelangen. Auch Hühner verſchlingen des öfteren kleinere Nadeln, die ebenfalls oft in das Herz gerathen und dort abgelagert werden. Trotzdem ſind die Thiere, wenn ſie geſchlachtet werden, friſch und geſund. Was von der Unempfindlichkeit des Herzens der Thiere gilt, trifft auch bei dem menſchlichen Herzen zu. Nicht gering an Zahl ſind diejenigen Fälle, wo Menſchen mit Stich- und Schnittwunden im Herzen noch einige hundert Schritt liefen, Treppen ſtiegen oder gar einen weiten Weg zurücklegten. Anderſeits iſt es bei Säbelduellen wiederholt vorgekommen, daß ein am Herzen verwundeter Duellant noch

lange Zeit nach der Verletzung mit der Waffe auf ſeinen Gegner eindrang und ſich gegen ihn vertheidigte.

Dieſe Unempfindlichkeit der verletzten Perſonen wird zum Theil verſtändlich durch die häufige Schmerzloſigkeit der Herzwunden. Aeußern doch kleine Kinder bei einem Unglücksfall, bei dem ſie ſich eine Nadel in das Herz ſtoßen, durchaus keine Klagen, und hat man doch Perſonen beobachtet, die ſich, ohne es zu merken, nadelförmige Inſtrumente bei der Arbeit durch die Bruſt in das Herz geſtochen hatten und in ihrer Beſchäftigung noch einige Zeit fortfuhren.

Bei Herzwunden durch Meſſer, Degen und Dolche beſteht eine Verſchiedenheit. In der Regel fehlt der Schmerz. So iſt es vorgekommen, daß der Verletzte ſich anfangs ganz wohl fühlte, ſeine äußere Wunde für ganz unbedeutend hielt, ja bei einer Wunde der linken Herzkammer nur ſeine Kleider zerriſſen glaubte und erſt an der Blutung merkte, daß er verletzt war. Ein Verwundeter mit einer Bajonnetwunde der rechten Herzkammer, wobei das Bajonnet in den Leib eingedrungen war und auf der Bruſt wieder zum Vorſchein kam, zog ſich ſogar ſelbſt die Waffe heraus und hielt ſich durchaus nicht für ſchwer verwundet. Ja, er war auch noch im Stande, eine Strecke zu gehen, bevor er ohnmächtig wurde, und klagte auch ſpäter nur wenig über Schmerz. Dagegen ereignet es ſich aber auch, daß der Verwundete ſofort nach dem Meſſerſtich laut aufſchreit und entweder einen heftigen Schmerz in der Bruſt oder auch ein Stechen in der Herzgegend empfindet.

Bei Schußwunden iſt ſelten von einem augenblicklichen heftigen Schmerz die Rede. Selbſt ein Kind, dem durch einen Schuß ein Holzpflock in die rechte Herzkammer gedrungen war, empfand durchaus keinen Schmerz. Unter dieſen Umſtänden werden wir uns nicht wundern, wenn wir hören, daß man im Herzen des Menſchen Fremdkörper gefunden hat, die viele Jahre hindurch darin geweilt hatten.

Am häufigsten ist der Fremdkörper eine Nadel. Man hat Nadeln gefunden, welche neun Centimeter lang waren, die Herzmuskulatur, den Herzbeutel, das Zwerchfell, die Leber und die Magenwand durchbohrt, und nachweislich mehr als sechs Jahre im Körper verweilt hatten, ohne dem Träger Beschwerden zu verursachen.

Interessant ist ein Fund, von dem Huppert berichtet, der im Herzen eines älteren Mannes zufällig eine Nähnadel entdeckte. Die Nadel war kohlschwarz und mit einem blau-weißen Häutchen überzogen. Der Mann war an einer Krankheit gestorben, die mit dem Fremdkörper in gar keinem Zusammenhang stand. Wie die Ehefrau des Verstorbenen berichtete, hatte der Mann vor Jahren an Wahnvorstellungen gelitten, eine immer zunehmende Zerstreutheit und Vergeßlichkeit war in seinem Benehmen bemerkbar geworden, und zugleich damit hatte sich der Gedanke in ihm festgesetzt, daß er sich opfern müsse. Eines Abends fand die Frau ihren Mann in leichter Kleidung im dunkeln Zimmer und es fiel ihr auf, daß die linke Brust desselben stürmisch wogte. Auf ihre Frage, was er denn gemacht habe, hatte er geantwortet, er habe jetzt das Opfer gebracht, er habe sich eine Nähnadel in das Herz gestochen. Sie selbst hatte geglaubt, daß ihr Mann im Wahn rede und ihn in das Bett genöthigt, wo er dann auch bald eingeschlafen war. Da sie später nie in dem Gesundheitszustand ihres Mannes eine Bestätigung seiner Angaben gefunden hatte, so hatte sie die Sache ganz außer Acht gelassen und erinnerte sich erst durch den Befund des Vorganges wieder. Der Verstorbene hatte sonach die Nadel länger als acht Jahre im Herzen getragen, ohne jemals durch Herzklopfen oder andere Herzbeschwerden belästigt zu werden.

Für mindestens ebenso gefährlich als die Herzwunden werden die Verletzungen des Gehirns gehalten. Aber auch

das Gehirn iſt keineswegs ſo empfindlich, wie allgemein angenommen wird, denn auch dieſes Organ vermag Fremdkörper in ſich zu bergen. So hat man auch hier wiederholt Nadeln eingekapſelt oder auch durch alte Narbenſtränge mit der Gehirnhaut verbunden aufgefunden. So berichtet der bekannte Chirurg Bergmann von einer Nadel, die er im Gehirn einer faſt achtzigjährigen Frau bloßlegte. Die Nadel ſtand mit der Oeſe aufrecht, am Schädel darüber fand ſich keine Beſchädigung, nur war außen eine kleine Vertiefung und innen ein kleiner Knochenhöcker bemerkbar. Aber auch größere Gegenſtände, wie Schieferſtifte, heilen im Gehirn ein. Von einem ſolchen im Gehirn eingeheilten Schieferſtift konnte man zweifellos nachweiſen, daß er mehr als dreißig Jahre in dieſem Organ gelegen hatte, ohne das Gehirn in ſeiner Entwickelung gehemmt, oder ſonſt irgend welche Schädigungen hervorgerufen zu haben.

Aber ſogar Kugeln werden von der Gehirnſubſtanz umſchloſſen. Revolverkugeln ſowohl als auch die ſchwereren Gewehrkugeln hat man nach faſt zwanzig Jahren bei Männern im Gehirn gefunden, die im Kriege verwundet worden waren. Dabei ergab ſich in einem Fall, daß das Geſchoß einen Schußkanal im Gehirn geriſſen hatte, der für den Finger durchgängig war, und trotzdem trug der Verwundete keinen ernſtlichen Schaden davon.

Die eingekapſelten Fremdkörper bleiben jedoch nicht immer an derſelben Stelle, ſondern im Lauf der Zeit erfolgen Ortsveränderungen, und man ſpricht dann von einem „Wandern“ der Fremdkörper. Die Wanderungen beruhen darauf, daß die Fremdkörper durch ihre eigene Schwere nach unten ſinken. Je nachdem die einzelnen Theile des Körpers weicher oder feſter ſind, ſetzen ſie den wandernden Fremdkörpern geringeren oder größeren Widerſtand entgegen, ſo daß ſie entweder von denſelben durchbohrt werden

oder sie bei Seite drängen und von ihrer Bahn ablenken. Endlich gelangt der Fremdkörper an der tiefsten Stelle an, die er erreichen kann, und da er dabei gewöhnlich an die Oberfläche tritt, so wird er dadurch für einen operativen Eingriff zugänglich, während er oft vorher nicht entfernt werden konnte. Solche Fälle sind häufig und oft viele Jahre nach der Verletzung beobachtet worden. Bei metallenen Körpern, namentlich bei Gewehrkugeln und Nadeln, ist die meiste Aussicht vorhanden, daß sie eine solche Reise durch den Körper zurücklegen, ohne ihm zu schaden.

Bei diesen Wanderungen unterliegen die Personen, die den Fremdkörper mit sich herumtragen, zuweilen höchst wunderbaren Täuschungen über den eigentlichen Sitz des wandernden Körpers. Es sei hierfür ein recht lehrreiches Beispiel angeführt. Im Dezember des Kriegsjahres 1870 wurde ein Gefreiter bei Cravant durch einen Gewehrschuß in der rechten Seite der Brust verwundet. Er fiel, wie von einem heftigen Stoß getroffen, stand aber sofort wieder auf und ging allein zum Verbandplatz.

Schon dort glaubte er zu fühlen, daß sich die Kugel binnen zehn Minuten bis zu den unteren Rippen gesenkt habe. Er wurde nun in verschiedenen Lazarethen behandelt, aber nirgends konnte man eine Spur vom Geschoß entdecken. Der Verwundete ließ sich nun in den folgenden Jahren wiederholt von Militärärzten untersuchen, um seine Ansprüche auf Invalidität geltend machen zu können und bemerkte dabei zuerst, daß er die Kugel am Rücken unter dem rechten Schulterblatt fühle, später, daß er sie in der Lendenmuskulatur, zwei bis drei Finger breit über dem Becken, wahrnehme. Es vergingen darüber sechs Jahre, als er gelegentlich einer Landwehrübung angab, die Kugel nunmehr auf dem rechten Hüftbeinkamm zu fühlen, bis er schließlich wieder einige Jahre später bestimmt erklärte, nun säße das Geschoß im rechten Oberschenkel. Neun Tage

nach ſeiner letzten Ausſage öffnete ſich unter der rechten Bruſtwarze eine Fiſtel, aus der das Geſchoß entfernt wurde.

Die Kugel war alſo niemals von ihrer erſten Stelle gewichen und trotzdem hatte der Verwundete ſicher zu fühlen geglaubt, wie ſie ſich in ſeinem Körper ſenkte und wanderte.

Es wurde ſchon erwähnt, daß Fremdkörper beträchtliche Zeit im Körper verweilen können. In den ärztlichen Berichten finden ſich Fälle verzeichnet, wo acht, zehn, zwölf und ſechzehn Jahre vergingen, ehe die Geſchoſſe zum Vorſchein kamen. Noch in dem Sanitätsbericht der preußiſchen Armee aus dem Jahre 1888 werden Operationen angeführt, durch welche Kugeln aus dem Körper von Invaliden entfernt wurden, die im Jahre 1866 verwundet worden waren.

Es war bisher immer nur von Fremdkörpern die Rede, die durch eine äußere Gewalt in den Körper eingedrungen waren und deren Entfernung eine Aufgabe der ärztlichen Kunſt iſt, aber der Arzt fügt unter Umſtänden ſelbſt Fremdkörper in den menſchlichen Organismus ein, um ſie zu Heilzwecken zu verwenden. So ſind ſchon alle jene Stoffe, die zu Nähten benutzt werden, Fremdkörper. Am häufigſten werden dazu Seide und Katgut, Schafdarmfäden, gebraucht. Die Seide bleibt unverändert im Organismus liegen und erzielt eine dauernde Verbindung der genähten Gewebspartien. Das Katgut hingegen wird nach und nach aufgeſaugt, indem neugebildetes Bindegewebe an ſeine Stelle tritt. Die Katgutnaht erfährt eine außerordentlich häufige Anwendung bei tiefliegenden Wunden, bei Unterbindung von Gefäßen und der Vereinigung von Nerven und Sehnen. In allen dieſen Fällen läßt man das Katgut ruhig liegen, ohne dadurch im Geringſten den Heilverlauf zu hindern. Ferner wird das Katgut in ſehr zweckmäßiger Weiſe zur Ausfüllung von Bruchpforten verwendet, bei denen es einen ſehr feſten Verſchluß erzeugt.

Ein anderer ebenfalls ſehr häufig zu Heilzwecken ge-

brauchter Fremdkörper ist der Knochen, den man benutzt, um Knochenverluste wieder zu ersetzen, indem man größere Stücke in den verletzten Knochen einfügt und ihre Einheilung möglichst begünstigt.

Auch Uhrfedern und Draht haben in der Chirurgie Verwendung gefunden. Es ist bekannt, daß das knöcherne Nasengerüst durch die zerstörende Wirkung der Tuberkulose oder bösartiger Neubildungen verloren gehen kann. Diesen Verlust hat man mit gutem Erfolg durch Gerüste aus Uhrfedern oder Draht ersetzt.

Weiter werden Stifte aus Draht und Elfenbein bei Behandlung von Knochenbrüchen zu Hilfe genommen, sowohl um eine Verschiebung der Knochenenden unmöglich zu machen, als auch die verzögerte Neubildung von Knochengewebe durch den Reiz, der von den Stiften als Fremdkörpern ausgeübt wird, zu beschleunigen. Auch bei der Ablösung des Fußes aus dem Sprunggelenk hat diese Methode Anwendung gefunden, indem durch Anheftung des Fersenbeinrestes an das Schienbein durch Draht- oder Elfenbeinstifte eine rasche Vereinigung beider Knochen erzielt und jede Verschiebung ausgeschlossen wird. Der Metallstift wird später wieder mit Leichtigkeit ohne jeden Nachtheil für den weiteren Wundverlauf herausgezogen, während man den Elfenbeinstift unbekümmert liegen läßt, da er nach einiger Zeit der Auffaugung anheimfällt. Außerdem braucht man das Elfenbein als Stützgerüst bei Knochenverlusten.

Schließlich sei noch erwähnt, daß zur Ausfüllung von Weichtheillücken Muskelstücke und Schwämme mit gutem Erfolg zur Einheilung gebracht werden. Zum Ausfüllen von Knochenhöhlen werden ferner Blut, Knochenspäne, Jodoformgaze und Jodoformglycerin benützt. In letzter Zeit wird endlich als unschädlicher Fremdkörper zur Ausfüllung von Verlusten aller Art das Glas, hauptsächlich in der

Form der Glaswolle, zur Anwendung gebracht und dabei eine dauernde Einheilung erzielt.

Die Auffindung und die Feststellung der Natur der Fremdkörper ist zuweilen mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Liegt die Vermuthung vor, daß es sich um ein Geschoß handelt, so bedient man sich zur Erkundung des Fremdkörpers der Kugelsonde, die an ihrem Kopfende einen Knopf aus Porzellan trägt. Sowie dieser Porzellanknopf Blei berührt, bekommt er einen schwarzen Fleck, und der untersuchende Arzt kann sicher sein, daß er es mit einem bleiernen Fremdkörper, also gewöhnlich mit einer Gewehrkugel, zu thun hat. Zur Aufsuchung metallener Fremdkörper überhaupt hat man auch besondere Instrumente angefertigt. Ein solches Instrument ist der Liebreich'sche Apparat, bei dem die Elektrizität Verwendung findet. Eine mit zwei Leitungsdrähten versehene Sonde ist mit einem galvanischen Apparat in Verbindung gesetzt, wobei die Sonde etwas von den Spitzen der beiden Drähte überragt wird. Sobald die Sonde mit den Spitzen der beiden Leitungsdrähte einen metallischen Körper berührt, wird der elektrische Strom geschlossen, und die mit dem Apparat in Verbindung stehende Metallnadel erfährt eine deutliche Ablenkung.

Dadurch ist die Feststellung eines metallischen Fremdkörpers stets zweifellos. Die Entfernung der Fremdkörper erfolgt, wo es angeht, auf dem gewöhnlichen operativen Wege mit dem Messer.

Auch bei der Beseitigung der Fremdkörper ist, wie bei den chirurgischen Operationen überhaupt, die antiseptische Wundbehandlung von höchster Bedeutung. Während in früheren Zeiten die Entfernung von Geschossen den Militärärzten oft schwere Sorgen bereitete und ernste Gefahren für die Verwundeten in sich barg, haben heute derartige Eingriffe den größten Theil ihrer Gefährlichkeit verloren.

Ein Blick durch's Fernrohr.

Eine Reise in's Weltall.

Von

Paul Tunsch.

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Nirgends in der uns umgebenden Erscheinungswelt tritt uns die erhabene Größe des Universums mit solcher Gewalt und Pracht entgegen, wie beim Anblick des nächtlichen Himmels, wenn er im Schmucke seiner unzähligen Sterne prangt, die mit geheimnißvollem Glanze zu uns herniederleuchten. Noch fesselnder aber ist sein Anblick für den Wissenden, der den großartigen Lauf der Gestirne, ihre Gesetze und Naturbeschaffenheit kennt und mit dem Fernrohr in die unendlichen Tiefen des Himmelsraumes hineindringt.

Auch wir wollen einen solchen Ausflug in die Regionen der Sternenwelt machen und versuchen, dem freundlichen Leser in Wort und Bild einen Theil, wenn auch nur einen kleinen Theil, der im Fernrohr sichtbaren Himmelswunder zu veranschaulichen.

Richtet man schon ein mäßiges Fernrohr nach dem Sternenhimmel, so gewahrt man doch sogleich mit großem Staunen, wie die Zahl der sichtbaren Sterne sich kolossal

vermehrt, ja ſich geradezu in's Ungeheure ſteigert: der blaue Himmelsgrund iſt wie bedeckt mit großen und kleinen

Nebelfleck der Andromeda.

Sternen und Sternchen, die aus der Tiefe des Weltraumes hervorſchimmern. Der weißliche Schimmer der Milchſtraße, die ſich gleich einem mächtigen Brückenbogen über

den Himmelsdom ſpannt, löst ſich ebenfalls in ein unendliches Meer von Sternen auf.

Jedoch wir ſehen auch beſtimmte Parthien des Sternhimmels, welche auch im Fernrohr ihr nebelartiges Ausſehen nicht verlieren: es ſind dies die ſogenannten Nebelflecke. Einer der intereſſanteſten dieſer Nebelflecke iſt der ſogenannte „Andromedanebel“ im Sternbilde der Andromeda. Die mannigfaltigen zarten Schattirungen und die vielen intereſſanten Details, mit ihren herrlichen Lichteffekten, vermag natürlich das Auge nur durch ein ganz großes Fernrohr wahrzunehmen.

Die Zahl der mit Hilfe des Fernrohrs am Himmel ſichtbaren Nebelflecke iſt eine bedeutende: in allen Richtungen des Himmels ſind ſolche zu beobachten und manche Himmelsgegenden erſcheinen wie von ſolchen Gebilden bedeckt. Ein Theil dieſer Nebelflecke hat ſich mit Hilfe ſehr großer und ſtarker Fernrohre neuerdings ebenfalls als Anſammlung einer ungeheuren Menge von Sternen erkennen laſſen, die nur wegen ihrer unendlich großen Entfernung von uns zu einem nebelartigen Gebilde zuſammenfließen. Dieſe Sternennebel ſind zuſammengehörige Sternenhaufen, Fixſternwelten, in denen jeder Stern eine Sonne, gleich unſerer Sonne iſt, und die zuſammen ein Syſtem, ein Fixſternſyſtem, bilden, wie auch unſere Sonne, die ebenfalls ein uns verhältnißmäßig ſehr naher Fixſtern iſt und uns deshalb ſo groß erſcheint, zu einem ſolchen Fixſternſyſtem gehört.

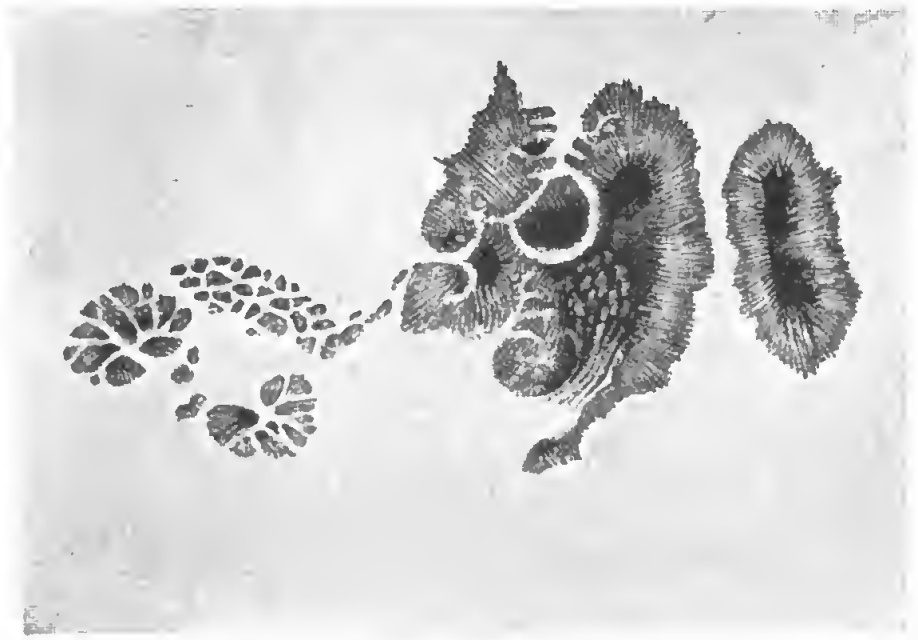
Man war daher früher auch längere Zeit der Anſicht, daß alle ſichtbaren Nebelflecke, auch diejenigen, welche ſich ſelbſt mit den größten Inſtrumenten nicht mehr als Sternhaufen erkennen laſſen, ſolche Sternennebel oder ſogenannte optiſche Nebel ſind, die nur wegen ihrer ungeheuren Entfernung von uns nicht mehr als Sterne geſehen werden können, weil unſere Fernrohre unzureichend ſind. Das

Spektroskop, ein sinnreiches Instrument, mit dessen Hilfe man die stoffliche Natur und Beschaffenheit der Himmels-

Orionnebel.

körper untersuchen kann, hat jedoch gelehrt, daß es in der That im Himmelsraume auch wirkliche „Nebel" gibt, d. h. Gebilde, welche in ihrer Masse nicht die feste Form der

Sterne beſitzen, ſondern mehr oder weniger lockere, über ungeheure Räume vertheilte glühende Gasmaſſen darſtellen, welche die verſchiedenſten Formen in ihrer Bildung aufweiſen. Eines der merkwürdigſten derartigen Gebilde iſt wohl der berühmte Nebel im Sternbilde des Orion. Wir ſehen in klaren Nächten ſchon mit unbewaffnetem Auge unter den drei Gürtelſternen des Orion eine ſchwachleuchtende, unbeſtimmt begrenzte Nebelmaſſe, etwa in Vollmond-



Sonnenflecke.

größe. Dieſer Nebel gewährt im Fernrohr einen überaus feſſelnden Anblick. Wie wir auf dem Bilde ſehen, bildet er in ſeinem hellen Theile ein leuchtendes Dreieck, das in ſeinem oberen ſpitzen Theile wiederum durch dunkle, ſich kreuzende Linien durchbrochen wird. In dem dunkleren Theile des Dreiecks erblicken wir vier Sterne, die dicht beieinander ſtehen — es iſt das berühmte „Trapez". Rechts und links ziehen ſich ſtreifenförmig gebogene Ausläufer weit in den Himmelsraum hinein. Das Fernrohr zeigt noch viel mehr intereſſante Einzelheiten und läßt

einen Theil des Nebels wie in beweglichen Flammen lodern. Der hellere Theil in der Mitte wird von den Beobachtern, seiner allgemeinen Form nach, dem geöffneten Rachen eines Thieres verglichen.

Ueber die wahre Rolle, welche diese Nebelmassen im Weltraum spielen, ist man noch nicht ganz aufgeklärt, und man ist noch im Zweifel darüber, ob sie von den Trümmern untergegangener Welten- und Sternensysteme herrühren, oder ob sie im Keime begriffene, neu entstehende Sternensysteme darstellen, die sich allmälig verdichten und zu neuen Sonnen ausgestalten.

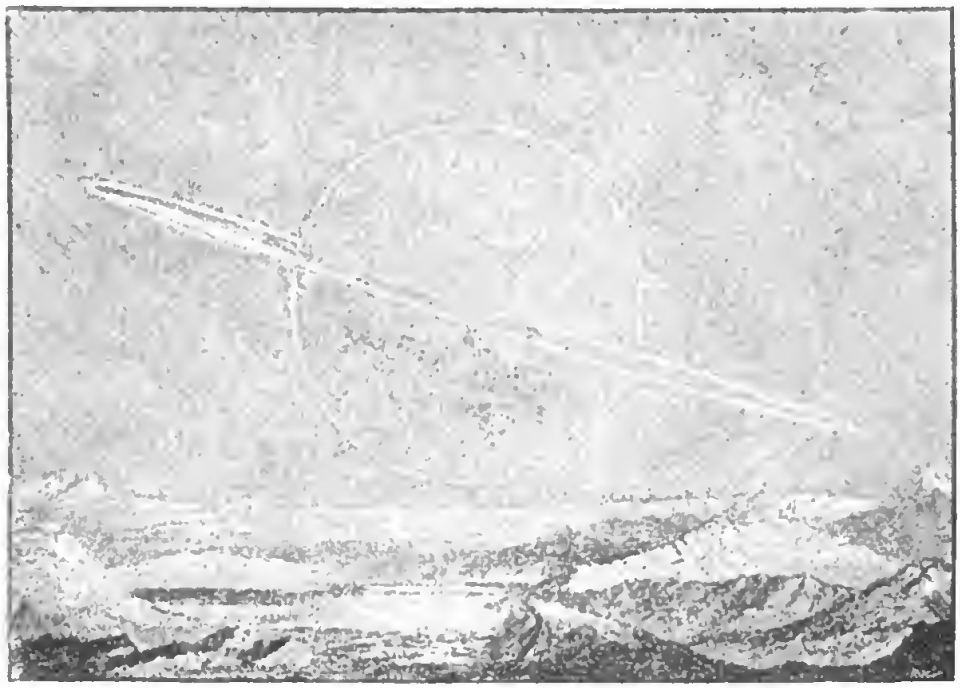
Wenden wir uns nun den bereits „fertigen" Sternen wieder zu, so muß uns vor allen Dingen die Sonne, der uns weitaus nächste Fixstern, am meisten interessiren. In der That gewährt die Sonne im Fernrohr einen äußerst fesselnden Anblick. Sie bietet uns dann nicht, wie dem bloßen Auge, das Bild einer gleichmäßig strahlenden Scheibe, sondern erscheint mehr oder weniger von dunklen Flecken bedeckt, die eine merkwürdige Gestaltung aufweisen. Diese Sonnenflecke haben einen dunkleren Kern, der von einer helleren Umgebung in mannigfaltigster Gestaltung begrenzt wird. Diese Gebilde sind durchaus nicht klein, sie nehmen, nach irdischen Verhältnissen betrachtet, nicht selten den Raum ganzer Länder, ja ganzer Erdtheile ein. Die Flecken aber verändern stetig ihre Gestalt, vergehen auch nach einiger Zeit wieder, jedoch auf anderer Stelle bilden sich neue, so daß immer welche vorhanden sind und zwar in bestimmten Perioden bald mehr, bald weniger der Zahl und Ausdehnung nach. —

Ganz anders beschaffen wie die Sonne und die Fixsterne sind ihrer Natur nach die Planeten oder Wandelsterne, deren auch unsere Erde einer ist. Unter den Planeten ist seiner Gestalt nach der Planet Saturn entschieden der merkwürdigste. Sein mächtiger, dem Ramme nach gegen die

Erde 780mal größerer Kugelleib ist von einem System von Ringen umgeben, von denen man drei sehr deutlich unterscheidet. Auf den äußeren, weniger hellen, folgt der mittlere breite und helle, dann noch im Innern ein dunkler nebelartiger Ring. Aus mehreren dunklen Linien der Ringe schließt man, daß das Ringsystem in noch mehr einzelne Ringe getheilt ist. Ueber die Natur der Saturnringe weiß man nur, daß sie von sehr lockerer Beschaffenheit sind, das Sonnenlicht stark reflektiren und in ihrem inneren Theile etwas durchsichtig erscheinen. Die fremdartige, von allen übrigen Planeten abweichende Gestalt des Saturn hat von

Saturn.

jeher die Himmelskundigen lebhaft angezogen. Noch prächtiger aber, als im Fernrohr, würde uns dieser Himmelskörper erscheinen, vermöchten wir es, uns auf einen seiner acht Monde, z. B. auf den vierten derselben, Dione genannt, zu versetzen. Wir würden dann eine Kugel von überwältigender Größe und bleichem Glanze am Himmel dahinschweben sehen, welche die heller leuchtenden Ringe,



Saturn, von dem Monde Dione aus gesehen.

da die Größe von diesem Standpunkte aus erst vollständig hervorträte, wie Lichtnebelzonen umkreisen.

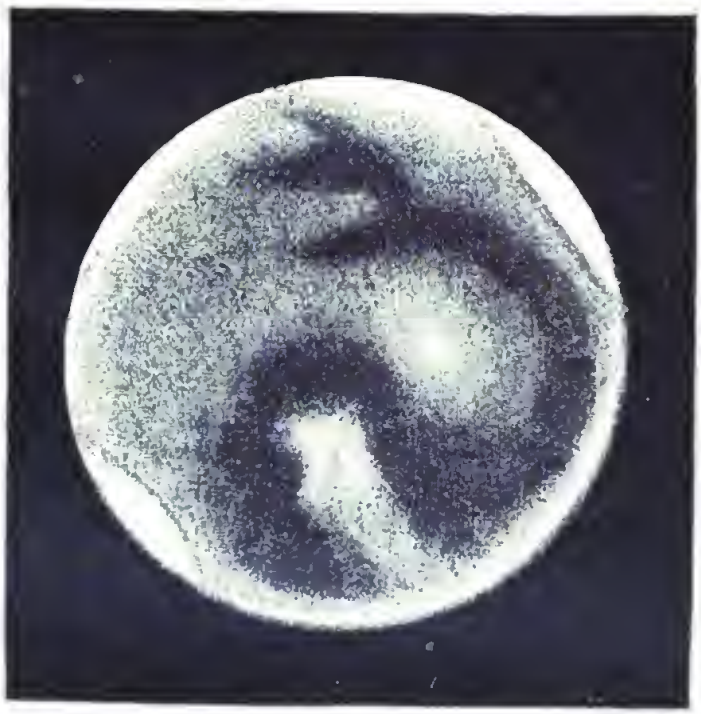
Bei Weitem mannigfaltiger und in ihren Gebilden veränderlicher als die Oberfläche des Saturn erscheint die des Planeten Jupiter. Wir erblicken auf derselben in der Richtung des Aequators dunkle Streifen, die an verschiedenen Stellen knotenartige Verdickungen haben. Das Fernrohr zeigt darüber wolkenartige Gebilde, welche ihre Form oft in überraschend schneller Weise verändern, so daß auf außerordentlich stürmische Vorgänge in der Atmosphäre und

auf der Oberfläche dieses größten Planeten unseres Sonnensystems zu schließen ist. Interessant ist auch der Anblick seiner vier Monde, die ihre Stellung zum Planeten täglich verändern. Ihre Schatten, die sie auf die Jupiteroberfläche werfen, sieht man als schwarze Punkte auf derselben sich fortbewegen. Unsere Abbildung zeigt uns einen solchen Mondschatten am linken Rande der Planetenkugel, welcher von dem Monde herrührt, der noch außerhalb der Kugel links als ein helles Scheibchen auf dem dunklen Himmelsgrunde sichtbar ist.

Jupiter.

Unter allen Wandelsternen ist der Planet Mars derjenige, in dessen Erforschung man bis jetzt am weitesten gelangt ist und der insbesondere in neuerer Zeit wiederholt durch die auf ihm gemachten Entdeckungen die Aufmerksamkeit der Himmelsforscher auf sich gelenkt hat. So wie er, als der der Sonne nächststehende Planet, der Erde benachbart ist, ähnelt er auch in den auf ihm herrschenden Naturverhältnissen unter allen Planeten der Erde am meisten. Rechts oben und links unten am Rande unserer Abbildung sehen wir deutlich begrenzte helle Parthien, welche an den Polen des Planeten liegen, um welche er seine Umdrehung

macht. Dieſe Polarregionen ſind wahrſcheinlich mit Schnee und Eis bedeckt, wie die Pole unſerer Erde, denn man hat bemerkt, daß dieſe weißen Zonen ſich abwechſelnd vergrößern und verringern, je nachdem der eine oder der andere Pol Winter oder Sommer hat, ganz wie in den kalten Zonen der Erde. Wir ſehen aber auch dunklere und hellere Theile auf der übrigen Marsoberfläche, und man hat alle Urſache, die dunkleren Gebiete für Meere und die helleren für Länder zu halten. Die mit Hilfe ſehr ſtarker Fernrohre von geübten Beobachtern aufgenommenen Karten des Planeten Mars zeigen eine äußerſt merkwürdige Geſtaltung ſeiner Oberfläche. Sie zeigen uns das geſammte Marsland rings um den Aequator deſſelben in Geſtalt von vielen flachen Inſeln, die von zahlreichen Kanälen in der Richtung von Norden nach Süden durchſchnitten werden. Die Kanäle aber haben alle eine regelmäßige gerade Form und werden wieder von anderen geraden Kanälen gekreuzt. In neueſter Zeit hat man noch entdeckt, daß viele Kanäle eine genaue Verdoppelung aufweiſen, als ob ſie mit einem Lineale gezogen wären. Ueber ihre Entſtehung hat man ſich die kühnſten Vorſtellungen



Mars.

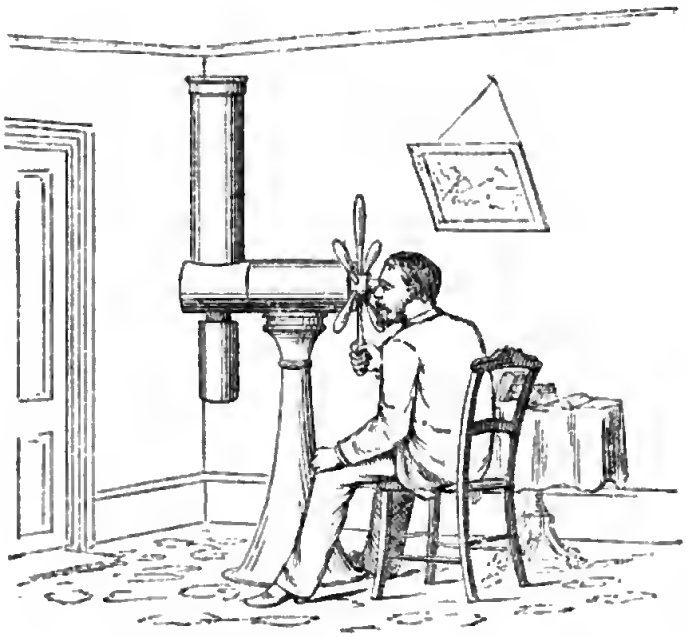
gemacht und ſie unter Anderem auch als kunſtreiche Rieſenwerke vernunftbegabter, auf dem Mars lebender Weſen erklärt, da man ſie auf natürliche Weiſe nicht zu deuten weiß.

Sichereres iſt uns ſelbſtverſtändlich über den Mond, unſeren Trabanten, bekannt. Derſelbe iſt von den Aſtronomen ſo gründlich durchforſcht, daß es viele Gegenden auf der Erdoberfläche gibt, die den Geographen der Erde

Mondlandſchaft.

weniger gut bekannt ſind. Eine hübſche Vorſtellung von einer Mondlandſchaft gewährt unſere Abbildung. Sie zeigt uns ein Stück der Mondoberfläche bei ſeitwärts auffallendem Sonnenlichte. Der dunkle Theil iſt noch in Nacht gehüllt, nur die Spitzen der hohen Berge werden bereits von den Sonnenſtrahlen getroffen. Der ringwallartige Berg in der Mitte, mit ſeiner dunklen Vertiefung, iſt der Krater eines erloſchenen feuerſpeienden Berges und heißt Tirocelli. Wir ſehen rechts oben den Wall durch einen kleinen Krater durchbrochen, wodurch die ſpitze Verlängerung entſtanden

iſt. Die zahlreichen Gebirge auf dem Monde beſtehen faſt ſämmtlich aus ſolchen Ringwällen von Kratern, wie man dieſe Gebirgsbildungen genannt hat, weil ihr Ausſehen an die Formen unſerer irdiſchen Krater erinnert. Doch wohl nur bei wenigen dieſer Gebilde hat ihre Natur in der That etwas mit der unſerer Krater gemein; gegen ſolche Auffaſſung ſpricht unter anderen Gründen ſchon von vornherein ihre zum Theil ganz gewaltige Ausdehnung. Da es kein Waſſer und ſo gut wie gar keine Luft auf dem Monde gibt, muß ſeine Oberfläche jedweden Lebens entbehren und mit ihren wildzerriſſenen Gebirgen einen erſchreckend öden Eindruck machen.



Kometenſucher.

Es bleibt nur noch übrig, einige Worte über jene intereſſanten Weltenbummler, die Kometen, zu ſagen. Leider iſt deren Natur und Art uns noch ſehr wenig bekannt, dagegen hat die moderne Technik Inſtrumente von ganz eigenartiger und komplizirter Konſtruktion hergeſtellt, welche „Kometenſucher" heißen, und mit deren Hilfe man alljährlich eine Anzahl neuer Schweifſterne entdeckt. Das ſenkrechte Rohr des Inſtrumentes iſt nach dem Himmel gerichtet und durch daſſelbe werden die Lichtſtrahlen ſo aufgenommen, daß ſie dem Auge mittelſt Spiegelung durch das wagerechte

Rohr zugeführt werden. Durch die speichenartige Drehvorrichtung aber kann das senkrechte Rohr nach allen Richtungen bewegt werden, vom Horizont bis zum Scheitelpunkt, ohne daß der Beobachter seine Stellung zu verändern braucht.

Der freundliche Leser aber wird aus Vorstehendem ersehen haben, daß, wie auf allen Gebieten des Wissens und der Technik ein unaufhaltsamer Fortschritt stattfindet, auch die Himmelskunde unaufhörlich fortschreitet und uns immer mehr von den großen Gesetzen kennen lehrt, die mit ihrem ehernen Walten das Weltall regieren, von dem begrenzten Bezirke unseres Sonnensystems bis hinaus in die unendlichen Regionen der Nebelflecke.

Weibliche Eroberungen.

Zur Emanzipationsbewegung der Gegenwart.

Von

Richard Marcy.

(Nachdruck verboten.)

Der Umstand, daß der akademische Senat der Universität Zürich jüngst nach längerem Sträuben eine Dame, und zwar Frau Dr. Emilie Kempin, endlich doch als „Privatdozentin" für römisches, englisches, amerikanisches, kurz internationales Recht zugelassen hat, und daß diese Dame überhaupt die erste ihres Geschlechts ist, die an einer Hochschule Rechtswissenschaft lehren darf, hat die Frauenbewegung neuerlich scharf beleuchtet und Alle, die daran Theil nehmen, nicht wenig ermuthigt.

Daß diese Bewegung das intensive Streben des Weibes nach Verwerthung seiner geistigen Kräfte und Fähigkeiten, zum Zwecke der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit vom Manne, sowie Gleichberechtigung mit demselben ist, weiß Jedermann; weniger bekannt aber dürfte es sein, wann die Frauenbewegung oder Emanzipation ihren eigentlichen Anfang nahm und welche Gebiete sie sich bereits erobert hat.

Mit Rücksicht darauf, daß es schon im Alterthume weibliche Aerzte und zu allen Zeiten gelehrte und solche Frauen gegeben hat, die sich durch eigene Kraft zu Rang und Ansehen emporgearbeitet haben, wird man die Frauen-

bewegung für uralt halten, allein sie hat bei uns erst im Jahre 1865, mit der Eröffnung der Universität Zürich für das Frauenstudium, ihren Anfang genommen. In Amerika, ihrem Geburtslande, läßt sie sich allerdings in ihren Anfängen bis zum Unabhängigkeitskriege (1776) zurückverfolgen. Damals wollte nämlich, wie Frau Livermore, eine bekannte Vorkämpferin der Frauenrechte, schreibt, auch das zarte Geschlecht an dem Werke sich betheiligen und die kämpfenden Brüder unterstützen.

So schlossen sich etwa 200,000 Frauen in Vereinen zusammen und begannen an den Bestrebungen und Arbeiten der Männer theilzunehmen. Man wehrte ihnen nicht, denn sie waren höchst nothwendig, und dann hegte Jedermann die Ueberzeugung, daß sie sich nach Beendigung des Krieges wieder in ihre Schranken zurückziehen würden, allein sie thaten dies nicht, sondern blieben auf den eroberten Plätzen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts verstanden sie bereits, selbst öffentliche Angelegenheiten zu leiten und in Versammlungen den Vorsitz sogar dann zu führen, wenn die Zuhörerschaft aus Männern — natürlich amerikanischen — bestand. Sie lernten ferner Gesetzentwürfe zu formuliren, als Sekretär zu fungiren und Komités zu bilden, kurzum, sie entwickelten schließlich eine derartige Thätigkeit, daß die Männer nicht mehr achtlos daran vorübergehen konnten.

Die gesteckten Ziele erreichten freilich nur Wenige, aber sie ließen sich hierdurch nicht abschrecken, sondern strebten muthig weiter, bis es ihnen in den vierziger Jahren gelang, eine große Eroberung zu machen. Es war dies die Universität Genf im Staate New-York. Sie wurde dem Frauenstudim geöffnet, und Miß Elisabeth Blackwell war das erste Weib, welches diese Hochschule bezog und daselbst 1850 zum Doktor der Medicin promovirt wurde. Bald darauf erhielt die Blackwell vom Staate sogar die Erlaub-

niß, eine eigene mediciniſche Schule für Frauen gründen und an derſelben lehren zu dürfen.

Auch auf anderen Gebieten der männlichen Thätigkeit machte das ſchwache dem ſtarken Geſchlechte immer mehr Konkurrenz, und zwar ſeit 1868 in ſolcher Ausdehnung, daß die Anzahl der weiblichen Aerzte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1891 über 3200 betrug; daneben zählte man eine Menge weiblicher Profeſſoren, Advokaten, Apotheker und weit über 4000 Regierungsbeamte im Unterrocke. Sogar in's Kriegsminiſterium zu Waſhington ſind die Damen bereits eingedrungen und haben dort, 64 Köpfchen ſtark, theils im Bureau des Generaladjutanten, theils in jenem des Generalarztes der Bundesarmee, ſo feſten Fuß gefaßt, daß dieſes Gebiet als erobert, und ein weiblicher Departementschef in obigem Miniſterium nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet werden muß.

Noch beſſer ſtehen die Dinge im Bundesſchatzamte, denn von den 1400 weiblichen Beamten, welche dort beſchäftigt ſind, haben bereits mehrere einen hohen Rang (Gehalt bis zu 2000 Dollars) erklommen, und Niemand zweifelt daran, daß ſie mit der Abſicht umgehen, an die Spitze jenes Amtes zu treten.

Ueberhaupt können ſtrebſame Frauen in Amerika Alles werden, ohne ſich gerade in der zur Union gehörigen Landſchaft Wyoming niederlaſſen zu müſſen, wo das ſchöne Geſchlecht, Dank der Energie der Vorkämpferinnen ſeiner Rechte und der, wie Schopenhauer ſagt, „degradirenden Weiberverehrung" der Männer, Letzteren ſo vollkommen gleichgeſtellt iſt, daß es ſogar Geſchworenendienſte leiſten darf.

Allerdings wurde das Geſuch eines weiblichen Juriſten um Verleihung der Stelle des oberſten Richters am höchſten Gerichtshofe der Union abſchlägig beſchieden, dafür aber

iſt das hochwichtige Amt eines Bundesmarſchalls, welches jeder einzelne Staat zu vergeben hat und bisher nur an Männer vergab, in Miſſouri jüngſt einer Frau verliehen worden, nachdem dieſelbe ſchlagend nachgewieſen hatte, wie kein amerikaniſches Geſetz ausdrücklich beſtimme, daß Frauen nicht das Recht hätten, jedwedes Amt zu bekleiden.

Selbſt die Würde eines Präſidenten der nordamerikaniſchen Union wollen ſie erobern, und der Verſuch hierzu iſt vor ein paar Jahren thatſächlich bereits gemacht worden. Als nämlich Cleveland's Zeit abgelaufen war, ließ ſich Frau Belva Lockwood aus Waſhington vom Vereine emanzipirter Frauen als Präſidentſchaftskandidat aufſtellen. Freilich hat ſie den Kandidaten der beiden großen Parteien, Republikaner und Demokraten, keine nennenswerthe Konkurrenz bereitet, allein immerhin fielen ihr einige tauſend Stimmen zu, und die in öffentlichen Verſammlungen aufgeworfene Frage, ob ein Weib Ausſicht habe, jemals als Haupt der Republik das „Weiße Haus", die Präſidentenwohnung in Waſhington, zu beziehen, wurde von der emanzipationsluſtigen Weiblichkeit allgemein bejaht. Die Männer aber gaben jenem Witzblatte Recht, welches ſo ungalant war, der für ihre Kandidatur recht rührig agitirenden Frau Belva Lockwood folgende Verslein zu widmen:

„O lauf' nur, was Du laufen kannſt.
Man wird Dich doch nicht wählen,
Du kannſt die Stimmen, die Du kriegſt,
An Deinen Fingern zählen.
Ja, wär'ſt Du ſchön und jung, dann lief
Das Volk Dir nach in Haufen,
So aber biſt Du's Gegentheil,
D'rum laſſen ſie Dich laufen."

Daraus folgt alſo, daß ein künftiger weiblicher Präſidentſchaftskandidat, wenn „er" ſchön iſt oder andere hin-

reißende Eigenschaften besitzt, sehr ernst genommen und wahrscheinlich auch zu dem höchsten republikanischen Amte berufen werden wird.

Die Vorstufen hierzu haben sich die amerikanischen Frauen ohnehin schon längst erobert. Viele von ihnen, im Staate Jowa allein 13, regieren kleine Gebiete der Union, die sogenannten Counties, und was die Stadt Argonia in Kansas betrifft, so besitzt dieselbe bereits seit 1887 einen weiblichen Bürgermeister. Dieser weibliche „Stadtvater" heißt Susanna Medora Salter, ist noch jung, Gattin eines Advokaten und Mutter von vier Kindern. Sie wurde mit Hilfe der Frauenstimmen, denn in jenem Staate haben auch die Weiber bereits das Stimmrecht erobert, gewählt. Frau Salter ist eifriges Mitglied des Frauenvereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Vor ihr bekleidete ihr Vater, Mr. Kinsey, das Amt des Bürgermeisters, als aber die Neuwahl stattfinden sollte, waren fünf Namen aufgestellt, und anstatt eines Mannes wurde Frau Salter zum Bürgermeister vorgeschlagen. Man lachte anfangs über den Scherz, aber Frau Salter's Freundinnen wirkten für ihre Erwählung mit solchem Erfolge, daß sie drei Viertel aller Stimmen erhielt.

Nun hat bisher außer Argonia allerdings keine amerikanische Stadt einen weiblichen Bürgermeister gewählt, dagegen aber ist aus den letzten Gemeindewahlen in dem rumänischen Dorfe Branesti eine Frau als Bürgermeister hervorgegangen. Und was das Wichtigste ist, diese Dame hat um so mehr Aussicht, in ihrer Würde von der Regierung bestätigt zu werden, als sie vordem bereits Bürgermeister von Mangalia war, ohne daß dagegen Seitens der Behörde Einsprache erhoben worden wäre.

Ueberhaupt scheint Rumänien ein der Frauenbewegung sehr günstiges Land zu sein. Denn während sich z. B. der an der Brüsseler Universität graduirte weibliche Doktor

der Rechte, Fräulein Popelin, das ihr von den belgiſchen Behörden abgeſprochene Recht, den Beruf eines Advokaten auszuüben, erſt im Rekurswege erobern mußte, und während dieſes Recht in Deutſchland, Oeſterreich und anderen Staaten weiblichen Doktoren vorläufig noch gar nicht zugeſtanden wird, hat die Bukareſter Advokatenkammer das an der Pariſer Hochſchule zum Doktor ſämmtlicher Rechte promovirte Fräulein Sarmiſſa Bilcesco ohne Weiteres in die Vertheidigerliſte aufgenommen, derſelben das Recht, vor Gericht zu plaidiren, eingeräumt, und ſie überhaupt als gleichberechtigtes Mitglied des Standes der rumäniſchen Rechtsanwälte anerkannt.

Die übrigen Staaten verhalten ſich, wie ſchon erwähnt, den weiblichen Juriſten gegenüber vorerſt noch ablehnend, und von den Hochſchulen hat, wie Eingangs erwähnt, nur Zürich kapitulirt. Hierdurch wurde ſelbſt Amerika überflügelt, denn dort gibt es wohl etwa 80 weibliche Advokaten, bisher jedoch keinen einzigen dem ſchönen Geſchlechte angehörigen Profeſſor der Jurisprudenz, was um ſo merkwürdiger iſt, als an den dortigen Univerſitäten viele Frauen als Profeſſoren der Philologie, Philoſophie und Geſchichte wirken.

Einer dieſer Profeſſoren, Miß Johanna Backer, gilt ſogar für ein höchſt „gelehrtes Haus“ und ausgezeichneten Kenner des griechiſchen Alterthums; Miß Alice Lamb aber iſt in den mathematiſch-aſtronomiſchen Fächern nur von dem vor einiger Zeit verſtorbenen Profeſſor der Stockholmer Univerſität, Frau Sophie Kowalewsky, einer Ruſſin, übertroffen worden. Dieſe Dame hat bekanntlich vor einigen Jahren von der franzöſiſchen Akademie einen der großen Preiſe für die Löſung mathematiſcher Aufgaben erhalten, und war Diejenige, welche Ihresgleichen, weiblichen Profeſſoren nämlich, das Recht erobert hat, den Sitzungen der Akademie, von denen bis dahin Frauen unbedingt aus-

geſchloſſen waren, beiwohnen zu dürfen — eine Eroberung, die weit größeres Aufſehen erregte, als die Ernennung der Frau Milne-Edwards zum Mitgliede dieſer Akademie und Profeſſor der Zoologie am naturhiſtoriſchen Muſeum zu Paris.

Paris beſitzt übrigens noch zwei Damen, die Gebiete der Thätigkeit erobert haben, welche die Männer nie zu verlieren wähnten. Und zwar hat ſich eine dieſer Damen, Frau Le Nay, auf die Alterthumsforſchung in Aſien, die andere aber, Fräulein B. Palbotier, auf die orientaliſchen Sprachen geworfen und neueſtens den Rang und Titel einer „Orientaliſtin" erworben.

So geht den Männern Stellung um Stellung verloren, und es iſt heute wirklich ſchon ſchwer, eine größere Anzahl von Berufsarten ausfindig zu machen, welche nicht von Frauen ausgeübt würden. Sogar der Seelſorge haben ſie ſich bereits bemächtigt und üben dieſelbe bei den Unitariern, einer 1791 gegründeten, die Dreieinigkeit nicht anerkennenden Sekte in Amerika aus. Es gibt gegenwärtig 165 ſolcher weiblichen Paſtoren, von denen Miß Carrie Bartlett in Kalamazoo, Pennſylvanien, der erſte war. Reverend Bartlett, Zögling der Harward-Univerſität und erſt zweiundzwanzig Jahre alt, verfügt über eine ſchlanke, ſchmiegſame Geſtalt und eine Fülle brauner Locken, die das ovale Geſichtchen umrahmen. „Er" zeichnet ſich indeß nicht nur durch Schönheit, ſondern auch durch einen „bezaubernden" Vortrag aus und trägt während ſeiner kirchlichen Funktionen niemals ein prieſterliches Gewand, ſondern einen eleganten, ganz modernen ſchwarzen Anzug, und auf dem Kopfe einen großen ſchwarzen Rembrandthut mit wallenden weißen Straußfedern. Die Gemeinde iſt mit „ihm" ſehr zufrieden.

Frau Hattie M. Kimball hingegen hat ihr beſonderes Augenmerk auf irdiſche Wege gerichtet und als Bahn-

beamter für das Fortkommen der Menſchen in ſo umſichtiger Weiſe geſorgt, daß ſie jüngſt von den Direktoren einer Eiſenbahnkompany zu deren Präſidenten erwählt wurde.

In Europa iſt dergleichen vorläufig noch nicht möglich. Wohl haben auch hier die Frauen das Gebiet des Eiſenbahndienſtes betreten, allein an eine Eroberung deſſelben wird ſo lange ernſtlich nicht gedacht werden können, als ſie, die Frauen nämlich, dem Studium der techniſchen Fächer ſo abgeneigt bleiben, wie ſie es bisher unſtreitig ſind. Und zwar nicht nur die Frauen der alten, ſondern auch die der neuen Welt. Haben doch bisher ſelbſt in Amerika außer jener Eiſenbahnpräſidentin nur noch vier Damen das Polytechnikum abſolvirt; zwei davon ſind als Civilingenieure, eine, Miß de Barr aus Chicago, als Schiffsingenieur, und die vierte, Eliſe Pool aus Chelſea in Maſſachuſetts, als Steuermann diplomirt worden.

Dieſe Dame iſt nun ohne Zweifel der weibliche Schiffskapitän der Zukunft. Eine Eroberin auf maritimem Gebiete aber iſt ſie nicht, denn es hat ſchon drei weibliche Schiffslenker gegeben. Dieſelben waren: Tatjana Stotow, nebenbei geſagt, ein ruſſiſches Rieſenweib, das als Befehlshaber eines Schooners zumeiſt im weißen Meere fuhr und 1891 verunglückte. Ferner die 1889 verſtorbene Miß Hannah Millar, eine Engländerin, welche ſich rühmen durfte, gleich ihrer Schweſter Betſy viele Jahre lang als Kapitän der Brigg „Clitus" verſchiedene Meere durchkreuzt zu haben.

Ueberhaupt ſind nächſt den amerikaniſchen die engliſchen Frauen am eroberungsluſtigſten aufgetreten, und obwohl ſie nach engliſchem gemeinen Rechte „für die Ausübung von öffentlichen Obliegenheiten nicht zuläſſig" ſind, haben ſie ſich doch eine dominirende Stellung im Lehrfache errungen. Es gibt nämlich in England bereits mehr weibliche als männliche Lehrer. Auch in der Verwendung weiblicher Kräfte

als Handlungsgehilfen hat England so schnelle Fortschritte gemacht, daß ein Geschäftslokal mit männlichen Verkäufern, zumal in London, sehr selten zu finden ist. Man betrete eine Modewaaren-, Galanterie- oder sonstige Handlung, eine Schänke, ein Kaffeehaus — fast überall trifft man weibliche Angestellte, und in Rasier- und Haarschneidegeschäften sogar weibliche Barbiere. Was aber die auch in Deutschland immer mehr Terrain gewinnenden weiblichen Kommis und Comptoiristen anbelangt, so haben deren Eroberungen vor kaum mehr als zwanzig Jahren begonnen und seither drohen die Frauen allgemach das ganze Gebiet des Handels zu okkupiren.

Ein bedeutsames Zeichen dessen und der fortschreitenden Eroberung ist unter anderen auch der weibliche Geschäftsreisende. Eine Firma in Frankfurt a. M. hat „ihn" nach Berlin gesandt und „er" ist dort ganz so aufgetreten, wie dies männliche Reisende zu thun pflegen. Demnach ist auch dieses Gebiet weiblicherseits erobert worden. Welches nun zunächst daran kommt, kann Niemand wissen, allein da es der Agitation des Vereines „Frauenbildungsreform" in Weimar in neuester Zeit gelungen ist, in Baden bei der Volksvertretung die Zustimmung zu einer theilweisen Erschließung des Universitätsstudiums für das weibliche Geschlecht zu erreichen, so ist nun auch in Deutschland die erste Bresche in jene Mauer gelegt, welche die deutsche Frau vom wissenschaftlichen Studium abhielt, und daher wird die Frauenbewegung auch bei uns zu Eroberungen führen, von denen man sich vorerst noch nichts träumen läßt. Höchstwahrscheinlich überflügeln die deutschen Frauen sogar ihre amerikanischen Schwestern, die sich neuestens wegen allzu großer „Gründlichkeit", d. h. Neugierde bei Durchsuchung des Gepäckes von Reisenden, im Zolldienste unmöglich gemacht haben, und unser Jahrhundert wird nicht nur das eiserne und das Jahrhundert des Militaris-

mus, des Verkehrs, der Erfindungen, des Nationalitätenkampfes, sondern auch das der Frauenemanzipation und der weiblichen Eroberungen genannt werden können.

Wie weit dieselben führen werden, weiß natürlich Niemand zu sagen, allein da jedenfalls auch auf diesem Gebiete dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so braucht den Männern um so weniger bange zu werden, als sie selbst das Mittel in der Hand haben, die Frauenemanzipation wenn schon nicht zum Stillstande zu bringen, so doch einzudämmen. Und dieses Mittel heißt: „Heirathen!“ Denn wenn es in Deutschland nicht wie heute 4 Millionen, sondern blos 400,000 sitzen gebliebener Mädchen und allezeit heirathslustige Männer gäbe, dann würde die Frauenbewegung größtentheils in der Eroberung des Mannes gipfeln und dagegen dürfte wohl Niemand etwas einzuwenden haben.

Ein Tag auf einer Berliner Polizeiwache.

Aus dem Leben der Reichshauptstadt.

Von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten)

Kaum ein anderer Ort dürfte so geeignet sein, die sozialen und allgemeinen Lebensverhältnisse der deutschen Reichshauptstadt zu studiren, wie eine Berliner Polizeiwache. Im Laufe von vierundzwanzig Stunden spielt sich hier eine Reihe von Vorgängen ab, welche das ganze Leben und Treiben der Millionenstadt widerspiegeln. Allerdings spielt auch in keiner Großstadt die Polizei eine so gewaltige Rolle, wie gerade in Berlin. Nirgends greift sie durch ihre Organisation und ihre Verwaltungsprinzipien so tief selbst bis in das Privatleben der Bewohner ein, wie hier.

Berlin wird jetzt in vierundachtzig Polizeireviere eingetheilt, welche unter dem Polizeipräsidium stehen. Die Beamten jedes Reviers haben einerseits die vom Polizeipräsidium erlassenen Verfügungen auszuführen, andererseits selbstständig für die Aufrechthaltung der Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Leichtigkeit im Verkehr innerhalb ihres Bezirkes Sorge zu tragen.

Die Grenzen jedes Reviers sind räumlich nicht gleich groß, man hält aber darauf, daß in einem Revier die

Bevölkerungszahl nicht 20,000 überschreitet. Zu einem Revier gehört ein Polizeilieutenant, zwei bis drei Wachtmeister, zwei Revierschreiber, zwei Telegraphisten und mindestens zwölf Schutzmänner. Mehrere Polizeireviere stehen wieder unter einer Polizeihauptmannschaft, deren es augenblicklich in Berlin zehn gibt.

Möglichst im Mittelpunkte des Reviers befindet sich die Polizeiwache, welche gewöhnlich in einem Privathause untergebracht ist, und deren Räumlichkeiten meist im Erdgeschoß, seltener im ersten Stock liegen. Die Polizeiwache besteht gewöhnlich aus drei Zimmern. Das erste ist das eigentliche Wachtlokal. Hier befinden sich mehrere Schreibpulte, ein Telegraphenapparat, eine Anzahl von Betten, übereinander stehend, wie in der Kaserne, ein Tisch und eine Anzahl von Schemeln oder Stühlen, sowie einige Bücherbretter. Das zweite Zimmer dient zur Aufnahme von Verhafteten. Es ist nur mit einem Schemel, einem zinnernen Waschnapf und einem zinnernen Eimer ausgestattet. Gewöhnlich sind in dem Wachtlokal noch eine oder zwei kastenartige Zellen angebracht, in welche man Widerspenstige und Tobsüchtige einschließen kann. Das dritte Zimmer dient als Dienstraum für den Polizeilieutenant, worin er diejenigen Leute empfängt, die Anliegen bei ihm direkt vorzutragen haben.

— — — — — — — — — — — —

Es ist Morgens acht Uhr. Die Mannschaft vom Tagesdienst ist zur Ablösung angetreten, die Nachtdienstmannschaft aber noch zur Stelle. Die Schutzmannschaft Berlins hat ihren Dienst in sogenannte „Drittel" eingetheilt. Den ersten Tag thun die Mannschaften Dienst von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Früh, also vierundzwanzig Stunden hintereinander. Am zweiten Tage beginnt der Dienst Abends um zehn Uhr und endet Früh um acht Uhr; am dritten Tage sind die Mannschaften dienstfrei und werden

nur ab und zu auf Theaterwache kommandirt oder zu Ordonnanzgängen verwendet. Die Wachtmeiſter thun nur Tagesdienſt. Der Erſte von ihnen iſt der Vertreter des Polizeilieutenants auf der Wache und im Bezirk. Er führt die Journale und erledigt die leichteren Arbeiten. Der Andere hat den Außendienſt, die Ueberwachung der Poſten und Patrouillen und der Schanklokale.

Die beiden Wachtmeiſter, ſämmtliche Schutzleute vom Tages- und Nachtdienſt, mit Ausnahme der auf Poſten und Patrouillen befindlichen, ſind zur Stelle. Die beiden Revierſchreiber ſitzen bereits an den Pulten und arbeiten, der Telegraphiſt, der im vierundzwanzigſtündigen Dienſt ſeit Mittags ein Uhr daſitzt, hat den Morgenrapport vorbereitet, das Depeſchenjournal zurecht gelegt, das Journal, in dem die Ereigniſſe der letzten Nacht verzeichnet ſind, abgeſchloſſen, und Alles harrt auf das Erſcheinen des Reviervorſtandes.

Mit dem Glockenſchlage Acht betritt der Polizeilieutenant das Bureau und nimmt die Meldungen des Telegraphiſten und der beiden Wachtmeiſter entgegen. Bei Nacht iſt der Telegraphiſt ſtets Kommandeur der Wache, und als ſolcher hat er am Morgen dem Reviervorſtand die Wache wieder zu übergeben. Der Polizeilieutenant revidirt den Anzug der Leute, nimmt Urlaubsgeſuche und andere Bitten ſeiner Untergebenen entgegen, läßt ſich Meldungen in Bezug auf den Dienſt und die Perſonalien der Beamten machen und hält dann nach Vorſchrift eine Viertelſtunde lang Inſtruktion über Geſetze und polizeiliche Verordnungen mit ſeinen Leuten ab. Dann revidirt er das Wachtlokal, die Arreſtantenzimmer und etwaige andere, zur Wache gehörige Lokalitäten, unterſchreibt die vorhandenen Journale und entläßt dann erſt die dienſtfreie Mannſchaft, die ſich nunmehr nach Hauſe begibt, während die zum Dienſt antretenden Mannſchaften die Poſten und Patrouillen auf der Straße ablöſen.

Der Dienst hat damit begonnen. Die Hälfte der Schutzmannschaft bleibt auf der Wache, die andere Hälfte befindet sich draußen im Revier auf Revisionsgängen, auf Posten an den Straßenecken, um für Ruhe und Sicherheit zu sorgen, oder auf Patrouillengängen durch das Revier. Alle zwei Stunden kehren diese Patrouillen zurück und machen ihre Meldungen dem Wachtmeister; ebenso werden alle zwei Stunden von der Revierwache aus die Posten abgelöst.

Jeder Wache ist auch ein Kriminalschutzmann beigegeben, welcher in Civil geht, die Trödler und Pfandleihgeschäfte überwacht, die Personen kontrolirt, die unter Polizeiaufsicht stehen, die direkten Befehle ausführt, die vom Chef der Kriminalpolizei für ihn eingehen, auf die Bettler ein aufmerksames Auge hat und außerdem Nachforschungen vornimmt, die ein Schutzmann in Uniform nicht gut ausführen kann. Er ist nicht an den Wachtdienst gebunden, erscheint nur auf der Wache, wenn er Befehle einholt oder Berichte abzuliefern hat, oder wenn er die Bücher nachschlagen will.

Gewöhnlich schon vor Beginn des Morgendienstes erscheinen Leute aus dem Revier auf der Wache, welche allerlei Angelegenheiten vorbringen, und soweit es sich nicht um Buchführung und Journale handelt, können diese Personen abgefertigt werden. Sobald die Revierschreiber aber um acht Uhr in Thätigkeit getreten sind, fängt die Polizeiwache an, einem Taubenhause zu gleichen, in dem es ununterbrochen aus und ein geht.

Es kommt ein Dienstmädchen, welche von ihrer Herrschaft die polizeilichen Anmeldescheine bringt. Sie ist von außerhalb und hat kein Führungsattest ihrer Heimathsbehörde. Sie wird darauf aufmerksam gemacht, daß sie ein solches binnen bestimmter Frist nachbringen, daß sie außerdem sofort einen Beitrag zum Gesindebelohnungsfonds zahlen muß; dann wird ihr die Meldung bestätigt und ihr Dienstbuch revidirt und mit einem Vermerk versehen.

Einer der Revierſchreiber trägt Namen und Nationale ſofort in das große Buch ein, welches Auskunft über ſämmtliche Einwohner des Reviers gibt. Ein Exemplar des Meldeformulars wird in einen Zettelkaſten nach alphabetiſcher Ordnung gelegt und bleibt im Revier, das andere Formular geht, abgeſtempelt und mit einem Vermerk verſehen, an das Einwohnermeldeamt, welches über ſämmtliche Einwohner Berlins genau Buch führt.

Es erſcheint ein Mann, der einen Giftſchein haben will, um Ratten in ſeinem Hauſe zu vertreiben. Ein zweiter Mann wünſcht Auskunft über Geſtellungsverhältniſſe und darüber, ob er einen Auslandspaß bekommen könne. Er erhält eingehende Belehrung und wird an die Militärbehörde mit ſeinem Geſuch verwieſen.

Der Apparat des Telegraphiſten klappert und bringt die Meldung von einem großen Diebſtahl, der in der Nacht begangen worden iſt. Die Depeſche enthält gleichzeitig eine ziemlich deutliche Angabe der geſtohlenen Gegenſtände, und der Telegraphiſt nimmt eine Abſchrift dieſes Verzeichniſſes für den Kriminalſchutzmann, damit dieſer ſofort bei allen Pfandleihern und Trödlern Nachforſchungen nach den geſtohlenen Gegenſtänden halten kann.

Die Thür öffnet ſich und, geleitet von zwei Schutzmännern, die ihn mehr tragen als führen, kommt ein Betrunkener, den man im Hausflur eines Gebäudes ſchlafend gefunden hat. Es ſcheint ein ſonſt ganz anſtändiger Menſch zu ſein, der aber einen furchtbaren Rauſch hat. Seine Kleidung iſt beſchmutzt, ſein Hut eingedrückt; er weiß augenſcheinlich nicht, wo er ſich befindet. Seine Taſchen werden unterſucht, und es wird ein Protokoll über den Befund aufgenommen; dann bettet man ihn im Arreſtantenzimmer auf die Pritſche, um ihn ſeinen Rauſch ausſchlafen zu laſſen, da er in dieſem Zuſtande nicht auf die Straße gelaſſen werden kann.

Die Klienten der Polizeiwache mehren sich. Die Revierschreiber ertheilen ununterbrochen Rath, geben Bescheinigungen und sehen Zeugnisse nach in Impfangelegenheiten, in Angelegenheiten der Arbeiterversicherung, der Arbeits- und Dienstbücher, der Schlafstellenvermiether, der jugendlichen Arbeiter.

Der Wachtmeister verhandelt ebenfalls fast ununterbrochen mit Männern und Frauen über Angelegenheiten des Gewerbes und der Straßenpolizei. Hier wünscht ein Hausbesitzer Auskunft wegen Verlegung eines Bauzauns, die ihm von der Polizei aufgetragen worden ist. Hier parlamentirt ein Restaurateur wegen Anbringung eines Firmenschildes, wozu nicht nur das Polizeirevier, sondern sogar die Polizeihauptmannschaft ihre Genehmigung ertheilen muß. Hier beklagt sich Einer über ein Strafmandat wegen verspäteter Anmeldung oder wegen Uebertretung irgend einer Polizeivorschrift. Hier die Beschwerde eines Miethers gegen seinen Hauswirth, weil die Wohnung wegen Feuchtigkeit oder wegen Rauchens des Ofens unbenutzbar ist; hier umgekehrt die Beschwerde eines Hauswirths gegen seinen Miether, der durch nächtliche Ruhestörungen das ganze Haus aufbringt, und bei dem alle Ermahnungen und Drohungen nichts nützen. Dazu Angelegenheiten der Steuer, der Baupolizei, Unterhandlungen mit Personen, die bestraft worden sind und die ihre Strafe bezahlen oder absitzen sollen, und während dessen übermittelt der Telegraph fortwährend Befehle vom Polizeipräsidium oder macht Mittheilungen über Diebstähle, vermißte Persönlichkeiten, Auffindung von Leichen, Straßensperrungen, über Selbstmorde von Personen, deren Identität nicht feststeht u. s. w. u. s. w.

Der „Grüne Wagen" fährt vor, ein Gefährt, das in den Vormittagsstunden die während der Nacht angesammelten Häftlinge abholt, um sie nach dem Hauptpolizei-

gebäude zu bringen. Auf Wache befindet sich jedoch außer dem seinen Rausch ausschlafenden Betrunkenen augenblicklich kein Arrestant, da die Nacht sehr ruhig war, und der Wagen rasselt wieder von dannen.

Wenige Minuten später aber bringt ein Schutzmann einen Arrestanten. Es ist ein Strolch, der bei einem kleinen Diebstahl abgefaßt worden ist und der nun auf seine Beförderung nach dem Polizeipräsidium bis zur nächsten Rundfahrt des Grünen Wagens warten muß; der Strolch ist geständig, er gibt an, nur aus Noth den Diebstahl verübt zu haben, und verspricht auch, sich ruhig zu verhalten. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit untersuchen ihn die Schutzleute und nehmen ihm seine Habseligkeiten, bestehend aus einem alten Taschenmesser, einer halbgefüllten Schnapsflasche, einem Portemonnaie mit wenigen Pfennigen Inhalt und einem Stückchen von einem Kamm ab. Ueber diese Gegenstände wird ein Protokoll aufgenommen, das der Arrestant unterschreibt; dann wird er nach dem Haftlokal gebracht und ihm der freundschaftliche Rath gegeben, sich ein wenig zu waschen.

Der Reviervorstand hat in seinem Zimmer unterdeß auch fortwährend Besuche empfangen, hat Entscheidungen getroffen, welche der Wachtmeister und die Revierschreiber ihm unterbreiten, hat mit Personen unterhandelt, die ihn direkt zu sprechen wünschten, in Privat- und Familienangelegenheiten guten Rath ertheilt und Mittel und Wege zur Abhilfe der gemeldeten Uebelstände angegeben oder polizeiliche Hilfe und Beobachtung versprochen. Er macht jetzt einen Rundgang durch sein Revier, um selbst überall nach dem Rechten zu sehen und seine Posten und Patrouillen zu kontroliren.

Als er zurückkehrt, stürzen soeben sämmtliche verfügbaren Mannschaften bis auf zwei aus dem Wachtlokal. Es ist Feuer im Revier. Der Lieutenant und der Wacht-

meiſter ſetzen ſich an die Spitze der Mannſchaften und eilen nach der Brandſtätte, um hier die nothwendigen Abſperrungen vorzunehmen. Die Meldung von dem Feuer iſt auf dem Bureau durch einen Mitbewohner des Hauſes, in dem es brennt, erfolgt. Der Telegraphiſt hat die Centralſtelle im Polizeipräſidium angerufen und eine Depeſche aufgegeben, die an ihrer Spitze das Wort „Feuer" trägt. Gleichzeitig hat er an die im Bezirke liegende Feuerwehr telegraphirt, und in dem Augenblicke, in dem die Schutzmannſchaft auf der Brandſtelle eintrifft, jagen auch ſchon die erſten Züge der Feuerwehr heran. Es handelt ſich um einen kleinen Brand, der ſehr bald gelöſcht iſt. Die Feuerwehr rückt ab, die Schutzleute zerſtreuen möglichſt ſchnell den entſtandenen Volksauflauf und begeben ſich dann nach der Wache zurück.

Hier hat ſich die Zahl der Leute, die mit dem Revierſchreiber verhandeln, noch vermehrt. Es wird um Transportwagen gebeten, um Schwerkranke nach der nächſten Krankenanſtalt zu ſchaffen. Die Beſtellung dieſer Krankenwagen übernimmt die Polizei unentgeltlich auf telegraphiſchem Wege. Es kommen Reklamationen in Angelegenheiten der Fuhrwerkspolizei, der Strompolizei, der Fiſcherei; die Leute holen ſich Auskunft über die Abfaſſung von Bitt- und Gnadengeſuchen, über Eingaben an die verſchiedenen Behörden, und ſo weit es irgend geht, wird Allen Auskunft und Rath ertheilt.

Vor der Wache bildet ſich ein kleiner Volksauflauf. Einer der Schutzleute führt den Kutſcher eines Laſtwagens herein, der auf der Straße mit einem anderen Kutſcher in Streit und Schlägerei gerathen iſt. Da man Pferde und Wagen nicht ohne Aufſicht laſſen kann, werden dieſelben natürlich bis zur Wache gebracht, und ein ganzer Schwarm von Erwachſenen und Kindern gibt dem Gefährt das Geleite. Der vor der Thür des Wachtlokals ſtehende

Posten sucht den Auflauf zu zerstreuen und notirt von dem am Wagen angebrachten Firmenschilde Namen und Wohnung des Besitzers, sowie die Nummer des Wagens. Der Kutscher des Wagens wird unterdeß auf der Wache nach seinem Nationale gefragt; vor Allem erkundigt man sich nach seiner Wohnung. Sobald er dieselbe angegeben hat, gibt der Telegraphist eine Depesche an das Revier auf, in dem sich die Wohnung befinden soll, und fragt, ob das kurz angegebene Signalement stimme. Das angerufene Revier schlägt die Bücher nach, und schon nach wenigen Minuten kommt die Antwort, daß die Angaben richtig seien. Es wird dem Kutscher nunmehr bedeutet, daß er entlassen sei, daß er aber ein Strafmandat wegen Unfugs und Schlägerei zu gewärtigen habe, und brummend geht er hinaus, setzt sich auf den Wagen und fährt schimpfend davon, denn er weiß, daß ihn nichts von einer Strafe von mindestens zehn Mark befreit.

Die von Posten und Patrouille zurückkehrenden Mannschaften schreiben unterdeß ebenfalls ihre Berichte über Uebertretungen, die sie gesehen, über Personen, die sie zur Rechenschaft gezogen haben, und diese Berichte werden journalisirt und gehen an das Polizeipräsidium, um die Bestrafung von Missethätern oder die Abstellung von Uebelständen von der Centralstelle aus zu veranlassen.

Eine bejammernswerthe Figur erscheint, ein ziemlich kräftig aussehender Mann in Hemdsärmeln, mit blutendem Gesicht, barhäuptig und in Hausschuhen. Der von der Brandstelle zurückgekehrte Wachtmeister mustert erstaunt den Hilfesuchenden, denn ein solcher ist der Verwundete ohne Zweifel.

„Wer hat Sie denn so zugerichtet?" fragt er.

„Ach, Herr Wachtmeister," sagt der Blutende, „geben Sie mir doch einen von den Herren Schutzleuten mit. Meine Frau hat mir wieder ein Loch in den Kopf geschlagen. Es ist nicht auszuhalten mehr mit dem Satan!"

Die allgemeine Heiterkeit auf der Wache scheint den Blutenden etwas bestürzt zu machen.

„Wer hat Sie geschlagen?“ fragt ihn nochmals der Wachtmeister.

„Meine Frau,“ sagte der Blutende. „Sie hat mir 'nen Topf auf dem Kopf zerhauen und ist mit 'nem Küchenmesser uf mir losjejangen.“

„Wie heißen Sie?“ fragt der Wachtmeister und nimmt das Nationale des Pantoffelhelden auf. Dann erklärt er: „Die Polizei kann sich nicht in Familienangelegenheiten mischen. Sollten Sie wirklich Beweise dafür haben, daß Ihre Frau Sie mit einem Verbrechen bedroht, so müssen Sie sich an die Staatsanwaltschaft wenden, wir können nicht eingreifen. Sie müssen Manns genug sein, um sich Ihrer Frau erwehren zu können.“

„Können Sie mir wirklich Niemanden mitjeben?“ fragt der von seiner Frau so hart Bedrängte.

„Nein,“ entgegnete der Wachtmeister. „Das hätte nur die Folge, daß Ihre Frau wahrscheinlich noch beleidigend gegen den Schutzmann wird, der, nebenbei bemerkt, nichts in der Wohnung zu suchen hat, und das Strafmandat, das Ihre Frau bekommt, hätten Sie dann zu bezahlen. Gehen Sie nur da hinüber zu dem Heilgehilfen, damit er Sie verbindet.“

Der arme Ehemann zieht seufzend ab unter dem Lächeln und dem Achselzucken der Anwesenden. —

Mittags zwölf Uhr verlassen die Revierschreiber zu zweistündiger Ruhepause das Wachtlokal, und während dieser Zeit können natürlich schriftliche Angelegenheiten nur erledigt werden, soweit sie der anwesende Wachtmeister selbst besorgen kann. Die beiden Wachtmeister machen abwechselnd eine halbe Stunde Mittagpause. Der Telegraphist bereitet Alles für die Ablösung vor, die um ein Uhr Mittags antritt.

Der neue Telegraphiſt hat ſeinen Apparat und die darüber hängende Schwarzwälder Uhr aufgezogen, die jeden Morgen auf ein beſonderes Signal von der Centralpolizei-Telegraphenſtation aus geſtellt wird. Er lieſt die im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden eingegangenen Depeſchen durch, um orientirt zu ſein, wird aber darin ſchon wieder durch eine Depeſche geſtört, die vom Polizeipräſidium kommt und in der als vermißt ein Mädchen von achtzehn Jahren gemeldet wird, das ſeit drei Tagen ſpurlos verſchwunden iſt. Es folgt das Signalement, welches genau niedergeſchrieben wird, da von demſelben alle Beamten Kenntniß nehmen müſſen.

Bald nach ein Uhr bringt einer der Poſten einen Knaben von ungefähr vier Jahren, der ſich verlaufen hat. Er iſt den vom Morgendienſt heimkehrenden Truppen ſo weit nachgelaufen, daß er nicht mehr nach der elterlichen Wohnung zurückfindet. Der kleine Kerl iſt ſchon über eine Stunde umhergeirrt und ſchließlich weinend und ſchluchzend von einem Schutzmann aufgefunden worden. Er vermag nur anzugeben, daß er Wilhelm heißt, und daß ſeine Eltern in einem Hauſe wohnen, in dem zwei Hunde ſind; das iſt Alles, was er weiß. Man unterſucht ſeine Kopfbedeckung, weil in dieſer gewöhnlich bei Berliner Kindern aus Vorſicht die elterliche Wohnung angebracht iſt. Man durchſucht ſeinen Anzug und ſeine Wäſche nach Namen. Da man nichts findet, gibt der Telegraphiſt eine Depeſche an das Polizeipräſidium und an ſämmtliche andere Bureaux auf, welche lautet:

„Hier gefunden als verlaufen Knabe Wilhelm, vier Jahre alt, blauer Trikotanzug, ſchwarze Strümpfe, niedrige Schuhe, Strohmütze.“

Der kleine Knabe, der eine anerzogene Scheu vor uniformirten Schutzleuten hat, möchte gern weinen, aber die Angſt vor der unheimlichen Umgebung verhindert ihn

daran. Einer der dienstfreien Schutzleute redet ihm gut zu, und bald kommt auch aus der Küche des Polizeilieutenants, der stets in demselben Hause wohnt, in dem sich die Revierwache befindet, ein Teller Suppe für den Kleinen, der seit Stunden unterwegs ist und sich hungrig und müde gelaufen hat. Der Kleine ißt und wird dann auf eines der Betten der Schutzleute gelegt, wo er sofort in tiefen Schlaf verfällt.

Er schläft fest, selbst als von zwei Uhr ab in geradezu beängstigender Weise sich die Zahl der Leute mehrt, die nach der Wache kommen, um hier Auskünfte, Bescheinigungen und Unterweisungen sich zu holen.

Gegen drei Uhr läuft die Nachricht von einem Selbstmorde ein. Der Polizeilieutenant, der Wachtmeister und einige Schutzleute begeben sich nach dem Thatorte. Es wird ein Arzt geholt, der indeß den Erhängten nicht mehr zum Leben zurückrufen kann. Einer der Schutzleute kommt nach der Wache zurück und macht Meldung von dem Vorfall. Der Telegraphist bestellt den Obduktionswagen zur Abholung der Leiche und gibt eine Depesche an das Polizeipräsidium und an den Leichenkommissar über den Vorfall auf.

Um vier Uhr erscheint die Mutter des kleinen Wilhelm, aufgelöst von Sorge, Thränen nnd Angst um den kleinen Verlaufenen. Wilhelm, der soeben erwacht ist, wird ihr übergeben, und die Frau geht, nachdem ihr angerathen worden ist, nächstens auf den kleinen Kerl besser Acht zu geben.

So rasch wie hier finden sich indeß nicht immer die Angehörigen zu einem verlaufenen Kinde. Es kommt vor, daß Kinder auf der Polizeiwache übernachten und sogar, wenn sich am nächsten Tage noch Niemand meldet, der nach ihnen fragt, vorläufig im Waisenhause untergebracht werden müssen.

Um vier Uhr ſtürzt wieder ein Menſch in das Bureau, der außer Athem meldet, es ſei ein Kellerbrand bei einem Kolonialwaarenhändler ausgebrochen. Schutzmannſchaft, Wachtmeiſter und Polizeilieutenant eilen nach der Brandſtelle, und der Telegraphiſt ſchickt eine Depeſche an die Hauptwache der Feuerwehr, an die Revierwache der Feuerwehr und an die nächſte Hauptmannſchaft ab. Dieſer Brand dauert ziemlich lange. Der Telegraphiſt hat jetzt das Kommando auf der Wache, und vielfach wird an ſein Urtheil appellirt.

Die meiſte Arbeit verurſachen ihm drei Frauen, die auf der Wache erſchienen ſind und gleichzeitig auf ihn losreden, die Eine die Andere der fürchterlichſten Verbrechen und Vergehen beſchuldigend. Erſt nachdem der Telegraphiſt grob geworden iſt und ſich faſt die Lunge aus dem Halſe geſchrien hat, gelingt es, die Weiber ſoweit zu beruhigen, daß ſie wenigſtens einen Augenblick ſtill ſchweigen. Es ſtellt ſich heraus, daß ſie gemeinſam in einem Hinterhauſe wohnen und daß ſie über die Benutzung des Trockenbodens in Streitigkeit gerathen ſind. Der Wirth des Hauſes iſt nicht anweſend, und ſo erſcheinen die drei Damen auf der Revierwache, um hier ihre Angelegenheit perſönlich durchzufechten. Der Telegraphiſt ermahnt ſie vergeblich zur Ruhe, ſelbſt wohlberechtigte Grobheit nützt nichts. Er weiſt endlich den Frauen die Thür und bedroht ſie noch mit Strafe, wenn ſie ſich nicht ſtill verhalten ſollten. Vor der Thür gerathen ſich die Weiber noch einmal in die Haare, werden von dem Poſten auseinander gebracht und entfernen ſich dann ſchimpfend, um ihr Gefecht zu Hauſe fortzuſetzen.

Der Angetrunkene, der in den Morgenſtunden eingebracht wurde, iſt von ſeinem Rauſch erwacht. Er hat nicht nur einen phyſiſchen, ſondern auch einen ſchweren moraliſchen Katzenjammer. Wie ſich herausſtellt, iſt er ein durchaus anſtändiger Menſch, der unglücklicherweiſe in eine

liederliche Gesellschaft gerathen ist. Man stellt sein Nationale fest, telegraphirt um Auskunft nach dem benachbarten Revier, in dem der Unglücksrabe wohnt, und entläßt ihn darauf. Einer der Schutzleute hilft ihm, seinen Anzug etwas in Ordnung zu bringen, und besorgt ihm sogar eine Droschke, damit der Nachtschwärmer, ohne Aufsehen zu erregen, nach Hause kommen kann.

Die zwei auf der Wache zurückgebliebenen Schutzleute, außer dem Telegraphisten und den Revierschreibern, werden auch noch fortgeholt, um eine Schlägerei zu beenden, die in einer Destillation (Schnapsladen) ausgebrochen ist. Sie kommen nach einiger Zeit zurück und bringen zwei Arrestanten mit. Kaum hat man das Protokoll dieser Leute aufgenommen, als der Grüne Wagen schon wieder vorfährt und jetzt die Arrestanten mit sich zu nehmen hat, da auch die beiden zuletzt Eingebrachten wegen Körperverletzung in Haft behalten und dem Richter vorgeführt werden sollen.

Erst gegen sieben Uhr kehren die Schutzleute mit dem Lieutenant von der Brandstätte zurück. Der Kellerbrand war nicht ungefährlich, nahm großen Umfang an und ist noch nicht ganz gelöscht. Die Mannschaften von der Polizeihauptmannschaft, von der sogenannten Reserve, haben aber die Reviermannschaft abgelöst, damit diese wieder die Posten und Patrouillen wenigstens auf eine Stunde ablösen kann. Die Revierschreiber schließen ihre Bücher und Journale und gehen nach Hause.

Da das Publikum nach sieben Uhr Abends die Polizeiwache nur in sehr dringenden Fällen in Anspruch nimmt, tritt jetzt verhältnißmäßige Ruhe ein, und man macht es sich nach Möglichkeit bequem. Die Mannschaften verzehren ihr Abendbrod, das ihnen gewöhnlich von ihren Angehörigen gebracht wird. Dann zünden sie sich eine Pfeife an und widmen sich dem Mühlen-, Dame- oder Schachspiel.

Auf jeder Wache iſt nämlich ein Damenbrett vorhanden, während Kartenſpiele unter keinen Umſtänden geduldet werden.

Um neun Uhr Abends treten die Nachtwächter an, um ſich zum Dienſt zu melden. Sie ſchreiben ſich in das vorhandene Journal ein, werden um halb zehn Uhr vom Nachtwachtmeiſter inſpizirt und inſtruirt und begeben ſich dann in ihre Bezirke. Um zehn Uhr wird die Thür der Polizeiwache geſchloſſen und einer der Schutzleute muß vollſtändig angezogen und den Helm auf dem Kopf am Tiſche ſitzen bleiben, um zu öffnen, wenn an der Hausthür geklingelt wird. Der Telegraphiſt zieht einen leinenen Rock und Hausſchuhe an. So legt er ſich auf ſein Bett, um ſofort aufzuſpringen, wenn ſein Apparat ihn ruft. Die Schutzleute, die nicht auf Wache oder Patrouille ſind, legen ſich halb angekleidet in die Betten, um auf den erſten Alarmruf bereit zu ſein.

Die Ruhe in der Nacht wird nur zweimal geſtört. Das erſte Mal bringt ein Wächter einen Skandalmacher, der ſich wie unſinnig geberdet und gebunden werden muß. Dann ſperrt man den betrunkenen Menſchen in eine Zelle, in der er noch lange Lärm macht, bis er erſchöpft einſchläft. Gegen zwei Uhr Morgens wird eine luſtige Geſellſchaft durch zwei Nachtwächter und einen Schutzmann zur Wache gebracht, die eine „ſchwere Sitzung" gehalten und auf dem Nachhauſewege den „Nachtrath" angeulkt hat. Es ſind vier noch verhältnißmäßig junge Leute aus beſſeren Kreiſen, die ſich nur in etwas übermüthiger Stimmung befinden. Der Telegraphiſt, der ein Menſchenkenner iſt, weiß mit ihnen umzugehen. Er behandelt ſie nicht ſchroff, geht zum Theil auf ihre Scherze ein, ohne doch ſeiner Würde etwas zu vergeben, nimmt ihr Nationale auf und frägt dann in den Revieren, in welchen die Krakeeler angeblich wohnen, nach der Richtigkeit ihrer Ausſagen an.

Da Alles ſtimmt, werden die vier Jünglinge mit einer Verwarnung entlaſſen, und der hinkende Bote kommt erſt nach, wenn ſie nach einer Woche Jeder zwanzig Mark Polizeiſtrafe wegen nächtlichen Unfugs bezahlen müſſen.

Früh vor ſieben Uhr tritt einer der Schutzleute vom dienſtfreien Drittel an, um den Morgenrapport nach dem Bureau der Hauptmannſchaft zu tragen. Um fünf Uhr haben ſich die Nachtwächter zurückgemeldet und in das Journal eingetragen. Nach ſieben Uhr verſammeln ſich wieder die Schutzleute der neuen Wache, und es wiederholt ſich in derſelben Weiſe das Leben und Treiben vom Tage vorher.

* * *

Was wir hier geſchildert haben, iſt aber eine verhältnißmäßig ruhig verlaufene Wache. Morde, Tumulte, ſchwerer Einbruch, große Feuersbrünſte, Straßenabſperrungen bei Feſtlichkeiten, Häuſereinſtürze, große Schlägereien, Ueberſchwemmungen infolge von Wolkenbrüchen, Exploſionen u. ſ. w. gehören in Berlin im Laufe einer Woche nicht zu den Seltenheiten. Oft hat die Wachtmannſchaft während vierundzwanzig Stunden kaum einen Augenblick Ruhe; ununterbrochen muß ſie bereit ſein, hinauszugehen, um mit Aufopferung von Geſundheit und Leben ihre Pflicht zu thun.

Und in der That pflegen die Schutzleute nach einer mehrjährigen Dienſtzeit ſo angegriffen zu ſein, daß ſie ihre Penſionirung nachſuchen.

Mannigfaltiges.

Der verhängnißvolle Heirathsantrag. — Zur Zeit des Königs Friedrich III. von Dänemark (1648—1670) lebte in Kopenhagen der Baron Kay Lykke, einer der reichſten und angeſehenſten Kavaliere Dänemarks. Durch heldenmüthige Tapferkeit im Kriege hatte er ſich ausgezeichnet und auf ſeine eigenen Koſten ein Regiment Dragoner unterhalten. Da er aber ein Freund des wegen angeblichen Hochverraths flüchtigen und verfolgten Grafen Corfitz Ulfeld war, ſo kam er bei Hofe nicht in beſondere Gunſt. Man ſann vielmehr auf ſein Verderben.

Die Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten. Kay Lykke hatte auf einer Reiſe in Jütland ein Edelfräulein geſehen und war von den Reizen der jungen Dame ſo gefeſſelt worden, daß er ſie zu heirathen wünſchte. Und ſo ſetzte er ſich denn hin und ſchrieb im Schweiße ſeines Angeſichts einen Liebesbrief und Heirathsantrag. Er wußte nämlich nach damaliger Kavalierſweiſe viel beſſer mit dem Schwerte umzugehen, als mit der Feder, und deshalb wurde ihm die Arbeit recht ſauer.

Sein Brief an das jütländiſche Edelfräulein — der noch vorhanden iſt und im geheimen Archiv zu Kopenhagen aufbewahrt wird — wurde denn auch wirklich eine ſehr ſonderbare Leiſtung. Kay Lykke rühmt in pomphafter, prahleriſcher Weiſe alle ſeine perſönlichen Vorzüge, ſeinen Adel, ſeine Tapferkeit, ſeine Geiſtesgaben, ſeinen Reichthum — er ſei der glückliche Beſitzer von fünfzehn Edelhöfen oder Rittergütern. Indem er dies Alles gewiſſermaßen zuſammenaddirt, ſchreibt er im Schlußpaſſus ſeines Briefes: „Ich bin alſo ein Kavalier von ſolchen ſeltenen und

auserlesenen Eigenschaften, daß gewiß selbst die vornehmste Dame des Landes mir keinen Korb geben würde, wenn ich um sie anhielte!"

Diese Zeilen sollten für ihn verhängnißvoll werden.

Als der schriftliche Heirathsantrag an die Adressatin in Jütland gelangte und die junge Dame den merkwürdigen Brief gelesen hatte, da brach sie in ein schallendes Spottgelächter aus. Sie schrieb zurück, ihre Hand sei schon vergeben, sie habe bereits einen Bräutigam, also müsse sie selbstverständlich den gütigen Antrag des edlen Herrn ablehnen.

So erhielt denn Kay Lykke zu seinem größten Erstaunen einen Korb von dem Fräulein und darüber ärgerte er sich nicht wenig Es sollte aber bald noch viel schlimmer kommen.

Sein pomphafter, schwülstiger Liebesbrief wurde von dem jütländischen Fräulein spaßeshalber anderen Edeldamen gezeigt und bald kursirten davon viele Abschriften. Die jungen Damen lachten viel darüber, es war das Komischeste, was sie je gelesen.

Auf solche Weise erhielt auch die Tochter eines Stiftsamtmanns davon eine Abschrift. Ihr Vater las das tolle Schriftstück und sandte eine Kopie der Königin nach Kopenhagen. So konnte es denn nicht fehlen, daß Kay Lykke's Brief bald auch bei Hofe bekannt wurde. Die Folge war, daß das jütländische Edelfräulein den Originalbrief nach Kopenhagen schicken mußte.

Jetzt hatte man einen genügenden Vorwand, um Kay Lykke zu verderben. Er habe unehrerbietig über die Königin geschrieben, behaupteten die Höflinge. Denn „die vornehmste Dame des Landes" sei ja doch unzweifelhaft die Königin.

Sophie Amalia schenkte dieser unsinnigen Auslegung Beifall und befahl dem „Generalfiskal" oder Kronanwalt, Kay Lykke wegen Majestätsbeleidigung bei dem „Höchsten-Gericht" anzuklagen.

Der unvorsichtige Briefschreiber aber war von guten Freunden gewarnt worden und in's Ausland geflüchtet. Von seinem Zufluchtsort aus schrieb er an das Gericht, daß sein Liebesbrief an das jütländische Fräulein, wie es aus dem Sinne des Schriftstücks ja auch klar ersichtlich sei, durchaus keine Beleidigung der Königin enthalte, an die er bei seiner Schreiberei gar nicht einmal gedacht habe, die ja zudem auch schon „wohl versehen" sei.

Darauf wurde aber nicht geachtet, das Höchsten-Gericht entschied in dieser sonderbaren Kriminalsache genau so, wie die Königin Sophie Amalia es wünschte. Kay Lykke wurde zum Verluste seiner Güter, seines Lebens und seiner Ehre verurtheilt. Es sollte ihm — nachdem der Henker sein Wappen und seinen Helm zerbrochen — zuerst die rechte Hand, welche den verhängnißvollen Brief geschrieben, dann das Haupt, welches den Brief ausgesonnen, abgehauen und sein Körper unterm Hochgericht verscharrt werden.

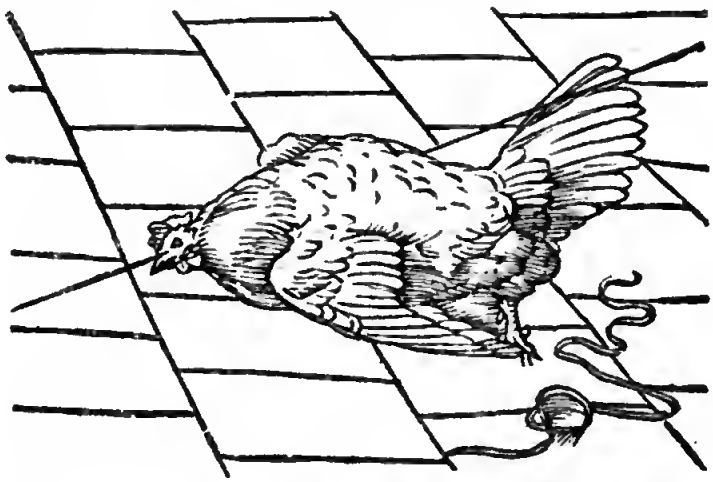
Da man Kay Lykke selbst nicht hinrichten konnte, weil man seiner Person nicht habhaft zu werden vermochte, so sollte das Urtheil „im Bilde" vollstreckt werden. Dies geschah in Kopenhagen am 4. September 1661 unter dem Zusammenlauf einer ungeheuren Volksmenge. Es war eine Holzfigur angefertigt worden, die ungefähr so aussah wie Lykke. Zuerst zertrümmerte der Scharfrichter Wappenschild und Helm des Verurtheilten; darauf hieb er der Holzfigur die rechte Hand, dann den Kopf ab. Die enthauptete Holzfigur schleppte nachher der Scharfrichter in seine Wohnung und stellte sie dort öffentlich zur Besichtigung aus für Neugierige, welche bei der sonderbaren Hinrichtung selbst nicht hatten zugegen sein können. Dafür erhob er ein geringes Eintrittsgeld.

Diese eigenthümliche Sehenswürdigkeit fand längere Zeit viel Zulauf. Endlich aber kümmerte sich kein Mensch mehr darum. Darauf — es war mittlerweile Winter und recht kalt geworden — zerschlug der Scharfrichter die Figur in kleine Stücke und heizte damit seinen Ofen.

Dies erfuhr aber der Präsident des Gerichtshofes, der nun meinte, es sei dem Kay Lykke zu viel geschehen. Im Urtheil stehe ja ausdrücklich, daß er verscharrt, und nicht, daß er verbrannt werden solle. Wegen Ueberschreitung seiner Amtsbefugniß wurde darauf der Scharfrichter zur Strafe auf ein Vierteljahr in's „Raspelhaus" geschickt, wie man damals das Zucht- und Arbeitshaus in Kopenhagen nannte.

Unterdessen freute Kay Lykke im Auslande sich seines Lebens. Er soll in holländische Militärdienste getreten sein und sich nach Ostindien begeben haben. F. L.

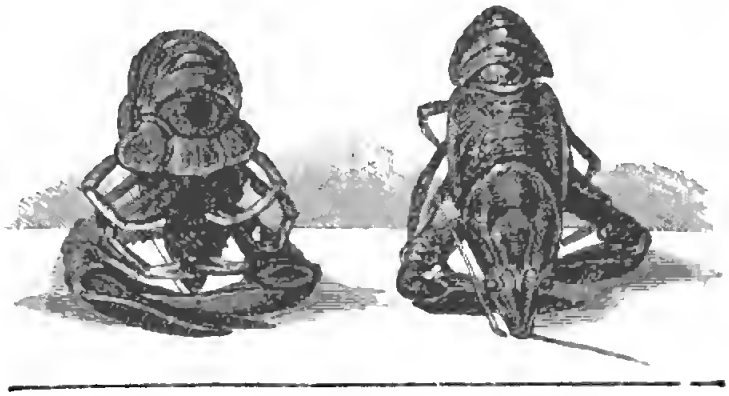
Schrecklähmung bei Thieren. — Nicht nur Menschen fühlen sich bei einem plötzlichen Erschrecken oft wie gelähmt, sie sind „starr vor Schreck", sondern auch in der Thierwelt ist diese Schrecklähmung oder Kataplexie keine seltene Erscheinung. Viele Thiere werden schon bei der unsanften Berührung durch entschiedenes Zugreifen und sicheres Festhalten nach wenigen Sekunden in der Hand oder unter derselben kataplegisch, d. h. alle willkürlichen Bewegungen hören plötzlich auf, das Auge nimmt einen fremden Ausdruck an, die Athmung wird stark verlangsamt und vertieft. Man kann alsdann dem Thiere beliebige Stellungen ertheilen, in denen es regungslos, je nach Umständen bis



Das „Experimentum mirabile de imaginatione gallinae".

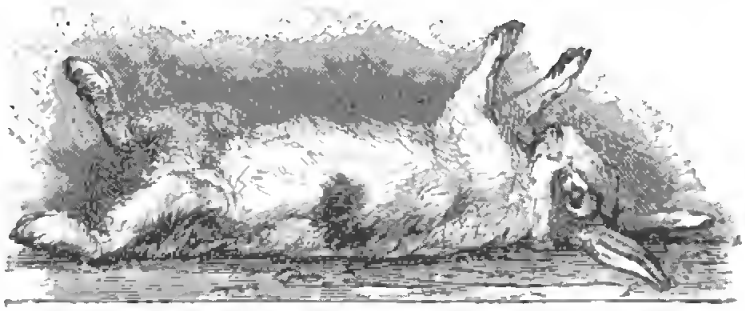
zu einer Viertelstunde verharrt, auch wenn man die Hand zurückzieht. Schon der gelehrte Pater Athanasius Kircher hat in seinem Werke: „Ars magna lucis et umbrae" (Die große Kunst des Lichtes und des Schattens), Rom 1646, ein interessantes Experiment dieser Art mitgetheilt, das er als: „Experimentum mirabile de imaginatione gallinae" (Das wunderbare Experiment von der Einbildungskraft der Henne) nennt. Es besteht darin, daß man ein Huhn ergreift, mit Rücken oder Seite gegen den Fußboden drückt und vom Schnabel aus, der letzteren berühren muß, einen Kreidestrich über die Diele zieht, worauf das Thier regungslos liegen bleibt. Kircher legte ihm vorher eine Bindfadenfessel an und meinte, die Henne bildete sich nun ein, der Kreidestrich sei das Ende des ihre Füße einschnürenden Bind-

fadens, und rühre sich deswegen nicht. Unsere umstehende Illustration ist eine Nachbildung des Originals in dem erwähnten merkwürdigen Buche. Professor Czermak hat aber experimentell nachgewiesen, daß Bindfaden und Kreidestrich vollständig überflüssig sind, weil bei einem solchen Versuche ohne Weiteres die



Krebse in der Schrecklähmung. (Nach Preyer.)

Schrecklähmung eintritt. Er zeigte, daß auch Enten, Gänse, Truthühner, Schwäne u. s. w. bei ähnlicher Behandlung nach anfänglichem Sträuben unbeweglich werden. Hühner lassen sich in diesem Zustande sogar umherwälzen, ohne sich zu rühren, wobei sie nur das Bestreben zeigen, mittelst einer Halsverrenkung



Ein kataplegisches Kaninchen.

den Kopf in der ursprünglichen Stellung, wie von unsichtbarer Hand gehalten, liegen zu lassen.

Kleinere Vögel, wie Zeisige, Rothkehlchen, Stieglitze, gerathen noch leichter in diesen Zustand, und die Taschenspieler gründen einige ihrer hübschesten Kunststücke darauf, daß Kanarienvögel sofort starr und anscheinend leblos werden, wenn man sie auf

den Rücken in die offene Hand legt, nachdem man sie an den Beinen einigemal langsam durch die Luft geschwenkt hat.

Der Flußkrebs bleibt minutenlang in der Schreclähmung, wenn man ihn packt und mit der Nasenspitze auf einen Tisch stellt. Frösche und Tritonen werden leichter in Kataplexie versetzt, wenn man sie unvermuthet mit einer Schlinge oder einer Zange an einem Hinterfuße oder bei dem Schwanze fest ergreift. Sie können dann in jeder beliebigen Stellung auf den Tisch gelegt oder selbst in Wasser getaucht werden, und bleiben stundenlang starr wie Leichname, während sie sogleich wieder lebendig werden, wenn man die Schlinge löst oder sie in die Hand nimmt.

Professor Preyer erregte in Kairo das ungeheuerste Staunen eines mit großen Wüsteneidechsen umherziehenden egyptischen „Zauberers" dadurch, daß er zwei dieser mehrere Fuß langen Thiere sofort kataplegisch machte, indem er sie auf den Rücken legte.

Von Vierfüßlern lassen sich namentlich Kaninchen und Meerschweinchen leicht in die Schreckstarre versetzen und bleiben dann unbeweglich auf dem Rücken liegen. Dagegen glückt das Experiment bei Katzen und Hunden in der Regel gar nicht, weil diese zu sehr an Berührungen durch Menschen gewöhnt sind, um sich dadurch schrecken zu lassen.

Pferde und Rinder aber sieht man bewegungslos werden, wenn man sie mittelst eines breiten Gürtels, der um ihren Rumpf gelegt ist, von einem Krahn emporheben läßt, um sie in ein Schiff zu verladen. Sind sie vorher noch so ungeberdig, so werden sie doch urplötzlich „starr vor Schreck", sobald ihnen der Boden unter den Füßen schwindet. P. M.

Rossini und die Eisenbahn. — Zu den mannigfachen Eigenthümlichkeiten, durch welche der berühmte Tonkünstler während seines ganzen thatenreichen Lebens sich auszeichnete, gehörte auch seine Abscheu vor all' den Gegenständen, bei welchen der Dampf die Ursache der treibenden Bewegung ist. Dieser Abscheu oder Widerwille ging soweit, daß schon das bloße Wort Dampf, wenn es Jemand ihm gegenüber zufällig aussprach, ihn nervös machen konnte. Er bediente sich daher, wenn er eine Reise zu unternehmen genöthigt war, niemals der Eisenbahnen oder der Dampfschiffe,

ſondern benutzte ſtets gewöhnliche Landkutſchen oder Poſtwagen, und wenn er über Waſſer mußte, Segelſchiffe und einfache Barken. Wenn man ihm verſicherte, daß er mittelſt Eiſenbahn und Dampfſchiff ſchneller und bequemer an das Ziel ſeiner Reiſe gelange, pflegte er zu antworten: „Schneller, das will ich nicht in Abrede ſtellen, aber bequemer? Nein; denn was ich nicht leiden mag, iſt mir unbequem.“

Sich mit dem Gedanken tragend, daß er bald ſterben müſſe, wünſchte er noch einmal Paris und ſeine dortigen zahlreichen Freunde zu ſehen, und er beſchloß, trotz des Abrathens der Aerzte, die Reiſe nach der Seinehauptſtadt theils mit der Poſt, theils in einem ſogenannten Landauer zu unternehmen. Und ſo geſchah es. Am 13. Mai 1854 war er von Nizza in Aix angelangt, ohne Marſeille zu berühren. Er hatte dazu mehrerer Tage bedurft, denn er hatte die Poſtchaiſe benutzt und war nur immer wenige Stunden gefahren. Seine vielen Verehrer in Marſeille hatten ihm eine außergewöhnliche Huldigung vorbereitet, aber er war gezwungen, derſelben auszuweichen, denn er fühlte ſich bis auf den Tod erſchöpft und elend. Seine Krankheit beſtand bekanntlich in einer äußerſt heftigen Nervenüberreizung, welche durch die Anſtrengungen der Reiſe bis auf den höchſten Grad geſtiegen war, ſo zwar, daß er ſtark fieberte. Der Arzt, welchen er in Aix zu Rathe zog, verſchrieb ihm eine aus Digitalin und Chinin zuſammengeſetzte Arznei, infolge deren ſein Zuſtand ſich etwas beſſerte. Zugleich rieth er ihm dringend einige Tage Ruhe an.

Dazu aber ſchüttelte der eigenſinnige Künſtler ablehnend das Haupt. „Das geht nicht,“ ſagte er, „ich kann mich hier höchſtens einen Tag ausruhen; es würde mir zu viel Zeit koſten; denn es vergehen ohnehin einige Tage, bevor ich in Paris angelangt ſein werde.“

„Wie?“ rief der Arzt, halb erſchreckt, halb ärgerlich. „Sie gedenken die Reiſe in Ihrer gewöhnlichen Weiſe fortzuſetzen?“

„Gewiß!“ antwortete der Kranke. „Wie ſonſt?“

„Aber dann ſtehe ich für nichts.“

„Hm, mein Zuſtand iſt alſo in der That ein ernſter?“

„Gewiß iſt er das, und es ſteht ganz in Ihrem Belieben, ihn zu verſchlimmern oder erträglicher zu geſtalten. Nun, thun Sie, was Ihnen gut dünkt, ich habe Sie gewarnt!“

Nach dieſen in ärgerlichem Tone geſprochenen Worten wollte ſich der Arzt entfernen. Roſſini hielt ihn zurück. „Noch eine Frage, Doktor. Ich muß alſo einige Tage hier bleiben?" fragte er kläglich.

„Es wäre wenigſtens gut, wenn Sie es thäten. Wenn Sie aber durchaus reiſen müſſen, dann ſetzen Sie wenigſtens ihren erſchöpften Körper nicht Anſtrengungen aus, denen er nicht mehr gewachſen iſt, und reiſen Sie wie andere vernünftige Menſchen."

„Das heißt?"

„Das heißt, daß Sie ſich der Eiſenbahn bedienen ſollen. Im entgegengeſetzten Falle werden Sie Paris nicht lebend erreichen. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

„Es iſt gut, Doktor, ich werde Ihren Rath befolgen und Ihnen zu Liebe von meiner Gewohnheit abweichen."

„Sagen Sie beſſer: ſich zu Liebe, das iſt das Richtigere."

Damit entfernte ſich der Arzt.

Der Künſtler war in der That diesmal feſt entſchloſſen, ſich zu ſeiner Weiterreiſe nach Paris der Eiſenbahn zu bedienen, denn die Worte des Arztes hatten ihn erſchreckt. Nachdem er einen Tag in Aix geruht hatte und er ſich wieder fieberfrei fühlte, ließ er ſich in ſeinem Wagen nach dem Dorfe Rognac fahren. Dasſelbe liegt von Aix 15 Kilometer entfernt, und die Bahn von Marſeille nach Paris fährt hier vorbei. Gerade in dem Augenblicke, als der Komponiſt in das Dorf einfuhr, näherte ſich dieſem auch der Bahnzug. Roſſini gewahrte von Weitem den aufſteigenden Dampf der Lokomotive, hörte deren Sauſen und dann das ſchrille Pfeifen des einlaufenden Wagenzuges. Da aber war es mit der mühſam erzwungenen Beherrſchung des Künſtlers vorbei, ein heftiges Zittern befiel alle ſeine Glieder, ſein Geſicht wurde todtenbleich und kalter Schweiß perlte auf ſeiner Stirn. Mit vor Aufregung bebender Stimme gebot er dem Poſtillon, ihn wieder nach Aix zurückzuführen und, hier angekommen, legte er ſich ſogleich zu Bett. Am nächſten Tage aber miethete er einen Wagen und legte nun den Weg nach Paris in kleinen Tagereiſen zurück.

Er ſtarb indeſſen trotz der Vorherſage des Arztes nicht infolge der Anſtrengungen dieſer mühſeligen Reiſe, ſondern ſein Zuſtand beſſerte ſich wieder. Bekanntlich endete der Komponiſt ſein Leben

erſt am 14. November 1868 auf ſeinem Landgute in Paſſy bei Paris. Hmn.

Warum ſollen wir durch die Naſe athmen? — Obgleich auch in weiteren Kreiſen bekannt iſt, daß die Naſe und nicht der Mund der von der Natur beſtimmte Eingangskanal für die einzuathmende Luft iſt, ſo wird trotzdem noch immer vielfach die Luft nicht durch die Naſe, ſondern durch den Mund eingeſogen. Der Grund, weshalb die Naſe allein zum Athmen geeignet iſt, liegt in ihrem Bau. Denn während der durch die Mundhöhle geleitete Luftſtrom erſt den hinteren Abſchluß derſelben durchbrechen muß und dann auch noch nicht einmal einen direkten Abfluß in die Luftröhre findet, vermag die Naſe durch die Verbindung ihrer Höhle mit der Oeffnung des Kehlkopfes dem Luftſtrom leicht die angemeſſene Richtung zu geben.

Außerdem machen ſich aber noch andere Umſtände geltend. Nach der engen Oeffnung am Eingang erweitert ſich die Naſenhöhle ziemlich beträchtlich nach oben und außen und geht dann wieder durch eine engere Oeffnung in den Schlundkopf über, in den auch von unten her die Luftröhre mit ihrem oberſten Theile einmündet. Dieſe Einrichtung bedingt es, daß der Luftſtrom durch die Naſe nur verhältnißmäßig langſam hindurchgehen kann, da durch die engere Naſenöffnung die Luft nicht ſo raſch einſtrömen kann, weil ſie erſt die in dem weiteren Naſenraume enthaltene wärmere Luft verdrängen muß. Sie miſcht ſich daher nur allmälig dieſer Luft bei, während in dem gleichen Verhältniß die Luft des Naſenraumes nach dem Kehlkopf hin abfließt. Der Naſenraum kann alſo erſt mit der Zeit durch eine Luft angefüllt werden, die ganz oder annähernd die gleiche Temperatur zeigt, wie die Atmoſphäre, und dieſe Luft kann nicht ſo ſchnell durch die engere Abflußöffnung entweichen, ſondern muß eine gewiſſe Zeit in dem Naſenraum verweilen. Nun befindet ſich aber an der äußeren Wand der Naſenhöhle eine dünne Platte, die „untere Muſchel", wie die wiſſenſchaftliche Bezeichnung lautet, angeheftet, die bei dem Menſchen ſpiralig gerollt in den Hohlraum der Naſe hineinragt. Die Platte iſt mit einer Schleimhaut überzogen, die mit vielen weiten Blutgefäßchen durchſetzt iſt, ſo daß ſie alſo ſehr reichlich mit Blut erfüllt iſt. Wenn nun die Luft

ſich langſam durch den Naſenraum fortbewegt, ſo ſtreicht ſie über die Platte hin und ſie wird durch das in den Blutgefäßen enthaltene Blut erwärmt. Noch deutlicher als beim Menſchen kann man die Bedeutung der dünnen Platte bei den Säugethieren erkennen, bei denen ihr Bau noch zweckentſprechender iſt. Hier iſt ſie theils in vielen Windungen zuſammengerollt, theils auch in viele Blätter zerſpalten, ſo daß ſie faſt ein ſchwammartiges Ausſehen gewinnt. Wir ſind daher berechtigt, in der „unteren Muſchel" einen Erwärmungsapparat für die einzuathmende Luft zu ſehen.

Aber dieſe Platte iſt nicht die einzige Schutzvorrichtung, welche das Eindringen von zu kalter Luft in die Lunge zu verhindern vermag. In einem Theile der Geſichtsknochen befinden ſich nämlich Höhlen, die durch enge Gänge oder Oeffnungen mit dem Luftraum der Naſenhöhle in Verbindung ſtehen und ebenfalls mit Luft gefüllt ſind. Dieſe Verbindungsöffnungen ſind aber ſo angeordnet, daß nur der ausgeathmete Luftſtrom in ſie eintreten kann, nicht aber die eingeathmete Luft. Dieſe Anordnung gibt uns nun einen Hinweis auf ihre Bedeutung für die Athmungsthätigkeit. Der ausgeathmete Luftſtrom wird nämlich dadurch mit der ganzen Kraft ſeiner Bewegung theilweiſe in dieſe Nebenhöhlen hineingedrängt, ſo daß dieſe mit verdichteter warmer Luft gefüllt werden. Hört nun die Athmungsthätigkeit auf, ſo dehnt ſich dieſe Luft wieder aus und hilft den Luftraum der Naſenhöhle ausfüllen. Außerdem wirkt aber noch die Einathmungsthätigkeit anſaugend auf die in den Nebenhöhlen verbleibende Luft, ſo daß dieſe dem eingeathmeten Luftſtrom als Erwärmungsmittel beigemengt wird. Deshalb ſind die Nebenhöhlen der Naſe als Vorrathsbehälter für erwärmte Luft anzuſehen.

Auf dieſen Verhältniſſen beruht es, warum wir durch die Naſe athmen ſollen. Durch die Naſenathmung ſchützen wir uns vor einem guten Theil der ſo gefürchteten Erkältungen, da die durch die Naſenhöhle eingezogene Luft ſchon gut erwärmt den Eingang des Kehlkopfes erreicht, ſo daß eine Schädigung der dieſen Eingang bildenden Stimmbänder vermieden wird. Dafür, daß die Lunge nicht etwa durch zu kalte Luft angegriffen wird, ſorgt dann wieder eine andere Vorrichtung. Tritt nämlich die

Luft durch den Kehlkopf in die Luftröhre und durch sie in die Lunge, so findet sie in ihr noch einen beträchtlichen Vorrath von warmer Luft. Die Lunge entleert im gewöhnlichen ruhigen Athmen mit einer einzelnen Ausathmung nur etwa ein Sechstel ihres Luftgehaltes, so daß etwa fünf Sechstel zurückbleiben. Daher ist das Ein- und Ausathmen nicht sowohl eine vollständige Entleerung und Wiederfüllung der Lunge, sondern vielmehr eine Ventilation der in ihr enthaltenen Luft, so daß erst etwa fünf bis sechs Ausathmungsbewegungen eine annähernd vollständige Erneuerung der Luft in der Lunge bewirken. Die ganze in der Lunge befindliche Luft erwärmt aber jedesmal den neu hinzukommenden kühleren Luftstrom und schützt so das Lungengewebe vor einer etwaigen Erkältung.

Wer gewöhnt ist, durch den Mund zu athmen, hat anfänglich bei der Nasenathmung gewisse Schwierigkeiten zu überwinden. Allein nur ein wenig guter Wille und Ausdauer genügt, um bald die Gewöhnung an die Nasenathmung zu erzielen. Und diese Gewöhnung an die Nasenathmung ist einer kleinen Mühe in der ersten Zeit werth, denn wir gewinnen uns dadurch, wie wir gesehen haben, einen wesentlichen Schutz gegen Erkrankungen der Luftwege. Th. S.

Aprilscherze Peter's des Großen. — Zar Peter der Große (1682—1725) liebte es, seine guten Russen zuweilen recht ordentlich in den April zu schicken, und zwar ohne Unterschied des Standes und Ranges. — So wurde einst am Ersten des April auf „Väterchens" Veranlassung die ganze Hauptstadt in Erregung versetzt durch die Anzeige eines noch nie dagewesenen Theatergenusses, indem ein Akrobat aus Deutschland sich dort zeigen sollte, der eine Kanone mit sammt der Bespannung mit seinem kleinen Finger in die Höhe heben könne. Natürlich suchte Alles, was Sinn für diese „Kunst" besaß, einen Platz sich zu erobern, und als der große Augenblick der Vorstellung herankam, war das Theater so vollgedrängt, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Alles harrte natürlich mit begreiflicher Spannung des Beginnes der Produktion, noch dazu, weil diese Spannung fortwährend vergrößert ward durch die allmäligen Zurüstungen, die stückweise vor den erwartungsvollen Blicken der Zuschauer statt-

fanden, deren Geduld auf eine wahre Folter spannend. Endlich, als die allgemeine Neugier durch diese langsamen Vorbereitungen den höchsten Grad erreicht hatte, und das Publikum unruhig zu werden begann, öffnete sich ein Vorhang, und es schwebte von oben etwas nieder. Der verheißene, begehrte Akrobat? — Bewahre! Aber statt seiner eine Riesentafel an farbigen Seilen, welche als Inschrift und Erklärung nur die vielsagenden Worte trug: „Zum 1. April — Peter."

Noch weit drastischer indessen war ein anderer Aprilscherz Peter's des Großen, welcher auf eine Steigerung dieser „Späßchen", damit sie ihre Zugkraft nicht verloren, sich sehr wohl verstand. Es war in der Nacht zum 1. April 1716, als die ganze Residenz von dem Alarmruf: „Feuer!" widerhallte. Alles fuhr aus dem Schlafe, eine unbeschreibliche Verwirrung griff überall um sich, denn draußen läuteten die Glocken, ertönte Trommelwirbel, sah man den Himmel in rothem Scheine glühen. Zar Peter aber, wie stets an der Spitze, wo es Gefahr gab, rief den ganzen Hofstaat schleunigst zusammen, und wohl oder übel mußten seine Kavaliere seinem Beispiel folgen, und in Sturm und Regen hinaus vor die Thore eilen, wo offenbar des Feuers Herd zu suchen war. — Und wirklich fand man dort einen riesigen Feuerherd, das heißt einen kolossalen Scheiterhaufen, entstanden und entzündet auf Befehl des großen Peter, der, allerhöchst entzückt über das fröhliche Gelingen seines unvergleichlichen „Aprilscherzes", mit großem Vergnügen den mehr oder minder beherrschten Aerger um sich her, die allgemeine Ueberraschung, die bestürzten, verblüfften Gesichter betrachtete. K. R.

Die Macht des Dogen von Venedig war bei Weitem nicht so groß, als man gewöhnlich annimmt; er war kaum mehr als das Werkzeug in der Hand des berüchtigten „Raths der Zehn". — Ueber dreißig Jahre lang hatte der Doge Francesco Foscari seines Amtes gewaltet, da traf den schon hochbetagten Greis ein schwerer Schlag. Sein Sohn Jacopo wurde von dem Rathe der Zehn angeklagt, von Feinden der Republik, namentlich dem Herzoge von Mailand, Filippo Maria Visconti, Geschenke angenommen zu haben. Der Doge selbst mußte den Vorsitz bei diesem Gerichte führen, das über seinen Sohn richten sollte. Derselbe wurde ver-

hört, auf die Folter gespannt und für schuldig erklärt. Der eigene Vater mußte ihm seine Strafe, lebenslängliche Verbannung nach Napoli di Romania, ankündigen. Auf der Reise dahin fiel der junge Mann in Triest in schwere Krankheit; mit Widerstreben gab endlich der Rath der Zehn den Bitten des greisen Dogen nach und wies ihm Treviso zum Aufenthaltsorte an. Bei Todesstrafe durfte er aber die Stadt nicht verlassen und mußte sich jeden Tag beim Gouverneur persönlich melden. Da wird in Venedig ein Mitglied des Raths der Zehn meuchlings ermordet, zufällig befindet sich ein Diener des Verbannten daselbst, man foltert ihn, und als er nichts zu gestehen weiß, läßt man seinen Herrn holen und unterwirft ihn denselben Martern. Sein beharrliches Stillschweigen gilt als ein Zeichen seiner Schuld, er wird, ohne gestanden zu haben, nach Candia verbannt. Vergebens waren seine Bemühungen, sich irgend eine Erleichterung seines traurigen Exiles zu verschaffen. In der äußersten Verzweiflung richtet er ein Schreiben an Francesco Sforza, den damaligen Herzog von Mailand, und bittet ihn — den Staatsfeind — um seine Verwendung bei der venetianischen Regierung. Dieser Brief kam, man weiß nicht auf welchem Wege, in die Hände seiner Richter. Sofort ging eine Galeere ab, um ihn zurückzuholen und in die berüchtigten Bleigefängnisse zu führen. Zum dritten Male unterwarf man ihn den Folterqualen, völlig zwecklos, denn die Thatsache seiner Schuld lag ja offen vor Aller Augen. Keine andere Antwort war aus ihm herauszupressen als die, daß er zu diesem äußersten Mittel nur gegriffen, um noch einmal seine Gattin, seine Kinder und seine Eltern umarmen zu können, da man ihn, wie er vorausgesehen, nach Venedig zurückbringen würde. Das Verbannungsurtheil wurde bestätigt und durch die Strafe einer langen Haft am Verbannungsorte noch verschärft, dann erlaubte man ihm, Abschied zu nehmen von seiner Familie. In einem der großen Säle des Dogenpalastes war es ihm vergönnt, zum letzten Male in diesem Leben seine greisen Eltern, seine Gattin und seine vier Kinder zu sehen. Weinend streckte er ihnen die von der Folter verrenkten Hände entgegen und beschwor sie, alle ihre Kräfte aufzubieten zur Linderung seines Urtheilsspruchs. Da sagte sein alter Vater mit zitternder Stimme: „Nein, mein Sohn, habe Achtung vor Deinen Richtern und unterwirf Dich der Signoria ohne Murren!“ —

Einige Zeit darauf entdeckte man den wahren Urheber jenes Meuchelmordes, aber zur Sühnung des himmelschreienden Unrechts war es zu spät: Jacopo Foscari war bereits in seinem Gefängnisse gestorben.

Der alte Doge hatte den Leidenskelch noch nicht geleert. Daß er sich in die Einsamkeit zurückzog, daß er, verzehrt von Gram, niedergedrückt vom Alter, jetzt nicht mehr an den Rathsversammlungen Theil nahm, erregte das Mißfallen der Zehnmänner, sie setzten seine Absetzung durch. Francesco Foscari verließ den Palast, den er 35 Jahre lang bewohnt. Eine Bekanntmachung des Raths der Zehn verbot dem erregten Volke bei Todesstrafe jedes Gespräch über diesen Gegenstand. Als am 30. Oktober 1457 die Glocken von San Marco die Wahl des neuen Dogen verkündeten, da brach Francesco Foscari todt zusammen. D.

Wein- und Lachkünstler. — Man sollte meinen, daß es nichts Natürlicheres, nichts Unnachahmlicheres geben könne, als Weinen und Lachen, daß beides nur bei einer entsprechenden Gemüthsbewegung möglich sei und doch wurde beides, Weinen ebenso gut wie Lachen, jeder Zeit gefälscht, wie in früheren Jahrhunderten die Münzen, wie heute die Banknoten, und diese Fälschung ist unter Umständen vielleicht gefährlicher, als die von Geld und Geldeswerth. Es gibt Frauen, die lachen und weinen können, sobald sie nur wollen. Aber dies ist ein angeborenes, dem weiblichen Geschlechte eigenthümliches Talent, das noch weit entfernt ist von wahrer Kunst. Es ist nicht viel mehr als schauspielerisches Talent, Komödie in das Leben hinein versetzt. Diese Art von Frauen weint und lacht nicht wirklich, sondern macht nur den Eindruck zu lachen und zu weinen und vermag deshalb nur Leichtgläubige oder Verliebte zu täuschen.

Die Kunst beginnt dort, wo die Nachahmung zur Natur wird und von derselben nicht mehr zu unterscheiden ist. Sie ist fähig, ein wirkliches, herzliches Lachen hervorzubringen und ein ebenso wahrhaftes Weinen, wirkliche Thränen, welche die Wangen herabperlen, genau so wie die echten und die trotzdem ein Produkt der Kunst sind.

Eine berühmte Weinkünstlerin war die schöne Gräfin Bertoletti. Eine geborene Italienerin und an einen italienischen Hof-

mann am kaiserlichen Hofe zu Wien verheirathet, im Besitze aller Reize, welche die Natur einem Weibe nur zu geben vermag, hatte sie doch erkannt, daß ihr höchster Reiz in ihren Thränen lag. Ein paar Triumphe, welche sie weinend errang, der Sieg ihrer natürlichen Thränen veranlaßte sie, sich diesen Reiz zu sichern, und sie gewann nach und nach eine so vollständige Herrschaft über ihre Thränendrüsen, daß sie weinen konnte, sobald sie nur wollte, jedesmal, wenn es irgend einen großen Coup auszuführen galt.

Die Gräfin war von Verehrern umschwärmt und spielte eine tonangebende Rolle sowohl am Hofe, wie in Bezug auf die Mode. Nur Eines störte ihre Cirkel, verbitterte ihr den Genuß der Macht und des Einflusses, welche sie ihrer Schönheit dankte, und das war die Antipathie, welche Kaiser Joseph II. gegen sie hatte. Sie hoffte jedoch, daß es ihr dennoch gelingen werde, den Kaiser zu bezaubern, und zwar mit Hilfe ihrer Thränen, da sie wußte, daß sie unwiderstehlich war, sobald sie zu weinen begann.

Um jene Zeit wurde der kaiserliche Augarten in Wien von dem Kaiser für das ganze Volk geöffnet und über seinem Thore die schöne Inschrift angebracht: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer." An dem Tage, wo der Garten das erste Mal dem Publikum offen stand, erschien der Kaiser und der ganze Hof im Augarten, um an der Freude der Wiener, welche in hellen Schaaren herbeiströmten, theilzunehmen. Die Gräfin Bertoletti fand hier unerwartet die so lang ersehnte Gelegenheit, die Wirkung ihrer Thränen auf den Kaiser zu erproben.

Unter anderen Besuchern nahte ein alter Invalide mit einem Stelzfuß, dem überdies der linke Arm fehlte, geführt von seiner Enkelin, einer hübschen niedlichen Blondine, und umgeben von seiner ganzen Familie. Der Kaiser näherte sich ihm in seiner leutseligen Weise und sprach ihn an.

In demselben Augenblick trat die Gräfin Bertoletti heran und reichte dem Invaliden, ohne ein Wort zu sprechen, ihre mit Gold gefüllte Börse. Zu gleicher Zeit füllten sich ihre Augen mit Thränen und dieselben rollten, großen leuchtenden Perlen gleich, die zarten Wangen der schönen Frau hinab. Kaiser Joseph sah sie in diesem Augenblick an und war vollständig bezaubert.

Ja er, der bisher jedem Verkehr mit der schönen Frau ausgewichen war, wurde nun ihr wärmster Freund und Verehrer, und die Gräfin gewann, so weit es bei diesem Feuergeist und selbstständigen Charakter möglich war, großen Einfluß auf ihn.

Ich kannte eine Dame der Berliner Gesellschaft, welche die Thränen gleichfalls sehr geschickt als Schönheitsmittel zu benützen verstand. Wie andere Damen mit dem Fächer spielen, um ihre schöne Hand zu zeigen, Schlittschuh laufen, um ihre kleinen Füße in das richtige Licht zu setzen, so vergoß sie Thränen bei einer rührenden Scene im Theater, im Salon, wo ein Lied gesungen wurde, das zum Herzen sprach, wenn ein rührender Vorfall erzählt wurde und dann, wie wenn sie sich ihrer Rührung schämte, begann sie durch den feuchten Schleier hindurch zu lächeln, und es war um Denjenigen geschehen, dem es galt.

Auf der Bühne waren die italienische Tragödin Ristori und die Heroine des Wiener Burgtheaters, Frau Wolter, als Weinkünstlerinnen berühmt. Ein berühmter Lachkünstler war dagegen Baumeister. Wenn er im Wiener Burgtheater als Götz von Berlichingen in der Gerichtsscne sich breitschultrig vor den Rathstisch hinstellte und laut und herzlich zu lachen begann, so war es mit der sonst so streng beachteten Etikette im Hof- und Burgtheater vorbei und das ganze Publikum, selbst jenes der Logen, lachte mit. Ein russischer Lachkünstler wieder errang seine Erfolge auf dem Hofparquet.

Zar Paul, der launenhafte Despot, welcher so viele neronische Züge an sich hatte, liebte es zuweilen, Witze zu machen. Jedesmal, wenn er guter Laune war, verzweifelten seine Höflinge, denn sie wußten niemals, ob sie ernst bleiben oder lachen sollten. Da Alle vor den unberechenbaren Stimmungen des Kaisers zitterten, so herrschte jedesmal Grabesstille bei den lustigsten Wendungen und Bemerkungen des unglücklichen Despoten. Da fand sich endlich eines Tages ein Tollkühner. Es war ein Herr v. Korff, ein Kurländer, der den Muth hatte, als der Kaiser wieder einmal einen Witz machte, zu lachen. Erst hielt er sein Taschentuch vor den Mund, dann kehrte er das Gesicht der Wand zu, und als der Zar, der gerade guter Laune war, über die Wirkung seines Witzes erfreut auf ihn zutrat und ihn fragte: „Korff, was

haben Sie denn?" brach er los, und das helle Lachen, mit dem er die Anderen fortriß, machte ihn sofort zum Günstling des Kaisers. Es war jetzt gleichsam sein Amt, jedesmal, wenn der Kaiser eine lustige Bemerkung machte, zu lachen, und er lachte so köstlich, so hinreißend, daß der ganze Kreis jedesmal fröhlich einstimmte, und Zar Paul, welcher sehr eitel war, mehr und mehr die Ueberzeugung gewann, daß er in der That der witzigste Kopf seines Reiches sei.

Der größte Wein- und Lachkünstler jedoch war der Pariser Lagrange. Er versah fast ein halbes Jahrhundert hindurch das Amt eines Chatouilleur oder „Kitzlers" in den Pariser Theatern, insbesondere bei bedeutenden Erstaufführungen. Selbstverständlich hatte auch er seine Schule durchgemacht und erst nach und nach die volle Meisterschaft errungen. Auf dem Höhepunkte seiner Thätigkeit war er ein vollendeter Künstler in seinem Fach, der absolut keinen Nebenbuhler hatte. Er konnte jeden Menschen, den größten Hypochonder, den feierlichsten Moralprediger, jedes Publikum, das kälteste und zurückhaltendste, zum Weinen und zum Lachen bringen, sobald er nur wollte.

In rührenden Stücken, in Trauerspielen, hatte er seinen Platz stets an einer Stelle, wo ihn Niemand beobachten konnte, wo ihn aber das ganze Haus vernehmen mußte und dann, wenn eine Scene kam, die halbwegs ergreifend war, dann hörte man ihn erst seufzen und dann sich schneuzen. „Sein Schneuzen," sagt ein Zeitgenosse, „war geradezu hinreißend". Dann, mitten in der lautlosen Stille schluchzte er auf, und dieses Schluchzen steigerte sich manchmal langsam fast bis zum Weinkrampf. Mehr und mehr hörte man überall die Leute sich räuspern, die Damen nahmen die Taschentücher zu Hilfe, kein Auge blieb trocken, und wenn schließlich Lagrange zu klatschen begann, dann brach ein Beifallssturm los, den Autor und Direktor allein niemals zu Stande gebracht hätten.

In Lustspielen und Vaudevilles begann er in komischen Scenen mit einem unterdrückten Lachen, das mehr wirkte, als es ein lautes provocirendes vermocht hätte. Es galt ja erst das Publikum zu sondiren und zu stimmen. Dann kam ein Kichern, das wirklich wie ein Kitzeln auf die Nerven wirkte. Bald lachten

mehrere Naive mit. Nun wurde Lagrange kühner, er lachte und lachte wieder, er trillerte wie eine Nachtigall, er gurrte wie eine Taube, immer mehr Leute schlossen sich ihm an, bis er endlich losbrach und das ganze Publikum mit ihm. Es gab keine Zurückhaltung mehr, sobald Lagrange im geeigneten Moment laut zu lachen begann. Dann war aber auch der Erfolg des Stückes entschieden, und in dem nächsten Akt lachte das Publikum, auch ohne daß Lagrange sich besonders anzustrengen brauchte; es genügte, wenn er dasselbe ab und zu ein wenig kitzelte.

Aber um solche Wirkungen hervorzubringen, genügte es nicht, ein Wein- und Lachkünstler zu sein, der seines Gleichen sucht, dazu gehörte auch viel Geist und ein Geschmack, ein gesunder Sinn, welcher jederzeit das Richtige traf. Lagrange erlitt niemals im Theater eine Niederlage, weil er immer genau wußte, an welcher Stelle er das Publikum provoziren durfte, in welchem Moment er ohne Gefahr beginnen konnte, zu weinen oder zu lachen. Seinen höchsten Triumph feierte er im Ambigutheater. Er hatte gewettet, daß er in einem ernsten, rührenden Stück das Publikum zum Lachen bringen werde. Und wirklich, es gelang ihm so vollständig, daß bei den rührendsten Scenen ein Sturm von Heiterkeit durch das volle Haus brauste. Lagrange gewann die Wette, allerdings zum Schaden des Autors und des Direktors, die ihm für diese Kunstleistung die Thüre wiesen. S.-M.

Friedrich der Große citirt einen Geist. — Eines Tages lenkte der König bei der Tafel das Gespräch auf Geistererscheinungen und auf die Möglichkeit, sie herbeizurufen. Man behauptete, daß diese Kunst sehr zu bezweifeln sei und nur auf Täuschung beruhe, Friedrich aber meinte, die Sache sei nicht so ganz unzuverlässig, und es gebe wirklich Personen, welche diese Kunst verständen. Er selbst verstehe sie, habe aber nie Gebrauch davon gemacht, weil es wenige Personen würden ertragen können, einen Geist zu sehen.

„Nicht wahr, mein lieber Graf," wendete er sich an den Grafen Z. „Er würde artig laufen, wenn ich Ihm einen Geist zeigte?"

„Verzeihen Eure Majestät," erwiederte dieser; „Sie wissen nur zu gut, daß mir das Herz am rechten Orte sitzt; ich denke es

durch Proben bewieſen zu haben, und ich werde mich vor nichts fürchten, wenn man mir auch den Teufel ſelbſt zeigte."

Der König lächelte und verſicherte mit vieler Beredtſamkeit, es ſei keine Kleinigkeit, einer Geiſtererſcheinung beizuwohnen. Ein anderer Gaſt, dem der König die Rolle, welche er bei dieſem Spaße ſpielen ſollte, ſchon vorher aufgetragen hatte, fing nun an, dringend zu bitten, der König möchte ihnen doch eine Probe von dieſer ſo großen Kunſt zeigen. Der Graf Z. ſtimmte mit bei, und endlich erklärte ſich der König bereit, er wolle es zwar thun, heute ſei es aber zu ſpät; morgen nach der Tafel würde er die Geſellſchaft einen Geiſt ſehen laſſen.

Am folgenden Tage, gegen das Ende der Mahlzeit, erinnerte einer der Gäſte den König an ſein Verſprechen. Nachdem die Tafel aufgehoben war, ließ der König alle Bedienten hinausgehen, nahm dann einen kleinen ſchwarzen Stab, ſagte einige unverſtändliche Worte und machte mit dem Stabe verſchiedene Kreiſe in der Luft und auf der Erde. Dann befahl er dem Grafen Z., die Thür zum nächſten Zimmer zu öffnen. Kaum war dies geſchehen, ſo fuhr der Graf vor Schrecken zurück, ward blaß und konnte kein Wort ſprechen. Er ſah in dem geöffneten Zimmer ſeine eigene Gemahlin, weiß gekleidet, mit langſamen Schritten einhergehen, ſtille ſtehen und ihn ſcharf anblicken. Der Graf wußte zuverläſſig, daß ſeine Gemahlin an einem viele Meilen entfernten Orte war, und es war ihm alſo unbegreiflich, daß ſie nun hier ſein ſollte. Der König hatte aber die Gräfin mit Extrapoſt nach Sansſouci holen und für dieſe Scene vorbereiten laſſen.

Nachdem Friedrich den Grafen lange genug in Erſtaunen gelaſſen hatte, ſagte er: „Nun, wie ſteht es mit Seiner Herzhaftigkeit? Gehe Er doch hin und umarme Er den Geiſt, der Ihm wohl bekannt ſein muß. Ich habe Ihn ſchonen wollen, deshalb zeigte ich Ihm einen vertraulichen Geiſt."

Der Graf ging endlich, auf wiederholten Befehl des Königs, auf ſeine Gemahlin zu und ward nun überzeugt, daß ihm der König einen drolligen Streich geſpielt hatte. C. T.

Allerlei von der Seekrankheit. — Die Seekrankheit durch Schwindel (vertigo) zu erklären, iſt nicht gerechtfertigt. Es gibt Menſchen, die vollkommen ſchwindelfrei ſind, das Schaukeln ſehr

gut vertragen, sich ohne Gefahr am Rande eines Abgrundes, auf einem schmalen Steg, auf einem hohen Gerüst bewegen, aber dennoch an Bord eines Schiffes nicht einmal auf die Wellenbewegung blicken, das Kielwasser nicht anschauen können, ohne seekrank zu werden. Daß aber Schwindel (in der Bedeutung „Humbug") auch in der Seekrankheit eine Rolle spielt, erfuhr man vor Kurzem auf der Linie Ostende-Dover, wo zwei elegante Damen auffallend stark von dem Uebel befallen wurden und ihnen ein Arzt durch Pülverchen half, so daß sie in kürzester Zeit vollkommen ruhig wurden, ihr Beefsteak mit Appetit verzehrten, Sherry tranken und Cigaretten rauchten. Die Folge davon war, daß alle Augenzeugen dieser magischen Wirkung die Medicin kauften und sich für die Zukunft durch die Auslage von vier Schilling und sechs Pence gegen das Leiden gefeit glaubten, bis es sich nach einiger Zeit herausstellte, daß jene Damen vom Arzte bezahlt waren, um die Komödie der plötzlichen Kur an Bord zu spielen, und der falsche Medicinmann gute Geschäfte gemacht hatte.

Eine Dame, der man als Mittel für die Seekrankheit gerathen hatte, sich während der Reise nach Amerika zu verlieben, fand dieses Heilmittel richtig an Bord und blieb während der Fahrt seefest. Sie heirathete dann den Retter in Amerika. Auf der Rücktour nach Europa aber wurde sie seekrank — das Mittel hatte an Kraft verloren.

Bei einer Fahrt von Triest nach Venedig renommirten zwei junge Damen mit ihrer Seefestigkeit und hielten wirklich trotz bewegter See bis zur Einfahrt am Lido aus, wo die Rollbewegungen des Dampfers aber doch zu heftig wurde, um ohne ein kleines Uebelbefinden abzulaufen. Die Eine von ihnen suchte sich durch ihr Taschentuch zu decken und warf endlich dieses, das allerdings kaum mehr brauchbar war, in's Meer. Tags darauf fand im Hotel ein Diner statt. Ein riesiger Barsch zierte den Tisch, und als ein Herr sich erbot, ihn regelrecht zu zerlegen, kam das gestern geopferte Taschentuch zum Vorschein — natürlich ein von der Kammerjungfer verschafftes Battisttuch, das, unter die Citrone, die der Fisch im Maule hielt, hineingestopft, als „Taschentuch des Polykrates" viel Aufsehen und Gelächter erregte, um so mehr,

als die Dame gehofft hatte, daß Niemand das Wegwerfen des Tuches bemerkt hätte.

Heinrich v. Littrow erzählt die unvergeßliche, geistvolle, hierher sehr gut passende Signalkonversation, die bei der Eröffnung des Suezkanals zwischen den beiden österreichischen Kriegsdampfern „Elisabeth" und „Greif" geführt worden ist. Die See war damals vor Jaffa sehr bewegt, als sich Kaiser Franz Joseph auf der Yacht „Greif" mühsam einschiffte, während der Minister Graf Beust an Bord des Dampfers „Elisabeth" die Ueberfahrt nach Alexandrien machte. Während der Tour fand sich der Kaiser zu einer Anfrage mittelst Flaggensignale, mit denen man Alles sagen kann, bewogen, wie es denn den Passagieren an Bord der „Elisabeth" ginge, da er wußte, daß unter diesen auch der eben nicht sehr seefeste Minister war. Die Antwort von der „Elisabeth" lautete: „Ave, Caesar, morituri te salutant — Heil Dir, Kaiser, die Sterbenden grüßen Dich," der bekannte Gruß der römischen Gladiatoren beim Einmarsch in den Cirkus vor der Imperatorenloge. Der Kaiser ließ diesen Gruß der „sterbenden" Fechter mit dem Signale beantworten: „Requiescant in pace — mögen sie in Frieden ruhen." Bei der Ankunft in Port Said waren aber die Armen glücklich wieder vollkommen hergestellt und dinirten und tanzten in voller Lebenslust bei dem glänzenden Feste, das der Khedive veranstaltet hatte. Dr. A. B.

Ein Frauenasyl. — Ein Gebot Mohammed's besagt, daß die Frauen, wenn sie von ihren Gatten mißhandelt werden, das Recht haben, Jene zu verlassen, und sich selbst einen Zufluchtsort zu wählen, welchen der Mann nicht betreten darf. Dieser Ausspruch des Propheten hat die türkischen Frauen dazu gebracht, eine Art von Asyl zu errichten, wo sie sich hinflüchten. Es ist dies das acht Kilometer östlich von Schumla liegende Dorf Madara, in welchem gegen dritthalbtausend Frauen leben. Die Erste, welche sich hierher flüchtete, war Fatime, eine Verwandte Mohammed's selber. Von ihrem Gatten Abubekr verstoßen, gelang es ihr, nach Bulgarien zu entkommen, und sie wählte sich hier in der Nähe von Schumra — dem heutigen Schumla — ein einzeln stehendes Häuschen zu ihrem künftigen Aufenthaltsorte. Bald gesellten sich mehrere Schicksalsgenossinnen zu ihr, und es entstand eine förm-

liche Frauenrepublik, deren Mitglieder sich im Waffenhandwerk übten, um gegen feindliche Ueberfälle des umwohnenden Mischvolkes der Bulgaren gesichert zu sein. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts zählte die zu einem Dorf herangewachsene Kolonie — welche Madara genannt worden — gegen 400 Bewohnerinnen. Nach Einverleibung Bulgariens in das türkische Reich schien es, als ob dem Dorfe der Untergang drohen würde, allein Sultan Mohammed II. befahl 1478 durch einen besonderen Irade, daß Madara und alle sich dorthin flüchtenden Frauen, sofern sie dem Islam treu blieben, für ewige Zeiten sich des kaiserlichen Schutzes zu erfreuen haben sollten. Außerdem wurden den Bewohnerinnen des Dorfes beständige Abgabenfreiheit und unbeschränkte Freiheit in ihrem Thun und Lassen, sofern dies nicht gegen die Gesetze des Korans verstieße, zugesichert. Diese Gerechtsame ist den Madarainnen denn auch in vollem Umfange erhalten geblieben. Sie leben in Gemeinschaft, zahlen noch gegenwärtig nicht die geringsten Steuern und tragen keinen Schleier, obwohl sie sich zu der türkischen Religion bekennen. Madara ist der Zufluchtsort für jede unglückliche Ehefrau. Daher finden sich hier Frauen aus allen Gesellschaftsklassen und aus allen Theilen des ottomanischen Reiches zusammen. Hmn.

Die New-Yorker „Rothkappen“. — In New-York gibt es eine Einrichtung, welche meines Wissens in keiner anderen Stadt existirt, sich aber im Laufe der Jahre recht bewährt hat. Wer die Metropole des amerikanischen Ostens einigermaßen kennt, der bemerkt häufig uniformirte Leute, die durch ihre rothen Helme auffallen. Sie verfügen sich beim Ausbruch eines Brandes, worüber ihnen sofort Nachricht zugeht, wie der Feuerwehr, in eigenen Gefährten im Galop nach der Brandstätte, entnehmen ihren Wagen ganze Ladungen von Theerdecken und schleppen diese in die brennenden Gebäude, um deren werthvollsten Inhalt nicht gegen die Flammen, sondern gegen das Wasser zu schützen, welches zum Löschen verwandt wird und oft mehr Schaden anrichtet, wie das Feuer. Um die Löscharbeiten kümmern sie sich im Allgemeinen nicht, sondern nur um Rettung des Eigenthums, zu welchem Zwecke sie von den Versicherungsgesellschaften und nicht von der Stadt angestellt sind und bezahlt werden. Dies schließt natürlich nicht

aus, daß sie im Nothfalle auch anderweitige Hilfe leisten und namentlich zur Rettung von Personen beizutragen suchen. In New-York werden diese Leute allgemein „Rothkappen" genannt.

Das Korps ist aus kleinen Anfängen hervorgegangen und hat sich erst im Laufe der Jahre zu dem ausgebildet, was es heute ist. Der erste Versuch zur Schaffung einer solchen „Rettungspolizei" datirt aus dem Jahre 1835, in welchem die Feuerversicherungs-Gesellschaften vier Personen mit einem jährlichen Gehalt von je 250 Dollars anstellten, denen sie die Pflicht auferlegten, bei allen Bränden zugegen zu sein, um das Interesse der Gesellschaft durch Rettung versicherter Gegenstände wahrzunehmen. Der kleine Anfang stellte sich bald äußerst nutzbringend heraus, so daß man sich schon nach vier Jahren bewogen fand, die Organisation auf vierzig Mann zu vermehren, nachdem sich sämmtliche Gesellschaften verpflichtet hatten, zur Erhaltung derselben beizutragen. Die Kosten für die Mannschaften beliefen sich auf etwa 18,000 Dollars im ersten Jahre der Verstärkung. Dabei beschränkte sich ihr Dienst auf den eigentlichen Geschäftstheil der Stadt, wurde jedoch schon nach weiteren fünf Jahren ausgedehnt. Heutzutage existiren fünf verschiedene Patrouillenbezirke, die im Ganzen einen Bestand von 130 Köpfen an Offizieren und Mannschaften aufweisen.

Seit Jahren ist übrigens diese Rettungspolizei gesetzlich autorisirt, in jedes Gebäude zu dringen, in welchem es brennt, oder worin Feuer vermuthet wird, um erstlich die Interessen ihrer Brodgeber wahrzunehmen und sich eventuell auch anderweitig nützlich zu machen. Hiermit wurde zugleich bestimmt, daß alle Versicherungs-Gesellschaften, welche in New-York existiren, nach Verhältniß ihrer Einnahmen zum Unterhalt dieses Instituts beisteuern müssen.

Die einzelnen Stationen haben in Betreff ihrer Unterbringung viel Aehnlichkeit mit den Depots der Feuerwehr, mit der selbstverständlich ja auch ein gewisser Zusammenhang bestehen muß. Ein vierstöckiges Gebäude dient zur Aufnahme, in welchem unten Stallung für die Pferde und Räume für die Wagen und sonstigen Geräthschaften vorhanden sind. Als Hauptausrüstung dienen die schon erwähnten Theerdecken, die stets in großer Zahl gelagert sind.

In der ersten Etage des Gebäudes befinden sich die Bureau-, Wohn- und Schlafzimmer für die Offiziere, sowie die Schlafsäle für die Mannschaften. Die zweite Etage ist als Wohnraum für die Leute und als Werkstätte eingerichtet, während man den obersten Stock als Trockenraum für die neuen Decken bestimmt hat, welche von den Mannschaften selbst gefertigt werden. Aus den Schlafsälen führen Sprossenständer in die unterste Etage, so daß die Leute beim ersten Glockenzeichen im Nu bei den Wagen sein können. Die Wagen ähneln den Feuerwehrfuhrwerken, die Leute stehen auf breiten eisernen Fußbrettern während der Fahrt. Die Theerdecken befinden sich in eisernen Behältern, ebenso führt man Aexte, Rettungsleitern und sonstiges nothwendiges Material mit. Daß der Dienst der Rothkappen kein leichter ist, liegt in der Natur der Sache, das Aufreibendste bleibt dabei die fortwährende Bereitschaft, eine Situation, die sich jedenfalls nicht für nervöse Personen eignet. O. v. Briesen.

Nur immer deutlich! — Eines Tages trat der Generalintendant des Kasseler Hoftheaters zu dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm in's Audienzzimmer und unterbreitete zur Genehmigung das Repertoire für die nächstfolgende Woche. Plötzlich ruhte der Allerhöchste Blick längere Zeit auf dem Titel einer Novität, welche ihm fremd war.

„Was ist das?" fragte der Kurfürst auf das eine der Stücke zeigend.

„Ein neues Schauspiel von G. zu Puttlitz, ‚Das Testament des Großen Kurfürsten', königlicher Hoheit aufzuwarten."

„Gut! Aber was behandelt das Stück?"

„Es ist die Erbfolgefrage, welche nach dem Tode des Großen Kurfürsten von Brandenburg dadurch entstanden sein soll, daß es hieß, es wäre ein Testament vorhanden, nach welchem das Reich unter alle Kinder des Kurfürsten getheilt und also zersplittert werden solle. Diesen Vorwurf behandelt das Stück. Dürfen wir es geben, königliche Hoheit?"

„Ja, gewiß! Aber setzen Sie auf den Zettel: ‚Testament des Großen Kurfürsten von Brandenburg', sonst glauben die Leute, die den Titel lesen, es handle sich um *mein* Testament!"

—dn—

Ein interessantes Experiment. — Man weiß seit langer Zeit, daß selbst die dem Verderben am meisten ausgesetzten Nahrungsmittel durch Gefrieren lange Zeit hindurch erhalten werden können. In den arktischen, den Nordpolregionen, wo die natürliche Temperatur dieses Verfahren begünstigt, bildet das Gefrieren die gebräuchliche Methode, um namentlich Fleisch oft monatelang aufzuheben, wie es gerade der Bedarf mit sich bringt. Die Einführung des künstlichen Gefrierens hat diese Methode des Aufbewahrens mit größerem oder geringerem Erfolg auch südlichen Breiten zugänglich gemacht. Besser aber werden die Nahrungsmittel dadurch nicht.

Eine Probe dieser Aufbewahrungsfrage ward kürzlich zu einem interessanten Abschluß gebracht. Herr Edwald R. Bell in New-York gab nämlich seinen Freunden in seiner Wohnung ein Mittagsmahl, und zwar hauptsächlich, um die Genießbarkeit eines Truthahns zu untersuchen, der vor zehn Jahren getödtet und seitdem in gefrorenem Zustand erhalten worden war, während welcher Zeit er sich im Gewahrsam einer der Gäste befand. Der Truthahn, welcher als eines der Gerichte zubereitet war, ward vollkommen in Gestalt und ohne jeden äußerlichen Makel befunden, sein Fleisch aber war äußerst fade und entbehrte total jenes saftigen Gehaltes und Wohlgeschmacks, die einem frisch gebratenen Truthahn eigen sind. Das Fett und der Saft waren ganz geschwunden, nur Knochen und Muskelfasern zurücklassend, so daß das allgemein herrschende Urtheil über den Minderwerth gefrorener Produkte überhaupt durch dieses interessante Experiment seine volle Bestätigung fand. B. Fr.

Chinesisches Theaterpublikum. — Erstaunlich ist die Geduld und Ausdauer, welche die Chinesen hinsichtlich ihrer Theater an den Tag legen. So wurde in Tschung-king-fu unlängst ein neues Stück aufgeführt, dessen erster Akt Morgens um sieben Uhr seinen Anfang nahm und um sieben Uhr Abends zum Abschlusse gelangte. Während dieser ganzen Zeit hatte man nur zehn Minuten Pause zur Einnahme von Erfrischungen gehabt. Um sieben Uhr dreißig Minuten sollte dann der zweite Aufzug beginnen, um bis gegen Tagesanbruch zu dauern, wobei indeß das anwesende Publikum den Saal räumen und neuen Zuschauern Platz machen sollte. Die Leute waren aber so sehr an dem Spiele interessirt,

daß sie dessen sich weigerten und einen ungeheuren Spektakel machten, weshalb die Polizei herbeigerufen wurde, die endlich die Unermüdlichen fortjagte. W. H.

Adel und Bürgerthum. — Der bekannte Geschichtsschreiber v. Hormayr erzählt, daß ein Graf Stadion, sonst ein tüchtiger Patriot, vor Zorn außer sich gewesen sei, wenn es ihm einmal passirte, in den Gesellschaften der Wiener Hofburg einen Bürgerlichen anzutreffen. Bei solchen, damals noch viel verbreiteten Gesinnungen des Adels gegen das Bürgerthum, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn im Jahre 1848 im Frankfurter Parlament der Antrag gestellt wurde, den Adel ganz aufzuheben, ja, wenn ein weiterer Vorschlag des Revolutionsjahres dahin ging, auf eine ganz eigenthümliche Art dem Adel eine Todeswunde zu versetzen. In allem Ernste wurde nämlich vorgeschlagen, daß man die Verbrecher, die Sträflinge und Zuchthäusler, in Masse adeln solle. Mit lebenslänglichem Zuchthaus bestrafte Verbrecher sollten von nun an als Grafen figuriren, gewöhnlichere Zuchthäusler sollten auf den Titel eines Barons gerechte Ansprüche haben, und ein armer Schlucker, beim ersten Ausfluge auf fremdes Eigenthum ertappt, sollte mit dem bloßen „von" davonkommen. Mit so vielen Anträgen liegt auch dieser, übrigens nicht im Geringsten ironisch gemeinte Antrag in den Akten des Frankfurter Parlaments begraben. Dr. W.

Drastischer Bescheid. — Zu dem bekannten Geheimrath Dr. Heim in Berlin, der neben seiner großen Tüchtigkeit auch durch seine knappen und drastischen Antworten vor Hoch und Niedrig bekannt geworden ist, kam einst die junge Gräfin v. Z., die einige Wochen zuvor ein Söhnchen bekommen hatte. Der Arzt wurde von der Dame durch stets erneute Fragen geplagt, was man noch Alles für den kleinen Sprößling beschaffen und mit Nutzen verwenden könne. Noch an der Thür blieb sie stehen und sagte: „Nur noch Eines, lieber Geheimrath."

„Bitte, reden Sie, aber fassen Sie sich kurz, Frau Gräfin."

„Sagen Sie, Herr Geheimrath, wie wär's mit Eselmilch für meinen Kleinen? Wofür ist denn Eselmilch gut?"

„Für junge Esel!" versetzte der alte Heim ruhig, worauf sich die Gräfin eiligst entfernte. —dn—

Künſtlerlaune. — Die gefeierte Sängerin Catalani († 1849) kam im Jahre 1826 auch nach München, um hier zu ſingen, doch brachte eine Künſtlerlaune die Münchener um den Genuß, die weltberühmte Sängerin zu hören. Dieſelbe ging nämlich des Morgens in die Kirche und ſetzte ſich eigenmächtig in die Loge der königlichen Prinzeſſinnen. Obwohl der Hof ſelbſt über dieſes ungebührliche Benehmen hinwegſah, ſo konnte es doch der dienſtthuende Kammerherr nicht unterlaſſen, die Sängerin zu bitten, dieſe Loge zu verlaſſen und ſich anderswo Platz zu ſuchen. Dieſe Zurechtweiſung erzürnte die Catalani maßlos, und da ſie gerade an demſelben Tage bei der Königin Audienz hatte, beklagte ſie ſich bei derſelben und behauptete, dieſer Vorfall habe ſie ſo angegriffen, daß ſie nicht ſingen könne und auch nicht ſingen werde, überhaupt den Münchener Boden nie mehr betreten wolle.

Sie hielt Wort und ſang nicht, ſondern reiste in der That noch an demſelben Tage ab und zwar auf eigenthümliche Weiſe. Sie wollte nämlich wirklich das Pflaſter Münchens, wo ſie ihrer Meinung nach ſo ſchwer gekränkt worden war, nicht betreten, ließ daher die Kellner des Hotels „Zum ſchwarzen Adler", wo ſie wohnte, von der Thür des Hotels bis zu ihrem Wagen Spalier bilden und das Pflaſter mit Teppichen belegen. So ſchritt ſie denn wie eine Königin über die Teppiche dem Wagen entgegen. Die Teppiche reichten jedoch nicht vollſtändig und ſo war ein kleiner Raum unbelegt geblieben; als die Catalani zu dieſer Stelle kam, riß ſie, kurz entſchloſſen, ihr Manteltuch ab und warf es vor ſich nieder, damit ihr Fuß das Pflaſter der verhaßten Stadt nicht zu berühren brauchte. C. T.

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Unsern Knaben und Mädchen gewidmet!

Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I 8 M., Jahrgang II, III, IV, V und VI à 9 M.

Der Gute Kamerad darf sich als den erklärten Liebling der deutschen Knabenwelt ansehen. Seine unendliche Reichhaltigkeit, der helle, frische Ton, in dem er zu seinen Lesern spricht, verbunden mit sittlichem, erzieherischem Ernste, haben ihm die Sympathien der Eltern und Kinder erworben, deren er sich heute erfreut.

Spemanns Illustrierte Mädchen-Zeitung.

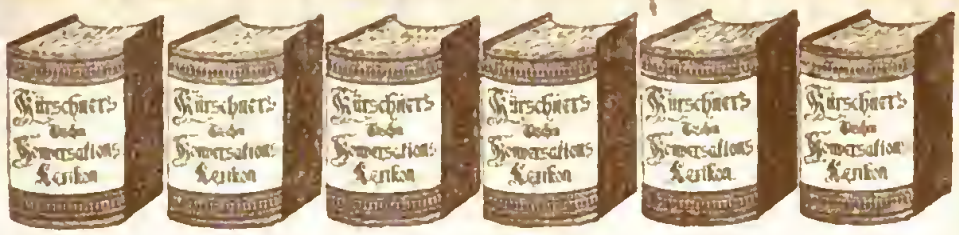
Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I, II, III und IV à 9 M.

Das, was „Der Gute Kamerad" für die Knaben-, ist „Das Kränzchen" für unsre Mädchenwelt. Es bietet Erzählungen, Gedichte, Essays, bringt Anweisungen für Malerei-, Stickerei-, Häkel- und andre Arbeiten, giebt Rezepte für Haus, Küche und Keller u. s. w. — kurzum das „Kränzchen" kennt und weiß die Bedürfnisse eines jungen Mädchens und trägt denselben in vollem Umfange Rechnung.

Abonnements in allen Buchhandlungen.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das billigste Lexikon ist:

❋ Kürschners ❋

Taschen-

Konversations-Lexikon.

Die siebente, vollständig umgearbeitete Auflage wurde mit einer Aussprachebezeichnung und zahlreichen Illustrationstafeln vermehrt, so daß es neben seinem übrigen, erstaunlich reichen Inhalt auf jede Frage eine prompte und zuverlässige Antwort geben kann.

Elegant in Ganzleinwand gebunden

❋ nur 3 Mark. ❋

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9816

Ausgewählte und wohlfeile Lektüre!

Die Collection Spemann

Deutsche Hand- und Hausbibliothek

möchte den Klagen über die hohen Bücherpreise in Deutschland abhelfen und die Möglichkeit, mit wenig Mitteln eine gute, ausgewählte Bibliothek anzulegen, näher bringen. In den bis jetzt erschienenen etwa 240 Bänden bietet die Collection Spemann eine Auswahl aus den besten, grundlegenden Erscheinungen der Litteratur der Kulturnationen und dient durch die Veröffentlichung der modernen ausländischen Romane in einer

Serie der Gegenwart

auch den weitgehendsten litterarischen Ansprüchen.

Ein elegant in Leinwand gebundener Band nur

eine Mark.

Zu haben in den meisten Buchhand[lungen]

Kataloge gratis.

Digitized by Google